



32101 066406057



Das

Gespensterbuch

Georg Müller / München

I 9 1 3

Das Gespensterbuch

Das Gespensterbuch

Herausgegeben von

Felix Schloemp

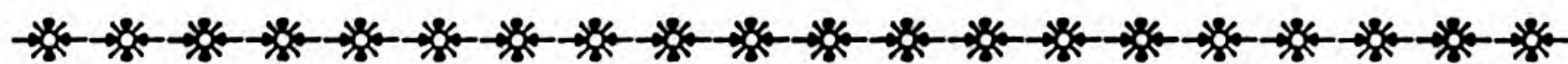
Mit einem Vorwort von

Gustav Meyrink

und Bildern von Paul Scheurich



1913



München bei Georg Müller

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in der Buchdruckerei von Mancke und Jahn in Rudolstadt gedruckt. 50 Exemplare wurden in Ganzpergament gebunden und in der Presse numeriert.

Dies Exemplar trägt die Nr.

Inhalt

	Seite
✓ Vorwort. Von Gustav Meyrinß	VI
Das Gespensterhaus. Von Edward Lytton-Bulwer .	1
Das Totenschiff. Von Pierre Mille	37
Der Sandmann. Von E. T. A. Hoffmann	55
Der Gorla. Von Guy de Maupassant	99
Wenn wir gestorben sind —. Von Frédéric Boutet .	133
Ein Gesicht Karls XI. Von Prosper Mérimée . . .	191
Die Spinne. Von Hanns Heinz Ewers	201
Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte. Von Rudyard Kipling	231
Die Maske des Roten Todes. Von Edgar Allan Poe .	243
✓ Das Präparat. Von Gustav Meyrinß	253
✓ Die arge Nonn'. Von Karl Hans Strobl	261
Wij, der Fürst der Dämone. Von Nikolaus Gogol .	305



3429
819
2 (RECAR)

Armfelig der Dichter, dessen Gebiet nicht größer ist als die sichtbare Natur.

Wirklich immer wieder müssen Gastwirte, Selder, Oberlehrer, Kühe und Kommerzienratstöchter geschildert werden! — Als ob's noch nicht genug Gastwirte, Selder, Oberlehrer, Kühe und Kommerzienratstöchter gäbe!

Überall hört man das Wort: „Kampf gegen die Schundliteratur.“ Gibt's ein besseres Mittel gegen die Schundliteratur als Bücher unters Volk bringen, die in künstlerischer Form das Gebiet behandeln, das von jeher das Volk anzog, anzieht und immer wieder anziehen wird: das Gebiet des Phantastischen! Wenn das heimliche Ideal der Menge nicht das Reich der Phantasie und des Romantischen ist, warum heißen denn dann z. B. unsere Schiffe „Klabautermann“, „Korsar“, „Pirat“ oder „Störtebecker“? Ich habe mein Leben tag nicht gehört, daß eins: „Bankdirektor“ oder „Oberlandesgerichtsrat“ geheißen hätte.

„Es gibt keine Gespenster“, höre ich da einwenden. — Weißt du das wirklich so ganz genau, vorgeneigter Leser! — Warte nur, wenn du Glück hast — oder Unglück, wie man's nennen will, dann kommt auch für dich der Tag, wo ein Gespenst zu dir den Weg findet — ein wirkliches, sichtbares, greifbares, wägbares Gespenst, das Eindrücke hinterläßt, die du zeitlebens nicht mehr vergißt. — Dann wird's dir für immer die Rede verschlagen, wenn du erzählst, was du gesehen und gegriffen hast — und du merkst, wie dein Gegenüber mühsam das Lachen verbeißt. — Dann wirst du am eigenen Leibe verspüren, was es heißt: ein Einsamer zu sein.

Es ist kein lebenswürdiges Reich, das des gespenstischen — es hat so gar nichts Sentimentales an sich. Gerade darum scheint es mir unerschöpfliche, künstlerische Qualitäten zu bergen. Diese Wesen herauszuholen, daß sie ihren feinen schimmernden Staub, das Unfaßbare, Eigentümliche, das ihnen

anhastet, nicht verlieren, bedingt beim Dichter vor allem die Fähigkeit, bei geschlossenen Augen mit unfehlbarer Sicherheit schauen zu können. — Oft haben da ganz Große schauderhaft daneben gehauen. — Ein winziges Sehlgreifen und, was sonst ein Kunstwerk hätte werden können, saust rettungslos hinab in den Abgrund des Schundes und der Hintertreppenromane. — Hier Shakespeares „Macbeth“, dort — — sagen wir einmal: „Der Müller und sein Kind.“

Soll's nur mal einer probieren, „unheimliche“ Geschichten schreiben. Eine Seite lang geht's herrlich, dann wird das „Gespenst“ immer grobdrähtiger und verwandelt sich langsam aber sicher in einen Segen Paketpapier. Und nicht einmal der „Rahmen“ will zu dem Ganzen passen. — Die sogenannte „natürliche“ Erklärung wird unausbleiblich; ein Abdrücken muß die Ursache des ganzen Erlebnisses abgeben.

Ja, ja, — so bloß vorlügen läßt sich eine Gespenstergeschichte nicht. — Da muß man zumindest erst einmal selber dran glauben. E. T. A. Hoffmann zum Beispiel fürchtete sich vor den Gestalten, die er geschaffen hatte, derart, daß er es nachts in seinem Zimmer zuweilen vor Grauen kaum aushalten konnte. — — — — —

— Ich wünsche dem Buch, das Selix Schloemp so farbig zusammengestellt hat: es möge seinen Eingang finden bei allen denen, die noch etwas übrig haben für phantastische Kunst. Es soll ihm das Motto voranstehen, das Bulwer seinem „Zanoni“ gab:

Laß dir raten:

Hab' die Sonne nicht zu lieb,

Und nicht die Sterne!

Komm! Folge mir ins dunkle Reich hinab.

Starnberg, im September 1912.

Gustav Meyrink.

Das Gespensterhaus.

Ein eignes Erlebnis und dessen Erklärung.

Von Edward Lytton-Bulwer.

Einer meiner Freunde, ein Schriftsteller und Philosoph, sagte eines Tages halb ernst, halb scherzhaft zu mir: „Denke dir, seit wir uns das letzte Mal sahen, habe ich im Mittelpunkte Londons ein Haus entdeckt, in dem Gespenster umgehen.“

„Wahrhaftig, spukt es darin? Und welche Sorte von Geistern?“

„Das kann ich dir nicht beantworten; alles, was ich darüber weiß, ist folgendes: Vor sechs Wochen suchten meine Frau und ich möblierte Zimmer. Wir schritten eine einsame Straße entlang und sahen an einem Fenster einen Zettel: ‚Möblierte Zimmer zu vermieten.‘ Die Lage sagte uns zu, wir betraten das Haus, die Zimmer gefielen uns, wir mieteten sie auf wöchentliche Kündigung und — verließen sie am dritten Tage. Keine Gewalt der Erde hätte meine Frau vermocht, länger darin zu bleiben, und ich wundere mich nicht darüber.“

„Was in aller Welt ist euch denn darin zugestoßen?“

„Entschuldige — aber ich habe durchaus keine Lust, als abergläubischer Träumer belächelt zu werden, noch kann ich andererseits verlangen, daß du auf meine Versicherung hin dich von etwas überzeugen ließest, was jeder anzweifelt, der es nicht mit eigenen Augen sah. Ich will dir nur eines sagen, es trieb uns weder Gehörtes noch Gesehenes hinweg; nein, es war ein unbeschreibliches Grauen, das uns beide befiel, so oft wir die Tür eines gewissen kleinen, leeren Zimmers zu passieren hatten, obschon sich durchaus nichts Ungewöhnliches aus demselben vernehmen ließ.“

Unserem Abkommen gemäß, bezahlte ich der Haushälterin den Wochenpreis am vierten Tage, indem ich ihr sagte, daß uns die Zimmer nicht ganz genehm seien und daß wir den Rest der Woche nicht darin verbleiben würden. Sie antwortete trocken: „Ich weiß weshalb, Sie sind bereits länger hiergeblieben, als irgendeiner Ihrer Vorgänger. Wenige

brachten eine zweite Nacht hier zu, niemand eine dritte. Es scheint, sie haben sich gütig gegen Sie benommen.'

„Sie? — Wer?“ fragte ich, indem ich gezwungen lächelte.

„Sie — je nun, ich meine diejenigen, die in diesem Hause umgehen; mögen sie sein, wer sie wollen, mich stören sie nicht. Ich entsinne mich »ihrer« Gegenwart Jahre und Jahre zurück, als ich dieses Haus nicht in dienender Stellung bewohnte; aber ich weiß sehr wohl, daß »sie« nicht die Ursache meines Todes sein werden. Mir ist das gleich, ich bin alt und muß sowieso sterben, und dann lebe ich doch in diesem Hause mit »ihnen« fort.'

Die Frau sprach mit so schwermütiger Resignation, daß mich eine Art von Scheu abhielt, weiter mit ihr zu plaudern. Niemand war froher, so leichten Kaufs davonzukommen, als meine Frau und ich."

„Du erregst meine Neugier aufs höchste“ — entgegnete ich — „ich könnte mir kaum etwas vorstellen, was mich mehr reizte, als in einem Hause zu nächtigen, in dem Gespenster umgehen. Bitte, gib mir die Adresse der Wohnung, die ihr so geflohen."

Ich erhielt dieselbe, und als wir schieden, wandte ich mich sofort dem bezeichneten Stadtviertel zu. Das Haus lag auf der nördlichen Seite von Oxfordstreet, in einer düsteren, aber anständigen Straße. Es war verschlossen. Kein Vermietungszettel war zu entdecken, keine Antwort kam auf mein Klopfen. Eben wollte ich mich wegwenden, da trat ein Bierjunge, der leere Zinnkrüge aus den nachbarlichen Häusern eingesammelt, auf mich zu und sagte höflich: „Suchen Sie jemand in diesem Hause, mein Herr?"

„Ja, ich hörte, es sei mietfrei."

„Zu vermieten? Ah, das sollte mich wundern, die Güterin desselben ist tot — seit drei Wochen tot und niemand findet sich, der Lust hätte, die vakante Stelle einzunehmen, obgleich Herr J. hohe Bezahlung dafür aussetzte. Er bot meiner

Mutter, die seine Aufwärterin ist, ein Pfund pro Woche, nur um täglich die Fenster zu öffnen und zu schließen, jedoch sie mochte das Anerbieten nicht annehmen.“

„Sie mochte nicht? Und aus welchem Grunde?“

„Weil es hier spukt; die Hüterin wurde mit weitauferissenen Augen in ihrem Bette tot aufgefunden. Sie sagen, der Satan habe sie erdrosselt.“

„Du nanntest eben Herrn J., den Besitzer des Hauses. Wo wohnt der?“

Ich gab dem Bierjungen seine wohlverdiente Belohnung für seine bereitwillige Auskunft und ging meines Weges weiter zu Herrn J. in G—street — ganz nahe der Straße, in der das Spukhaus stand. Ich war so glücklich, Herrn J., einen älteren Mann mit einem klugen Gesicht und einnehmendem Wesen, zu Hause zu treffen und teilte ihm mein Anliegen ohne Umschweif mit. Ich sagte, daß sein Haus als ein von unheimlichen Besuchern belästigtes bekannt sei, daß ich ein lebhaftes Verlangen hätte, Räume mit eigenen Augen zu sehen, die in jenem zweifelhaften Rufe stünden, und daß ich ihm zu größtem Dank verpflichtet sein würde, wenn er es mir mietweise nur für eine Nacht zur Verfügung stellen wolle. Ich wolle jeden Preis, den er irgend fordere, für diese Gefälligkeit zahlen.

„Mein Herr,“ sagte Herr J. mit ausgesuchter Höflichkeit, „das Haus steht Ihnen ganz zur Verfügung, für so lange oder so kurze Zeit, als es Ihnen irgend beliebt. Miete dafür anzunehmen, steht für mich völlig außer Frage — die Verpflichtung ist ganz auf meiner Seite, da es Ihnen ja möglicherweise gelingen kann, die Ursache der sonderbaren Erscheinungen zu entdecken, die das Haus augenblicklich gänzlich wertlos machen. Ich kann es geradezu nicht vermieten, denn ich finde nicht einmal jemand, der es in Ordnung halten und an der Türe Rede stehen will. Unglücklicherweise spukt

es wahrhaftig darin (und das ist nicht einmal der rechte Ausdruck dafür), denn es geschieht dies nicht nur bei Nacht, sondern am hellen, lichten Tage, obschon die Ruhestörungen und Erscheinungen des Nachts unheimlicheren, ja manchmal geradezu erschreckenden Charakters sind.

Ich befreite die beklagenswerte Alte, die vor drei Wochen starb, einst aus dem Armenhause. Sie war meiner Familie als Kind schon bekannt und hatte bessere Tage gesehen, befand sich sogar in so guten Verhältnissen, daß sie einst Abmieterin meines Oheims gewesen war. Sie hatte eine leidliche Erziehung genossen, besaß einen starken Geist und war das einzige Wesen, was ich je zu überreden vermochte, in jenem Hause auszuhalten. Ich muß sagen, seit ihrem plötzlichen Tode, dessen Art durch den Leichenbeschauer allgemein bekannt wurde, verzweifelte ich daran, ihre Stelle je wieder besetzt zu sehen, noch viel weniger einen Mieter zu finden. Ich überlasse das Haus mit Vergnügen jedem auf ein Jahr gratis, der sich verpflichtet, die Steuern dafür auf seine Schultern zu nehmen.“

„Seit wann hat denn Ihr Haus diesen unheimlichen Charakter?“

„Das bin ich kaum in der Lage, Ihnen beantworten zu können, es ist lange — sehr lange her.

Die alte Frau, die ich gleichfalls darüber befragte, meinte, es habe dreißig bis vierzig Jahre hindurch, ehe sie es mietete, darin gespuht. Ich meinerseits habe den größten Teil meines Lebens im ostindischen Zivildienst verbracht. Im vorigen Jahre kehrte ich nach England zurück, um die Erbschaft eines Onkels anzunehmen, unter dessen Nachlaß jenes fragliche Haus war. Ich fand es mit verschlossenen Fensterläden und Türen vor. Die Sama ging, es hausten Gespenster darin und es sei deshalb von allen lebenden Wesen gemieden. Ich belächelte dies unglaubliche Gistörchen, gab Geld aus, sein Inneres und Äußeres zu renovieren, fügte dem altväterischen Ameublement

neue hübsche Stücke hinzu, inserierte die Wohnung und bekam einen Mieter auf ein Jahr. Es war ein Oberst außer Dienst.

Er bezog das Haus mit seiner Familie, bestehend aus Tochter, Sohn und vier bis fünf Dienstboten — am nächsten Tage verließen sie es sämtlich. Jeder einzelne beschwor, eine andere Erscheinung gehabt zu haben, doch alle erfüllte das gleiche Entsetzen.

Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, den Obersten wegen Kontraktbruches gerichtlich belangen zu lassen — ja, ich konnte ihn nicht einmal tadeln. —

Darauf wies ich der besagten Alten ihre Stellung als Hüterin an und autorisierte sie, das ganze Grundstück, in kleine möblierte Wohnungen parzelliert, zu vermieten. Ich hatte nie einen Mieter, der über zwei Tage geblieben wäre.

Es würde zu weit führen, Ihnen die Erlebnisse der einzelnen zu erzählen — nicht zwei davon haben die gleiche Erscheinung gehabt. Jedoch — urteilen Sie lieber selbst, anstatt mit beeinflusster Phantasie jene Schwelle zu überschreiten; bereiten Sie aber Ihren Geist vor, Ungewöhnliches zu sehen und zu hören, und wappnen Sie sich mit jeder Vorsichtsmaßregel, die Ihnen irgend zu Gebote steht.“

„Haben Sie selbst nie den Versuch gemacht, einmal eine Nacht in jenem Hause zuzubringen?“

„Gewiß. Ich verblieb zwar keine Nacht darin, hingegen drei Stunden bei strahlender Tageshelle. Meine Neugier ist nicht befriedigt, aber sie ist gedämpft. Ich empfinde keinerlei Verlangen, das Experiment je zu wiederholen. Sie sehen, mein Herr, ich gehe Ihnen gegenüber sehr offenherzig zu Werke und rate Ihnen wohlmeinend, wenn Ihr Verlangen nicht ganz besonders dringend und Ihre Nerven nicht ganz besonders stark sind, — stehen Sie ab davon, eine Nacht in jenem Hause zu verbringen.“

„Mein Interesse ist ein nicht zurückdrängendes,“ sagte ich, „nur ein Feigling verkriecht sich hinter seine zarten Nerven, sobald es gilt, einer ungewöhnlichen Situation die Stirne zu bieten, auch sind die meinigen durch Gefahren jeder Art gestählt. Ich kann mich mit vollem Recht auf sie verlassen — sogar Geistern gegenüber!“

Herrn J.'s Gegenargumente schienen erschöpft. Er nahm aus seinem Schreibpulte die Schlüssel des verhängnisvollen Hauses, gab sie mir, und ihm aufrichtig für seine Offenheit und freundliche Erfüllung meines Wunsches dankend, trug ich meine Beute im Triumph davon. Brennend vor Ungeduld nahm ich, zu Haus angelangt, meinen treuen Diener vor. Es war ein junger Mensch von sprudelndem Temperament, furchtlosem Charakter und freier von abergläubischen Vorurteilen als irgend jemand.

„Frank,“ sagte ich, „du erinnerst dich, wie enttäuscht wir waren, als wir in Deutschland in jenem alten Schlosse übernachteten, wo das Gespenst ohne Kopf, das darin umgehen sollte, uns nicht erschien. — Soeben höre ich von einem Hause hier in London, in dem die Geister sich weniger zurückhaltend benehmen. Ich beabsichtige eine Nacht daselbst zuzubringen. Nach allem, was ich höre, bleibt jeder Zweifel ausgeschlossen, daß wir es nicht verlassen werden, ohne Absonderliches gehört oder gesehen zu haben, im Gegenteil — vielleicht sogar Haarsträubendes. Kann ich, wenn ich dich mit mir nehme, mich felsenfest auf deine Geistesgegenwart verlassen, es erzeuge sich, was da wolle?“

„O Herr, bitte, verlassen Sie sich auf mich,“ antwortete Frank, indem er vor Vergnügen strahlte.

„Nun gut — hier sind Adresse und Schlüssel des Hauses. Geh, wähle mir ein Schlafzimmer nach deinem Geschmack, und da seit Monaten keine Seele diese Räume betrat, lüfte das Bett, mache ein behagliches Feuer, und vergewissere

dich hinreichend, ob Lichter und Brennmaterial vorhanden sind. Nimm meine Pistole und meinen Degen an dich — damit wäre mein Teil erledigt. Nun rüste auch du dich wohl aus, und wenn wir alsdann nicht einem halben Duzend Gespenster gewachsen sind, erkläre ich uns für ein paar erbärmliche Wichte.“

Ich meinstetils war für den Rest des Abends durch Geschäfte so dringender Natur in Anspruch genommen, daß mir keine Muße blieb, über das nächtliche Abenteuer, dem ich förmlich meine Ehre verpfändet hatte, nachzugrübeln.

Ich speiste sehr spät und allein, meiner Gewohnheit nach beim Essen lesend. Meine Lektüre waren Macaulays Essays. Ich beschloß, das Buch mitzunehmen. Es war ein so kerniger Stil, so viel praktische Lebenswahrheit darin, daß es mir wie ein Gegengift gegen die Einflüsse einer überreizten Phantasie vorkam. Gegen halb zehn Uhr steckte ich das Buch ein und schlenderte gemächlich dem Geisterhause zu. Ich nahm meinen Lieblingshund mit mir, einen außergewöhnlich schneidigen Bullterrier — einen Hund, der nachts in den unheimlichsten Schlupfwinkeln und Durchgängen auf Rattenfang herumstrolchte — ein kapitaler Hund einem Gespenst gegenüber.

Es war eine kühle Sommernacht. Leichte Wolkengebilde überzogen den Himmel. Dennoch war der Mond sichtbar; jedoch sein Licht war fahl verblässhend. — Aber es war doch ein Mond; und wenn es die Wolken gestatteten, so konnte er gegen Mitternacht mit intensiverem Lichte leuchten. Ich erreichte das Haus, flopfte, und mein Diener öffnete mir mit einer vergnügten Grimasse.

„Herr, es ist alles in bester Ordnung und sehr gemütlich hier.“

„Oh,“ erwiderte ich enttäuscht; „ist dir denn gar nichts Verdächtiges begegnet?“

„Doch, Herr, ich will offen sein, ich hörte etwas Sonderbares.“

„Wie denn? — Sprich!“

„Das Geräusch von Fußritten trappelte hinter mir her und ein- bis zweimal hörte ich ein leises Geflüster dicht an meinem Ohr — sonst weiter nichts.“

„Du bist also nicht im geringsten furchtsam?“

„Ich?! Herr, durchaus nicht,“ und des Burschen fühner Blick bürgte mir von neuem dafür, daß — möge kommen, was da wolle — er mich nicht verlassen würde!

Wir standen im Vestibül, die Haustür war geschlossen, und meine Aufmerksamkeit lenkte sich auf den Hund.

Dieser lief zuerst fidel hinein, froh aber bald zur Ausgangstür zurück und fragte und winselte, um hinausgelassen zu werden. Ich streichelte seinen Kopf, ermutigte ihn freundlich und der Hund schien sich mit seiner Lage auszusöhnen. Er folgte mir und Frank an die Fersen geheftet durch das Haus, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, voranzulaufen, um schnuppernd das fremde Terrain zu rekonoszieren.

Wir untersuchten zuerst die Souterrain-Räume, Küche, Speisegewölbe und besonders die Keller. Zwei bis drei völlig mit Spinnweben überzogene Flaschen Wein lagerten dort, augenscheinlich seit vielen Jahren in ungestörter Ruh'. Zechbrüder waren die Geister also nicht. Im übrigen entdeckten wir nichts Bemerkenswerthes. Es war dort ein kleiner düsterrer, von hohen Mauern rings umschlossener Hinterhof. Die Steinplatten auf dem Fußboden waren feucht und mit Staub, Ruß und Nässe bedeckt; daher hinterließen unsere Fußtritte leichte Spuren. Jetzt zeigte sich in dieser sonderbaren Umgebung die erste Außergewöhnlichkeit, deren Augenzeuge ich war.

Plötzlich vor mir, auf dem feuchten Gestein, formte sich von selbst eine fremde Fußspur. Ich stand still, faßte meinen Diener

am Arm und deutete nach der Stelle hin; soeben formte sich die zweite. Ich trat rasch darauf zu, aber die fremde Spur blieb immer auf einen Schritt mir voraus. Es war eine kleine Spur, wie vom Fuße eines Kindes, indes war der Eindruck zu schwach, um die Form vollständig beurteilen zu können. Im Augenblick hatten wir beide den Gedanken, daß sie der Abdruck eines nackten Kinderfußes sei. Das Phänomen verschwand, als wir an der gegenüberliegenden Mauer ankamen, und wiederholte sich auch auf dem Rückweg nicht. Wir stiegen die Treppen wieder hinauf und betraten die Zimmer zu ebener Erde, das Speisezimmer, ein kleines Wohnzimmer und einen dritten winzigen Raum, der mutmaßlich als Bedientenzimmer benutzt worden war, alle still wie das Grab. Dann gingen wir in die Salons, die neu eingerichtet schienen. Im Vorderzimmer angelangt, setzte ich mich auf einen Armstuhl.

Sranß stellte das Licht, mit dem er geleuchtet, auf den Tisch. Ich befahl ihm, die Tür zu schließen. Als er sich umwandte, meinen Befehl auszuführen, begann ein mir gegenüber an der Wand stehender Stuhl sich schnell und geräuschlos vorwärts zu bewegen und blieb einen Meter entfernt mir gegenüber still stehen.

„Nun, wenn's weiter nichts ist,“ sagte ich mit einem halben Lachen, „'s ist mir lieber als Tischrücken!“

Als ich lachte, warf aber mein Hund den Kopf zurück und heulte. Sranß war, indem er sich wandte, die Wanderschaft des Stuhles entgangen. Er beschäftigte sich damit, den Hund zu beschwichtigen. Ich hatte ununterbrochen den Stuhl im Auge und glaubte darauf, wie aus bläulichem Dunst gewoben, die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen. Die Linien waren jedoch so unklar, daß ich meiner eigenen Phantasie zu mißtrauen anfing. Der Hund hatte sich wieder beruhigt.

„Stelle diesen Stuhl mir hier gegenüber an die Wand zurück,“ sagte ich zu Sranß. Er gehorchte.

„Waren Sie das, Herr?“ fragte er, sich kurz umdrehend.

„Ich — was!“

„Ich bekam eben einen Schlag. Ich fühle denselben schmerzhaft hier an der Schulter.“

„Nein,“ sagte ich. „Aber wir haben es mit Taschenspiellern zu tun, und wenn wir auch ihren Kunststückchen nicht auf die Spur kommen, so werden wir sie doch fangen, ehe sie uns verblüffen.“

Wir hielten uns nicht weiter in den Salons auf, sie waren so feucht und kalt, daß ich mich freute, hinauf in mein Zimmer und an das Feuer zu kommen. Wir verschlossen die Tür. Eine Vorsichtsmaßregel, die wir überhaupt durchgängig beobachteten. Das von meinem Diener für mich gewählte Schlafzimmer war das beste in der ganzen Etage. Höchst geräumig, hatte es zwei Fenster Front nach der Straße zu. Ein vierfüßiges Bettgestell, das dem Kamin gegenüber stand, in dem ein helles Feuer prasselte, nahm keinen bedeutenden Raum ein. Zwischen Fenster und Bett befand sich die Tür des Kabinetts, worin sich mein Diener etabliert hatte. Es war dies sehr klein und enthielt nichts außer einem Schlafsofa. Keine Verbindungstür führte nach dem Treppenhaus — auch existierte sonst keine Tür, außer dieser, die zu meinem Zimmer führte. Zu beiden Seiten meines Kamins waren Wandschränke ohne Schlösser angebracht und mit derselben melancholischen Tapete wie die Wand überklebt. Wir untersuchten die Schränke genau — sie enthielten nur einige Haken zum Aufhängen weiblicher Kleidungsstücke, sowie auch die äußeren Wände; alles erwies sich durchaus massiv. Nachdem ich mein Zimmer so inspiziert, wärmte ich mich ein wenig, zündete mir eine Zigarre an und ging dann, von Franke begleitet, meine Rekognoszierung zu vollenden.

Auf dem Treppenabsatz vor unsern Gemächern war eine zweite Tür — sie war fest verschlossen. „Herr,“ — sagte mein

Diener überrascht, — „ich schloß bei meinem Kommen diese Thür so gut wie alle übrigen auf, auch kann sie nicht von innen verriegelt worden sein, denn es ist . . .“ Ehe er den begonnenen Satz vollendete, ging besagte Thür, ohne daß sie einer von uns berührt hätte, langsam von selbst auf. Wir sahen uns gegenseitig einen Augenblick verblüfft an. Ein und derselbe Gedanke beschlich uns — irgendeine menschliche Einwirkung mußten wir hier entdecken! Ich schritt voran, mein Diener folgte. Wir befanden uns in einem kleinen, öden, düsteren Zimmer ohne jegliches Ameublement, einige leere Koffer und Körbe in einer Ecke. Die Läden des einzigen kleinen Fensters waren geschlossen, nicht einmal ein Kamin fand sich vor, keine andere Thür als die, durch die wir eingetreten waren, kein Teppich auf dem Fußboden, obschon derselbe alt, uneben und wurmstichig war, was die hellen, ausgebleichten Flecke deutlich befundeten. Kein lebendiges Wesen war sichtbar, kein Platz, wo sich eines hätte verbergen können. Während wir noch da standen und rundum blickten, schloß sich die Thür langsam von selbst, genau so, wie sie sich zuvor geöffnet. — Wir waren Gefangene.

Zum ersten Male überkam mich ein unaussprechliches Grauen — nicht so meinen Diener.

„Ich glaube gar, Herr, die denken uns fangen zu können — ich sage Ihnen, mit einem Stoß meines Fußes fliegt die verwitterte Thür auf.“

„Sieh zuvor, ob sie nicht deiner Hand weicht,“ sagte ich und suchte meine Furcht abzuschütteln, während ich die Läden öffnete, um mich zu überzeugen, wie es außerhalb aussah. Ich schob die Riegel zurück. Das Fenster ging auf den kleinen zuvor beschriebenen Hof hinaus. Ich konnte keinen Vorsprung außerhalb entdecken, es ging senkrecht hinab. Niemand hätte, um durch dieses Fenster zu entfliehen, irgendwo festen Fuß fassen können, ehe er hinab auf die Steinplatten kam.

Stranß hatte die ganze Zeit über erfolglose Versuche gemacht, die Thür zu öffnen. Er wandte sich jetzt um und bat um die Erlaubnis, Kraft anwenden zu dürfen.

Ich muß, um diesem Menschen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hier nochmals konstatieren, wie völlig frei von jeglicher Furcht er war.

Seine Kaltblütigkeit, seine ganze Haltung, ja sogar Heiterkeit unter so außergewöhnlichen Verhältnissen zwangen mir Bewunderung ab. Ich beglückwünschte mich innerlich zu diesem Genossen, welcher der Situation so ganz gewachsen war, und gab ihm willig die verlangte Zustimmung. Obwohl er ein außergewöhnlich starker Mann war, erwies sich doch seine Kraft hier ebenso machtlos wie seine mäßigeren Anstrengungen — die Thür rührte sich nicht unter seinen Stößen. Nun versuchte auch ich mich an der Thür, — alles umsonst. Als ich meine Versuche aufgeben mußte, kam wieder jene namenlose Angst über mich. Diesmal war sie anhaltender — unbezwinglicher. Ich hatte das Gefühl, als stiege ein geisterhaftes Wesen aus den Ritzen des holprigen Fußbodens auf und füllte die Atmosphäre mit giftigem, der menschlichen Existenz feindseligem Dunst. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür wieder langsam und geräuschlos, ganz von selbst. Rasch sprangen wir auf den Treppenabsatz hinaus. Nun sahen wir ein großes bleiches Licht vor uns herschweben, so groß wie eine menschliche Gestalt, jedoch form- und masselos. Es bewegte sich die Treppe hinauf, die zu den Böden führte. Ich folgte dem Licht und mein Diener folgte mir. Die Erscheinung schlüpfte in eine zur Rechten gelegene Dachkammer, deren Thür offen stand. Ich trat sofort auch ein. Da schrumpfte das große Licht zu einer kleinen Kugel zusammen, die strahlend und lebhaft leuchtend einen Augenblick über einem Bett in der Ecke schwebte, flackerte und verschwand. Wir näherten uns dem Bett und untersuchten es genau. Es hatte ein eiser-

nes Gestell, wie man es oft auf Böden als Schlafstätte für die Dienerschaft findet.

Auf der Kommode dicht daneben lag ein altes, verblaßtes, seidenes Tuch; eine Nadel steckte noch in dem halb reparierten Riß. Das Tuch war dick mit Staub bedeckt, jedenfalls gehörte es der alten letztverstorbenen Haushälterin, und dies mochte ihr Schlafraum gewesen sein. Meine Neugier stieg. Ich öffnete die Sächer. Allerlei Überreste weiblicher Kleidungsstücke nebst zwei mit einem gelben Band umbundene Briefe lagen darin. Ich war so frei, dieselben an mich zu nehmen. Außerdem fanden wir nichts Bemerkenswerthes in dem Zimmer vor, noch tauchte das Licht wieder auf, wohl aber vernahmen wir beide genau leise, trippelnde Schritte dicht vor uns. Die Inspizierung der vier bis fünf anderen Böden ergaben nichts — doch waren und blieben die Fußtritte uns stets voraus. Nichts war zu sehen — absolut nichts, aber der trippelnde Schritt war desto mehr zu hören. Meine Hand umschloß fest die beiden Briefe. Als ich die Treppe hinabstieg, fühlte ich deutlich mein Handgelenk umflammert und einen schwachen Versuch, mir die Briefe zu entwinden. Ich schloß meine Hand fester, und der Druck am Gelenk ließ nach.

In mein Schlafzimmer zurückgekehrt, fiel es mir erst jetzt auf, daß mein Hund uns nicht gefolgt war, als wir es verließen, sondern sich zitternd an das Feuer drängte. Ungeduldig faltete ich die Briefe auseinander, und während ich las, nahm mein Diener die Waffen, die ich ihm befohlen mitzunehmen, aus ihren Futteralen. Er placierte sie auf meinen Nachttisch und bemühte sich dann vergebens, den Hund zu beschwichtigen.

Die Briefe waren kurz, sie waren datiert und die Daten fünf- unddreißig Jahre alt. Offenbar waren es Billetts eines Liebhabers an seine Erwählte oder eines Gatten an sein junges Weib. Nicht allein die Ausdrücke, sondern auch ganz bestimmte An-

spielungen auf eine frühere Seereise charakterisierten den Seemann. Orthographie und Handschrift waren die eines nur mittelmäßig gebildeten Menschen, dennoch war die Sprache an sich mächtig. Durch alle lieblosenden Ausdrücke hindurchklang eine Art von wilder Leidenschaft, und hier und da fanden sich Andeutungen über ein Geheimnis, das sich jedoch auf keine Liebesaffäre bezog, sondern auf ein Verbrechen.

„Wir sollten uns lieben,“ so lautete, wie ich mich deutlich erinnere, die eine Stelle, „denn wie würde die Welt uns fluchen, wüßte sie darum.“ Und weiter: „Teile dein Schlafgemach nie mit jemand, denn du sprichst im Schlaf.“ Serner wiederum: „Geschehenes ist unabänderlich und ich sage dir, kein Zeuge steht gegen uns auf, es sei denn, die Toten kehren wieder.“ Hier war mit einer besseren, und zwar weiblichen Handschrift geschrieben und unterstrichen: „Sie stehen wieder auf!“ Am Schluß des Briefes jüngsten Datums endlich hatte dieselbe weibliche Hand weiter geschrieben: „Gestorben auf dem Meere am 4. Juni, an demselben Tage als —“

Ich ließ die Hand sinken und verlor mich in Sinnen über das Gelesene. Indessen fürchtete ich, der Gedankengang nach dieser Richtung hin möchte meine Nerven aufregen. Ich war fest entschlossen, meinen Geist in der nötigen Spannkraft zu erhalten, um gegen alles Wunderbare gewappnet zu sein, es komme, was da wolle.

Bereits rückte die Nacht bedeutend vor. Ich sprang empor, legte die Briefe auf einen Tisch, schürte das Feuer, das lustig knisterte, und öffnete meinen Band Macaulay. Mit leidlicher Gemütsruhe las ich bis einhalb zwölf Uhr, dann warf ich mich auf mein Bett, hieß meinen Diener sich zurückziehen, jedoch sich wachhalten und die Verbindungstür unserer Zimmer nicht zuschließen. Ungefähr zwanzig Minuten später war mir, als streife ein außerordentlich kalter Luftzug meine Wange. Die Tür rechts, nach dem Flur, schien aufgegangen zu sein, aber

nein, sie war zu. Ich wandte mich links und sah, wie die Flamme meines Lichtes, wie vom Luftzug bewegt, heftig hin und her flackerte. Im selben Augenblick glitt meine, dicht neben dem Revolver liegende Uhr sacht vom Tisch, leise, leise, wie von unsichtbarer Hand gezogen, sie war verschwunden. Ich schnellte empor, ergriff mit einer Hand den Revolver, mit der anderen den Degen, denn ich verspürte keine Lust, meine Waffen das Schicksal meiner Uhr teilen zu lassen. So bewaffnet, spähte ich auf dem Fußboden herum, aber keine Spur von meiner Uhr. Jetzt begann es dreimal langsam am Kopfende meines Bettes zu klopfen.

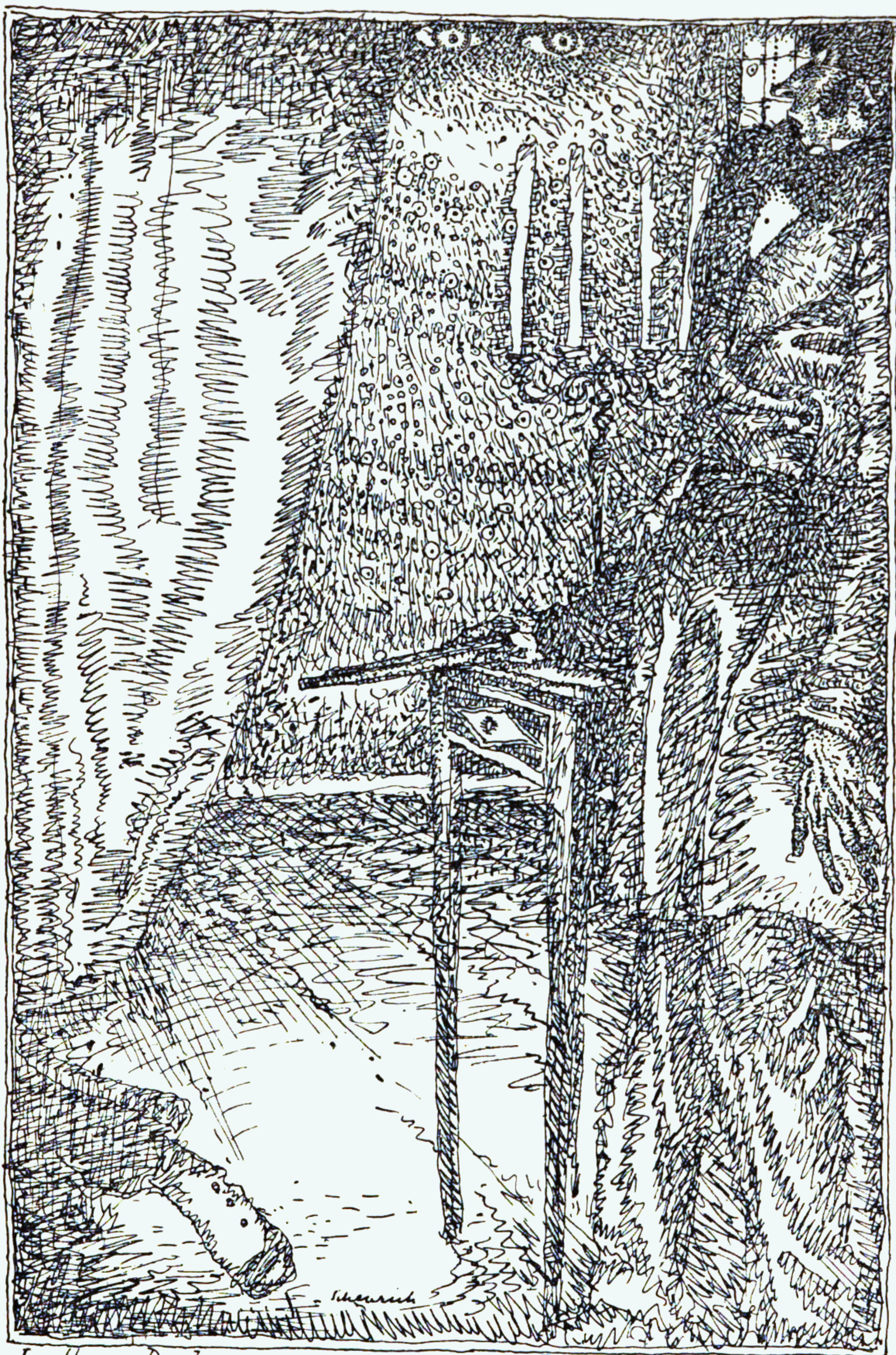
„Sind Sie das, Herr?“ rief mein Diener.

„Nein, sei auf deiner Hut.“

Nun sprang der Hund auf, setzte sich aufrecht, spitzte die Ohren und bewegte sich rasch nach rückwärts und vorwärts. Er sah mich dabei mit sonderbar beredtem Blick an, so daß sich meine volle Aufmerksamkeit auf mein Tier konzentrierte. Plötzlich erhob dasselbe sich langsam, jedes Haar an ihm sträubte sich, es stand starr und festgebannt da und hatte einen wilden Blick. Es blieb mir jedoch keine Zeit, den Hund länger zu beobachten. Mein Diener stürzte aus seinem Zimmer heraus.

Wenn ich je das Entsetzen in einem menschlichen Antlitz sah, so war es in dieser Stunde. Ich hätte den Mann nicht erkannt, wenn er mir auf der Straße begegnet wäre, so verzerrt waren seine Züge. Er flog an mir vorüber und raunte in einem Ton, der kaum von seinen Lippen zu kommen schien: „Laufen Sie, was Sie können — er ist hinter mir.“

Er erreichte die Tür zum Korridor, riß sie auf und rannte fort. Ich folgte ihm unwillkürlich, wollte ihn zurückrufen, aber ohne mich zu beachten, schwang er sich, krampfhaft das Treppengeländer fassend, hinab, riß die Haustür auf und ich hörte nur noch, wie sie zuschlug — ich war allein im Geister-



Lytton Bulwer

Das Gespensterhaus

hause. Ich gestehe, ich schwankte einen Augenblick, ob ich meinem Diener folgen sollte oder nicht, allein Stolz und Neugier hielten mich von feiger Slucht zurück. Ich trat wieder in mein Zimmer, schloß die Thür und schritt vorsichtig nach dem kleinen Kabinett, fand aber keinerlei Erklärung für meines Dieners Entsetzen. Nochmals die Wände prüfend, tastete ich, nach einer geheimen Thür suchend, umher, aber es fand sich keine Spur davon, auch nicht das kleinste Rißchen in der Tapete. Wie in aller Welt hatte dasjenige, was ihn verscheucht, möge es heißen, wie es wolle, Zutritt gefunden, außer durch mein Zimmer. Ich verfügte mich zurück in dasselbe, schloß und verriegelte die Thür zum Kabinett und stellte mich an den Kamin, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt bemerkte ich, daß mein Hund in die Ecke des Zimmers kroch und sich derartig dagegen drückte, als wolle er sich buchstäblich den Weg in die Wand erzwingen. Ich näherte mich dem armen Tier und sprach ihm zu, es war außer sich vor Furcht, fletschte die Zähne, geiferte und hätte mich sicher gebissen, dafern ich es berührte. Er schien mich nicht zu erkennen. Wer jemals in einem zoologischen Garten ein Kaninchen durch den Blick der Schlange gebannt in einem Winkel hocken sah, der nur kann sich die Todesqual ausmalen, die der Hund ausstand. Als alle Versuche scheiterten, das Tier zu besänftigen, fürchtend, daß sein Speichel, wie bei der Tollwut, giftig sein könnte, überließ ich es sich selbst, legte meine Waffen auf den Tisch zurück, setzte mich und nahm Macaulay wieder auf. Nach kurzer Zeit gewahrte ich, daß sich etwas zwischen Licht und Buch stellte, denn es fiel ein Schatten auf das Blatt. Ich sah auf und sah, was mir schwer, vielleicht nie glücken wird, zu beschreiben. Es war ein dunkles Etwas vor mir, das sich wie aus Luft von selbst bildete und sehr unentschiedene Konturen zeigte. Ich kann nicht sagen, daß es eine menschliche Gestalt war, und doch hatte es eine große Ähnlichkeit mit

einer solchen oder wenigstens mit dem Schatten derselben. Je länger ich hinsah, desto mehr lösten sich Licht und Schatten voneinander los und die Größenverhältnisse der Erscheinung schienen mir enorm, denn das oberste Ende berührte fast die Decke. Während ich unablässig darauf hinstarrte, empfand ich einen Hauch von eisiger Kälte. Ein Eisberg direkt vor mir hätte mich nicht mehr zusammenschauern machen können, noch hätte er eine so intensive Kälte ausströmen vermocht. Als ich fortfuhr, das Ungeheuerliche anzustieren, kam es mir vor (jedoch das kann ich nicht einmal bestimmt behaupten), als unterscheide ich ein paar Augen, die aus der Höhe auf mich herabsahen. Einen Augenblick schien mir ihre Existenz zweifellos, den andern waren sie wieder verschwunden, jedoch zwei Strahlen bläulichen Lichtes schossen durch das Dunkel, und zwar gingen sie von jener Stelle aus, wo ich glaubte, daß mir vorhin Augen begegnet waren. Ich versuchte zu sprechen — meine Stimme versagte vollständig.

Ist das Furcht? dachte ich bei mir. O nein, die Fenne ich nicht. Ich wollte aufstehen — umsonst — eine unsichtbare Gewalt hielt mich nieder. Ein fremder Wille lehnte sich gegen den meinigen auf, ein unendlich überlegener, ungefähr so, wie Sturm und Feuer der Menschenhand gegenüber. Und nun, da dieser Gedanke mehr und mehr in mir zur Überzeugung reifte — kam ein Entsetzen über mich, das jeder Beschreibung spottete. Nur mein Stolz hielt mich aufrecht — nicht mein Mut. Entsetzen ist das, sagte ich mir, und keine Furcht; so lange ich aber diese banne, wird mich nichts anfechten, weil meine Vernunft alles dies für ein Gebilde der Phantasie hält. Mit einer heftigen Bewegung gelang es mir, meine Hand nach meinen Waffen auszustrecken, als ich es aber tat, bekam ich einen eigentümlichen Ruck und mein Arm sank kraftlos an meiner Seite nieder. Und nun, um das Maß des Grauens voll zu machen, nahm der Glanz der Lichter mehr und mehr

ab, sie verlöschten nicht, aber ihre Flamme schien wie langsam zurückgezogen zu werden. Genau so geschah es mit dem Feuer im Kamin und in wenigen Augenblicken lag das Zimmer im tiefsten Dunkel. Die Angst, bei der Idee, mit dem dunklen Etwas, dessen Macht ich vorhin so intensiv gefühlt hatte, im Sinstern allein zu sein, brachte eine Gegenwirkung in mein Nervensystem. Das Entsetzen in mir hatte jenes Stadium erreicht, daß mich entweder meine Sinne verlassen hätten oder ich den Zauber brechen mußte. Ich brach ihn. Ich fand meine Stimme wieder, obgleich sie mehr wie ein Aufschrei klang. Ich erinnere mich, daß ich Worte herausstieß wie: „Ich fürchte mich nicht, meine Seele ist frei von Schuld,“ zu gleicher Zeit fand ich die Kraft zum Aufstehen. Von tiefem, tiefem Dunkel umgeben, flog ich nach der Fensterseite hin — riß den Vorhang zurück und stieß die Läden auf — mein einziger Gedanke war Licht!

Und wie ich den Mond so ruhig, hoch und klar über mir sah, empfand ich eine Freude, die mich für alle Schrecknisse entschädigte. Da stand der Mond, da waren die Gasflammen in der öden, menschenleeren Straße. Ich wandte mich nach dem Zimmer zurück. Der Mond durchdrang dessen dunkle Schatten nur spärlich und teilweise — aber es war eben doch Licht darin. Das dunkle Etwas war verschwunden, nur einen düsteren Reflex, als wäre er der Schatten der Schattengestalt, nahm ich an der gegenüberliegenden Wand wahr. Mein Auge fiel nun auf den alten, runden Mahagonitisch, der ohne Decke da stand. Da erhob sich eine Hand bis zum Handgelenk sichtbar. Sie schien von Fleisch und Blut wie meine eigene zu sein, aber es war die einer älteren Person — dürr, runzlig und klein dazu — eine Frauenhand. Diese Hand umschloß sanft die beiden Briefe auf dem Tisch — Hand und Briefe verschwanden. Nun folgten erneut die drei abgemessenen Stöße gegen die Bettwand zu Häupten, die ich vor Beginn

des wunderbaren Dramas bereits vernommen. Als dieser Lärm vorüber war, erbehte das Zimmer fühlbar, und von nah und fern tauchten Kügelchen, wie erleuchtete Wasserblasen in allerlei Farben, grün, gelb, feuerrot und himmelblau, auf. Sinauf und herunter, herüber, hinüber, hierhin, dorthin, winzigen Irrlichtern gleich, bewegten sich die Funken, langsam und schnell, je nach Laune. Ein Stuhl (wie zuvor im Salon unten) rückte langsam von der Wand aus vorwärts, ohne sichtbare Aktion und postierte sich mir gegenüber am Tisch. Plötzlich, wie von dem Stuhl empor, wuchs ein Schatten weiblicher Form. Er war so deutlich sichtbar, wie eine lebende Gestalt und doch totenbleich, wie eine Leiche. Das Gesicht war jugendlich, von sonderbar melancholischer Schönheit. Hals und Schultern waren entblößt und das übrige der Erscheinung in ein langes weißes Gewand gehüllt. Die Gestalt glättete ihr langes, gelbliches, über die Schultern fallendes Haar. Ihr Blick war unverwandt auf die Tür geheftet, sie schien lauschend, spähend zu warten. Der Schatten der Schattengestalt im Hintergrund wurde tiefer und abermals schien es mir, als funkelten Augen aus der Höhe nieder, den weiblichen Schatten beobachtend. Aus der Tür, ob schon sie sich nicht öffnete, wuchs eine andere Gestalt heraus, gleich deutlich, gleich aschfahl, die eines jungen Mannes. Er war in der Tracht des vorigen Jahrhunderts oder wenigstens in einer ganz jener ähnlichen. Die männliche, sowie die weibliche Gestalt, wenngleich sehr deutlich, waren unbedingt masselos, nicht greifbar, sondern Gespenster, und zwar war an ihnen etwas Widerstreitendes, Gegensätze, die sich bekämpften. Beide waren lächerlich und furchtbar zugleich in dem mühsamen Aufputz ihrer alten Kostüme, die mit ihren Spitzen, Krausen und Schnallen in höfischer Genauigkeit ausgeführt waren; zu alledem das leichenhafte Aussehen und die geisterhafte Schweigsamkeit ihrer schwebenden Träger. Im Augen-

blick, als die weibliche Sigur sich der männlichen zuneigen wollte, löste sich der Schatten von der Wand los, und alle drei waren in Dunkel gehüllt. Ja, im ersten Morgengrauen schien es, als wären die beiden Gespenster in der Gewalt des Schattens, der sich über sie aufschwang. Ein Blutfleck wurde nun auf der Brust des weiblichen sichtbar. Das männliche Gespenst lehnte sich auf ein Geisterschwert, Blut rieselte heftig von seiner Krause und seinen Spitzen nieder und wieder verschlang der Schatten, der zwischen ihnen gestanden, alle drei, sie waren verschwunden. Wieder schossen die bunten Blasen empor, segelten und wogten herum, schwellen dicker und dicker auf, und ihre Bewegungen wurden immer wirrer. Die Schranktür zur Rechten des Kamins tat sich auf, und aus der Öffnung trat die Gestalt einer alten Frau mit Briefen in der Hand, mit denselben Briefen, welche die Hand vorher ergriffen hatte, und hinter der Erscheinung erklangen Fußstritte. Sie drehte sich aufhorchend um, öffnete dann die Briefe und schien zu lesen, und über ihre Schulter hinweg blickte ein bleifarbenes Gesicht, wie das eines vor langer Zeit Ertrunkenen, aufgeschwollen, gebleicht, und mit Seegras in dem tropfenden Haar. Der Frau zu Füßen lag eine Masse, wie die eines entseelten Körpers und neben demselben hockte ein Kind, ein elendes, unsauberes Kind, den Hungertod auf den Wangen und Surcht in den Augen. Und als ich das Antlitz der Frau näher ins Auge faßte, verschwanden die Furchen und Linien und es wurde ein jugendliches Gesicht daraus mit strengem, steinernem Blick. Der gewaltige Schemen schoß vorwärts und überschattete mit seinem Dunkel alle drei Gespenster, wie er es zuvor mit den anderen getan. Nichts blieb sichtbar als der Schatten, den ich unausgesetzt beobachtete, aus dem abermals zwei Augen leuchteten, boshafte Schlangenaugen. Und die Lichtblasen stiegen und fielen und machten ihre unregelmäßige und ungestüme Irrfahrt mitten im Schein

des verblässenden Mondenlichtes, aber aus den Kugeln, wie aus der Schale des Eies, brachen widrige Larven heraus, blutlos und scheußlich anzusehen. Ich kann sie nur schwärmenden Milben in einem Wassertropfen vergleichen, wenn sie das Mikroskop veranschaulicht; durchsichtige Körper, geschmeidig, beweglich, einer den anderen verjagend, einer den anderen verschlingend. Figuren winziger Gestalt und doch mit unbewaffnetem Auge erkennbar. Ihr Herumstreichen war systemlos, sie näherten sich mir schneller und in dichterem Gausen und Frohen über meinen rechten Arm hinweg, den ich unbewußt wie zur Abwehr böser Kobolde befehlend ausgestreckt hielt. Manchmal berührte mich etwas, aber das kam nicht von ihnen; unsichtbare Hände stießen mich an. Einmal sogar umschloß ein Griff von kalten weichen Fingern meine Kehle. Ich blieb mir klar bewußt, daß, sowie ich der Furcht wich, ich in körperlicher Gefahr schwebte, deshalb konzentrierte ich meine ganze Kraft nur in dem einen Gefühl — mit eiserner Willenskraft zu widerstehen. Ich wandte mein Gesicht von dem Schatten, ganz besonders aber von den gräßlichen Schlangenaugen ab, die nun deutlich sichtbar geworden waren. Denn dort und sonst in nichts um mich herum, das ward ich gewahr, lag ein „Wille“ von intensiv schöpferischer Gewalt zum Bösen, ein Wille, der den meinigen zu zermalmen fähig war. Das fahle Morgengrauen fing an, sich zu röten, wie in der Nähe einer Feuersbrunst und die Larven schwammen wie in feuriger Lohe einher. Nochmals erbebte das ganze Gemach, nochmals ließen sich drei abgemessene Stöße vernehmen. Der dunkle Schatten verschlang alles mit seiner Sinfsternis, als ob von ihm alles ausginge und zu ihm alles zurückkehren müsse.

Als die Dunkelheit wich, war der Schatten gänzlich verschwunden; langsam, wie die Flammen aus den Lichtern zurückgezogen worden waren, nahmen sie auch wieder zu, eben-

so das Feuer auf dem Kofte. Das ganze Zimmer lag in tiefem Frieden da, als wäre es von nichts Befremdlichem je berührt worden. Die beiden Türen waren fest zu, die des Bedientenzimmers sogar verschlossen. Der Hund lag in der Ecke des Gemaches, in die er sich so Krampfhaft gedrängt hatte. Ich rief ihn an — er rührte sich nicht, ich trat ihm nah — das arme Tier war tot. Die Augen waren ihm herausgetreten, die Zunge hing aus dem Maule und die Kinnlade war mit Schaum bedeckt. Ich nahm ihn in meine Arme, stellte Wiederbelebungsversuche am Feuer mit ihm an — vergebens. Der Schmerz, meinen Liebling verloren zu haben, war um so heftiger, da ich nicht frei von Selbstvorwürfen sein konnte. Ich mußte mich ja der Ursache seines Todes anklagen; ich konnte nichts anderes annehmen, als daß er aus Furcht verendet sei. Wie aber überraschte mich die Entdeckung, daß er geradezu das Genick gebrochen, denn bei näherer Untersuchung fand ich, daß die Wirbel aus dem Rückgrat herausgedreht waren. Mußte das nicht in der Finsternis geschehen sein, und zwar von einer menschlichen Hand von gleicher Beschaffenheit wie die meinige? Sollten da nicht auch menschliche Einwirkungen die ganze Zeit über in diesem Zimmer ihr Wesen getrieben haben? Viel Grund zu dieser Annahme lag entschieden vor. Behaupten kann ich es nicht, ich kann nur einfach aussagen, was ich mit meinen Augen sah. Der Leser mag seine eigenen Schlüsse ziehen.

Bis zum Anbruch des Tageslichtes ereignete sich nun nichts weiter. Mit dem ersten Sonnenstrahl verließ ich das Gespensterhaus. Bevor ich ging, betrat ich nochmals das kleine, leere Gemach ohne Ausgang, das meinen Diener und mich gefangen gehalten. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Organismus, der das ganze Phänomen hervorgebracht, seinen Ursprung dort und nur dort habe. Trotzdem ich den Ort bei Tageslicht betrat und die Sonne

hell durch die beschmutzten Scheiben drang, beschlich mich das Grauen der Nacht dennoch wieder. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, länger als eine halbe Minute daselbst zu verweilen. Ich stieg die Treppe hinunter und wieder trippelten Fußstritte vor mir her; und als ich die Haustür öffnete, war mir, als unterschiede ich ein leises Lachen. Ich erreichte meine Wohnung und setzte voraus, meinen Flüchtling, den Diener, dort vorzufinden. Aber er war weder dahin zurückgekehrt, noch hörte ich im Laufe der nächsten Tage von ihm, bis ich endlich einen Brief folgenden Inhalts aus Liverpool erhielt: ‚Verehrtester Herr, ich bitte Sie demütigst um Verzeihung, obschon ich kaum hoffen darf, daß Sie mich derselben wert halten, es sei denn — wovon der Himmel Sie hoffentlich behütete —, daß sie sahen, was ich gesehen. Ich fühle, es werden Jahre und Jahre vergehen, ehe ich mich erhole. Ich bin zum Diener unbrauchbar geworden, daran ist kein Zweifel; deshalb reise ich zu meinem Schwager nach Melbourne. Morgen segelt das Schiff ab. Vielleicht bringt mir die lange Reise mein Gleichgewicht zurück. Zehnmal am Tage fahre ich zusammen und zittere an allen Gliedern; mir ist, als wäre es hinter mir. Ich ersuche Sie ergebenst, geehrter Herr, meine Habseligkeiten und meinen rückständigen Lohn meiner Mutter in Walworth zu übermitteln. — Johann kennt ihre Adresse.‘

Der Brief schloß mit unzähligen Bitten um Verzeihung nebst Auseinandersetzungen und Details über Dinge, die seinen Dienst betrafen.

Sicher mag manchem jene Flucht nach Australien unumstößliche Bürgschaft dafür sein, daß der Mann so oder so in betrügerischer Weise mit den Ereignissen der Nacht in Verbindung gestanden. Ich widerlege keine dieser Mutmaßungen, aber ich behaupte auch, daß sie dem Gros der Menschheit, diesen unnatürlichen Vorfällen gegenüber, die bequemste Lösung bieten.

Am Abend kehrte ich nochmals nach dem Gespensterort zurück, um meine Sachen und meines armen Hundes Kadaver in einem Sacker zu entfernen. Ich wurde dabei durch nichts gestört, noch ereignete sich irgendein bemerkenswerter Zwischenfall, außer, daß ich beim Hinauf- und Hinansteigen der Treppen die Fußtritte mir voraus abermals hörte.

Nachdem ich das Haus verlassen, ging ich zu Herrn J. und traf ihn an. Ich gab ihm die Schlüssel zurück, versicherte ihm, daß meiner Neugierde volle Genüge geworden, und holte eben aus, ihm zu erzählen, was sich zugetragen, als er mich unterbrach und höflich sagte, er habe jedes Interesse an einem Geheimnis, das nun einmal unenthüllt bleiben werde, verloren. Ich entschloß mich noch, wenigstens der Briefe zu erwähnen, die ich gelesen, ebenso wie deren rätselhaften Verschwindens und befragte ihn, ob er dächte, daß sie einst an jene eben verstorbene Hüterin gerichtet gewesen wären und ob in deren Lebensgeschichte sich nicht vielleicht Anhaltspunkte für die dunklen Vermutungen finden ließen, welche die Briefe andeuteten. J. schien überrascht, und nachdem er einige Augenblicke nachgesonnen, sagte er: „Ich weiß nur wenig aus dem früheren Leben der Frau, ausgenommen, daß sie meiner Familie bekannt war. Jedoch rufen Sie mir einige vage Erinnerungen zu ihren Ungunsten wach. Ich will Nachforschungen anstellen und Sie seiner Zeit mit dem Erfolge bekanntmachen. Allein selbst angenommenen Falles, wir theilten den allgemeinen Aberglauben, daß ein Wesen, welches hienieden Urheber oder Opfer eines dunklen Verbrechens war, wiederkehren müsse, um als ruheloser Geist die Stätte heimzusuchen, die einst der Schauplatz desselben gewesen, so muß ich dem entgegen, daß das Haus durch Lärm und absonderliche Erscheinungen verpönt war, ehe die Alte darin starb. — Sie lächeln, was wollen Sie sagen?“

„Ich meine, könnten wir der Sache auf den Grund kom-

men, so fänden wir sicher Einwirkungen lebender Wesen.“

„Was! Sie halten den ganzen Spuß für eine Betrügerei! Und aus welchem Motiv?“

„Nicht gerade eine Betrügerei dem Wortlaut nach — wie wenn ich zum Beispiel plötzlich in einen tiefen Schlaf verfiere, aus dem Sie mich nicht erwecken könnten, ich aber könnte während desselben Fragen mit einer Genauigkeit beantworten, wie es mir wachend unmöglich wäre. Wenn ich imstande wäre, Ihnen zu sagen, wieviel Geld Ihre Börse enthält, oder Ihre Gedanken zu erraten — so nenne ich das ebensowenig betrügerisch wie übernatürlich. Ich stehe eben dann unbewußt unter tierischem Magnetismus, den ein entfernt lebendes Wesen über mich ausübt, zu dem ich ehemals in irgendwelchen Beziehungen stand. Es mag eine dem tierischen Magnetismus verwandte Kraft, sogar eine demselben überlegene geben; — diese Gewalt hieß in grauer Vorzeit ‚Magie‘. Es kann sein, daß eine solche Macht auch den Abgeschiedenen innewohnt, das heißt, sich nur auf gewisse Gedanken und Erinnerungen derselben erstreckt und nicht auf den Teil, den wir eigentlich mit ‚Seele‘ bezeichnen, denn dieser ist nach dem Tode allem Irdischen abgewandt. Jene Kraft mag sich, wie gesagt, nur auf den Teil an ihnen beschränken, der weltlich und besleckt war und somit für unsere Sinne erkennbar ist. Jedoch das ist eine veraltete Theorie, über die ich mir kein Urteil erlaube. Demungeachtet glaube ich keinesfalls, daß die Kräfte, die hier wirken, übernatürliche sind. Lassen Sie mich Ihnen durch ein Beispiel klarer machen, was ich meine. Paracelsus beschreibt nachstehendes Experiment als nicht schwer und der Autor der ‚Curiosities of Literature‘ zitiert es als glaubwürdig. Eine Blume stirbt, Sie verbrennen sie. Aus welchen Stoffen die Blume auch lebend bestanden haben mag, als Asche verstreut, erkennt man sie nicht und kann sie auch nicht sammeln. Je-

doch ist mittels chemischen Prozesses aus dem verbrannten Blumenstaub ein Farbenspektrum hervorzubringen, das der lebenden Blume täuschend ähnlich sieht. Es mag wohl das gleiche mit lebenden Wesen sein. Die Seele ist entflohen, wie der Geruch, der Urstoff der Blume. Dennoch mag sich eine Farbenerscheinung hervorbringen lassen, die die abergläubische Menge für den Geist der Abgeschiedenen hält. Es ist nichts als das *Idolon* des toten Körpers. So erklärt sich auch, daß an den nachweislich besten Spukgeschichten uns eines stets frappiert und das ist — der Mangel alles Seelischen, des erhabenen geistigen Elementes. Erscheinungen zeigen sich meist aus unbedeutenden oder gar keinen Veranlassungen, sprechen selten und äußern dann keinerlei über dem Niveau des Alltäglichen stehende Gedanken. Die amerikanischen Spiritisten haben Bände voll in Prosa und Versen herausgegeben, die sie behaupten, von großen Toten, wie Shakespeare, Baco und von Gott weiß wem, diktiert erhalten zu haben. Alle solche Mitteilungen, fassen wir die besten von ihnen ins Auge, sind nicht um einen Deut von höherer Art, als die ganz gewöhnlicher Sterblicher, die ein Durchschnittstalent besitzen und Erziehung genossen haben. Sie sind sehr weit dem untergeordnet, was Baco, Shakespeare und Plato sagten und schrieben, als sie auf Erden wandelten. Ebensowenig — und das ist ganz besonders auffallend — enthalten sie je einen Gedanken, der neu wäre.

„Ich meinstenstils halte alle diese Phänomene nur für Gedanken, die durch diese oder jene noch unentdeckten Mittel von einem sterblichen Gehirn auf das andere übertragen werden. Sei's nun, daß Tische von selbst rücken, teuflische Gestalten in magischen Kreisen erscheinen oder körperlose Hände auftauchen und greifbare Gegenstände in Bewegung setzen oder daß ein dunkles Etwas, wie es mir erschien, unser Blut erstarren macht. Ich habe die feste Überzeugung, daß alles nur

• durch elektrische Drähte beförderte Einwirkungen eines fremden Gehirns auf das meinige waren. Es gibt Konstitutionen von natürlicher, magnetischer Kraft, und diese mögen magnetische Wunder hervorbringen; andere besitzen ein natürliches Fluidum, wenn Sie wollen, Elektrizität und diese führen elektrische Wunder aus. Beide weichen von der normalen Wissenschaft ab, erscheinen dieser daher ebenso gegenstands- und resultat- wie wertlos. Sie führen zu keinerlei hohen Endzwecken, darum beachtet sie die Welt auch nicht und wahre Wissenschaft hat jene Kräfte im Menschen nicht gepflegt. In mir steht die Überzeugung unumstößlich fest, daß von allem, was ich hörte und sah, ein Geschöpf von Fleisch und Blut wie ich, der entfernte Urheber ist, und zwar unbewußt der wirklichen Folgen, die er hervorgebracht. Ich behaupte das aus diesem Grunde, weil, wie Sie selbst sagen, nie zwei Personen das gleiche erlebten. Beruhten die ganzen Ereignisse auf einer gewöhnlichen Betrügerei, so wäre der Mechanismus darauf eingerichtet, sein Resultat mit nur kleinen Abweichungen hervorzubringen. Wären es aber übernatürliche Gewalten, die der Schöpfer zuließe, so würden sie einen sicheren Endzweck haben. Diese Phänomene gehören keiner der beiden Kategorien an. Ich bin vielmehr überzeugt, sie entspringen einem Gehirn, das weit entfernt von uns ist, und daß dieses Gehirn nichts Bestimmtes bezweckt hinsichtlich dessen, was sich zutrug, sondern daß das, was sich ereignet, nur seine herumirrenden, bunten, wenig wechselnden, halbierten Gedanken reflektiert. Kurzum, daß es nichts gewesen ist als verwirklichte Träume eines solchen Hirnes, und zwar befähigt, sich teilweise verkörpern zu können. Dieses Gehirn mag eine eminente Kraft haben, so, daß es Mittel in Bewegung setzen kann, die boshaft und zerstörend wirken, — denn eine solche Kraft muß meinen Hund getötet haben. Wahrscheinlich hätte dieselbe auch ausgereicht, mich zu vernichten,

wäre ich einer solchen Furcht unterworfen gewesen wie mein Tier, hätte mein Verstand und mein Geist mir keine entgegenwirkende Widerstandskraft verliehen.“

„Es hat Ihren Hund umgebracht? Das ist ja entsetzlich.“

„Wirklich, es ist äußerst befremdend, daß kein Tier je vermocht werden konnte, in diesem Hause zu bleiben, nicht einmal eine Katze; ebensowenig haben sich Ratten oder Mäuse darin gezeigt. Der Instinkt vernünftiger Tiere entdeckt sicher Einflüsse, die ihrer Existenz tödlich sind. Der menschliche Verstand ist in diesem Punkte weniger zuverlässig. Jedoch nun genug hierüber! Ist Ihnen meine Theorie verständlich?“

„Ja, das heißt unvollkommen, und ich nehme lieber jede Schrulle hierüber (entschuldigen Sie den Ausdruck) willig an, als mich mit dem Gedanken zu befremden, daß es Geister und Kobolde gibt — denn das gehört in die Kinderstube. Was in aller Welt aber soll ich mit dem Hause anfangen?“

„Ich will Ihnen sagen, von welcher Seite ich die Sache anpacken würde. Mir scheint der Gedanke unabweislich, daß das kleine unmöblierte Zimmer, rechtwinklig mit dem Schlafzimmer zusammenstoßend, das ich bewohnte, das Behältnis, der Ausgangspunkt des ganzen Spukes war. Ich rate Ihnen daher allen Ernstes, die Mauern niederzureißen, die Dielen öffnen zu lassen, kurz, das ganze Kabinett zu demolieren. Es fiel mir auf, daß dasselbe unabhängig vom übrigen in den kleinen Hinterhof hinausgebaut ist und folglich abgebrochen werden kann, ohne das Gebäude zu schädigen.“

„Glauben Sie wirklich, daß, wenn ich das täte, die elektrischen Drähte damit vernichtet würden?“

„Versuchen Sie es. Ich bin so vollständig überzeugt, mich nicht zu irren, daß ich mit Vergnügen die Hälfte der Kosten des Unternehmens trüge, zumal wenn Sie mich mit der Oberleitung desselben betrauen.“

„Keinesfalls, ich trage die Kosten allein, im übrigen werde ich Sie über alles orientieren.“

Ungefähr zehn Tage später erhielt ich einen Brief folgenden Inhalts von Herrn J. Er hatte das Haus selbst besucht und die beiden besprochenen Briefe wieder in die Kommode (aus der ich sie fortgenommen) zurückgelegt gefunden. Er schrieb, er habe sie mit denselben Zweifeln angesehen wie ich, habe die sorgfältigsten Erhebungen über jene Frau angeordnet, an die, wie ich richtig vermutete, die Schriftstücke gerichtet gewesen. Es schien, daß dieselbe vor sechsunddreißig Jahren (also ein Jahr früher, als die Briefe datiert waren) gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet hatte, und zwar einen Amerikaner von zweifelhafter Reputation — man hielt ihn allgemein für einen Seeräuber. Sie selbst war die Tochter eines ehrenwerten Kaufmannes und war Erzieherin. Sie hatte einen Bruder, der Witwer war, in guten Verhältnissen lebte und ein sechsjähriges Kind besaß. Ein Jahr nach der Verheiratung oben erwähnter Frau wurde der Leichnam dieses Bruders aus der Themse gezogen, dicht bei London Bridge. Man hatte Spuren von Gewalttat an seiner Kehle entdeckt, jedoch wurden sie nicht für ausreichend erachtet, um das Zeugnis des Leichenbeschauers anders zu formulieren als: „Ertrunken aufgefunden.“ — Der Amerikaner und seine Frau nahmen sich des Kindes an, da der verstorbene Bruder letztwillig angeordnet, daß seine Schwester sein einziges Kind in ihre Obhut nehmen sollte, — auch hatte er, im Falle des Ablebens desselben, die Schwester zur Erbin eingesetzt. Das Kind starb ungefähr sechs Monate später; man munkelte, daß es vernachlässigt und schlecht behandelt worden sei. Die Nachbarn sagten aus, sie hätten es des Nachts aufschreien hören. Der Arzt, der das Kind nach dem Tode untersuchte, konstatierte, daß dasselbe an ungenügender Nahrung hingenicht sei, auch war der Körper mit schwarzgelben Flecken be-

deckt. Es schien, als hätte das kleine Geschöpf in einer Winter-
nacht einen Gluchversuch gemacht, sich nach dem Hinterhof
geschlichen und versucht, an der Mauer in die Höhe zu flattern,
daß es jedoch erschöpft zurückgetaumelt und morgens sterbend
auf den Steinen vorgefunden war. Lag nun auch der Ver-
dacht großer Grausamkeit vor, so doch nicht der des Mordes.
Die Tante und ihr Mann suchten die Greuel zu bemänteln,
indem sie die außerordentliche Widerspenstigkeit und Dick-
köpfigkeit des Kindes zu dokumentieren sich bemühten, — ja
sie erklärten es für halb idiot.

Sei dem nun, wie ihm wolle, die Frau des Amerikaners
erbt nach dem Ableben der kleinen Waise das Vermögen
ihres Bruders. Noch bevor das erste Jahr besagter Ehe ab-
gelaufen, verschwand urplötzlich der Gatte aus England, und
zwar auf Nimmerwiederssehen. Er pachtete ein freuzendes
Schiff, das zwei Jahre später im Atlantischen Ozean unter-
ging. Die Witwe blieb in guten Verhältnissen zurück, jedoch
Unglücksfälle aller Art brachen über sie herein. Eine Bank
fallierte, ein gut angelegtes Kapital ging verloren, sie kaufte
ein Geschäft und ruinierte sich damit, ging abermals in Stellung
als Haushälterin, kam aber mehr und mehr herunter und
wurde schließlich Aufwärterin. Nirgends hielt sie aus, obgleich
nichts Besonderes gegen sie einzuwenden war, im Gegenteil,
jeder erkannte ihre Sähigkeit, Ehrlichkeit und stille Art und
Weise an, aber nichts wollte ihr zum Segen ausschlagen; so
sank sie herab zum Armenhause, aus dem ich sie befreite und
zur Hüterin jenes Hauses einsetzte, das sie mir dermaleinst
abgemietet hatte. Herr J. fügte noch hinzu, daß er allein eine
Stunde in dem Zimmer verbracht, das ich der Zerstörung
preisgegeben haben wollte, nichts darin gehört oder gesehen,
daß ihn aber ein derartiges Grauen befallen, daß er begierig
sei, die Mauern niederzureißen und die Dielen gehoben zu
sehen, so, wie ich ihm es vorgeschlagen. Er hatte bereits Ar-

beitsleute bestellt und wollte beginnen lassen, sobald es mir genehm wäre. Ich begab mich nach dem Gespensterort, wir betraten das unheimliche Gemach, lüfteten die Holzverkleidungen und rissen die Fußböden auf. Unter den Balken, die Staub und Schmutz bedeckte, lag eine Falltür von Mannesgröße. Sie war sorgfältig durch eiserne Klammern und Spangen niedergehalten. Nachdem diese entfernt waren, stiegen wir hinab in ein unterirdisches Zimmer, dessen Vorhandensein niemand geahnt hatte. Ein Fenster und ein Rauchfang befanden sich darin, doch sie waren beide augenscheinlich seit langen Jahren mit Ziegeln ausgesetzt. Mit Hilfe von Lichtern durchsuchten wir den Raum. Er barg einige beschimmelte Möbelstücke, drei Stühle, einen eichenen Tisch nebst Sessel, alles im Geschmack des vorigen Jahrhunderts.

An der Wand stand eine Kommode, in der wir halbvermoderte männliche Kleidungsstücke vorfanden, der Tracht nach aus dem vorigen Jahrhundert, und zwar offenbar die eines Mannes von Rang und Lebensstellung, mit kostbaren Stahlschnallen und Knöpfen verziert (so, wie wir sie jetzt an Hofkostümen sehen). Außerdem einen Degen, eine Weste, einst reich mit Goldbrokat verziert, nun längst geschwärzt und durch Feuchtigkeit verdorben. Ferner entdeckten wir fünf Guineen, einige Silbermünzen und ein Elfenbeintäfelchen — die Eintrittskarte zu einem Vergnügungsort, dessen Freuden heute längst verrauscht sind. Die hauptsächlichste unserer Entdeckungen bestand jedoch in einer Art von eingelassenem, feuerfestem Schrank, dessen Schloß mit dem Dietrich zu öffnen, nicht unerhebliche Mühe kostete. In diesem Behältnis zeigten sich drei Regale und zwei Schiebladen. Auf dem ersteren standen in Reihe und Glied, hermetisch verschlossen, Glasflaschen. Sie enthielten farblose, sich verflüchtigende Essenzen, welcherlei Stoffes, tut nichts zur Sache, sie waren nicht giftig, einige waren mit Phosphor und Salmiak angefüllt. Ferner fanden

sich daselbst einige sehr eigentümliche Glasröhren, eine kleine zugespitzte Eisenstange, ein großer Klumpen Bergkristall und ein zweiter von Bernstein vor, ebenso ein Magnet von großer Kraft. In einem der Sächer lag ein Miniaturporträt in Gold gefaßt, dem die Frische der Farben in wunderbarer Schönheit erhalten geblieben, wenn man bedenkt, welch eine Reihe von Jahren es dort gelegen haben mochte. Das Bildnis war das eines Mannes in den mittleren Jahren zwischen siebenundvierzig bis achtundvierzig stehend. Die Physiognomie war eine höchst absonderliche, eine, die man nicht wieder vergißt. Könnte man sich eine Schlange in einen Mann verwandelt vorstellen, der trotz der menschlichen Umrisse den alten Schlangentypus beibehalten, so wäre das das treffendste Bild seines Gesichtsausdruckes. Die Breite und Flachheit der Stirn, die zugespitzte Kopfform, der mörderische Blick der langgeschnittenen schrecklichen Augen, grünlich schillernd und funkelnd wie Smaragd und zu alledem eine gewissermaßen erbarmungslose Ruhe, der Stempel unbefiegliger Gewalt.

Mechanisch drehte ich das Porträt herum, seine Rückseite zu prüfen, und fand dort ein Sünfcek eingraviert und in der Mitte desselben eine kleine Leiter, deren dritte Sprosse das Datum 1765 trug. Ich untersuchte es eingehender und entdeckte eine Feder, die dem Drucke wich, so daß die Hinterseite des Bildes sich wie ein Deckel öffnete. Auf der Innenseite stand eingraviert: „Dir, Mariana! Sei getreu im Leben wie im Tode Deinem —“, hier folgte der Name, den ich nicht nennen will — er war mir geläufig. Ich hatte ihn oft in meiner Kindheit von alten Leuten nennen hören, als den eines alles verblendenden Scharlatans, der ungefähr ein Jahr hindurch großes Aufsehen machte. Schließlich wurde er, eines Doppelmordes im eigenen Hause angeklagt, flüchtig. Man beschuldigte ihn, seine Geliebte und seinen Nebenbuhler vergiftet zu haben.

Ich erzählte Herrn J. nichts von der Sache und händigte ihm, wenn auch widerstrebend, das Miniaturbild aus. Es hatte uns wenig Mühe gekostet, das erste Fach des eisernen Schrankes zu öffnen, desto schwieriger war's mit dem zweiten. Er war unverschlossen, widerstand aber allen Anstrengungen, bis wir einen Meißel in einen Spalt eintrieben. Endlich wich es der Gewalt und es zeigte sich ein absonderlicher Apparat in bester Ordnung darin. Auf einem kleinen, dünnen Brette oder mehr einer Platte, stand eine gläserne Schale mit einer durchsichtigen Substanz gefüllt und auf dieser schwebte ein Kompaß mit einer Nadel, die sich rasch rundum drehte, doch an Stelle der gewöhnlichen Kompaßspitze befanden sich sieben merkwürdige Lettern, nicht unähnlich denen, welcher sich Sternkundige bedienen, um Planeten zu bezeichnen. Ein absonderlicher, nicht stärker und auch nicht unangenehmer Geruch kam uns aus diesem Fach entgegen und wir sahen erst später, daß es von innen mit Haselholz ausgelegt war. Was auch die Ursache des Geruches gewesen sein mochte, er übte einen physischen Eindruck auf uns aus, das fühlten wir alle, sogar die beiden Arbeiter, die uns halfen. Es kam eine prickelnde Empfindung, von den Fingerspitzen bis zu den Haarwurzeln über uns. Ungeduldig, die Platte zu untersuchen, nahm ich das Schälchen davon weg. Sofort freiste die Kompaßnadel mit ungeheurer Vehemenz und ich fühlte einen Stoß durch meinen ganzen Körper, so daß mir die Schale aus der Hand und zu Boden fiel. Die Flüssigkeit war verschüttet und das Schälchen zerbrochen, der Kompaß rollte in die andere Ecke des Zimmers, und im selbigen Augenblick schienen die Wände zu beben, als hätte ein Riese an ihnen gerüttelt. Die beiden Arbeiter waren so entsetzt, daß sie die Leiter hinaufkletterten, die von der Falltür hinabführte; als sie jedoch sahen, daß sich nichts weiter ereignete, waren sie leicht zur Umkehr zu bewegen. Währenddem hatte sich das Täfelchen geöffnet. Es war in

glattes, rotes Leder gebunden, hatte einen silbernen Verschlusshaken und enthielt nur ein einziges Pergamentblatt; darauf waren in Mönchslatein nachstehende Worte geschrieben, die genau übersetzt heißen: „Alles, was ich innerhalb dieser Mauern erreichen kann, Sühnendes oder Lebloses, Lebendiges oder Totes, will ich vernichten — so wie die Nadel sich bewegt, so arbeitet mein Wille! Verflucht sei dieses Haus und ruhelos seine Bewohner.“

Wir fanden nichts mehr. Herr J. verbrannte die Tafel samt ihrem Bannfluch. Er zerstörte das unterirdische Gemach nebst dem Zimmer darüber bis zum Grundstein.

Darauf fand er den Mut, das Haus auf einen Monat selbst zu bewohnen, und wahrlich, ein gemütlicheres Heim gab es in London nicht. Später vermietete er dasselbe vortheilhaft und sein Abmieter hat keine Klage laut werden lassen.

Das Totenschiff.
Von Pierre Nille.

Sie werden die Insel Pelée nicht umschiffen können," sagte Barnavaux zu mir, „die Ebbe tritt ein."

Der arme kleine Fischerkutter, der nur eine Bemannung von sechs Leuten hatte, kämpfte vergebens gegen den furchtbaren Nordost. Er vermochte nicht das große Fahrwasser zu erreichen; so versuchte er die Durchfahrt zwischen der Insel Pelée und dem Festlande zu gewinnen, um auf diese Weise in den Hafen von Cherbourg zu gelangen.

„Sie können es geradesogut auf dem Landwege versuchen," meinte Barnavaux, während der Wind uns um die Ohren sauste, „es ist doch kein Wasser da . . ."

Dann rief er:

„Da haben wir's! Um Gottes willen, sie sitzen fest."

Das Boot stand plötzlich still, es hatte sich mit dem Vordertheil in den Schlamm festgerannt. Der Sturm fegte durch die rötlichen Segel, die diese unbeweglich gewordene kleine Eierschale nicht mehr vorwärts zu treiben vermochten. Dann riß ein heftiger Windstoß mit einem Schlage die sämtlichen Segel herab, zerriß sie in tausend Setzen, die dann — wie es uns schien, lange — vielleicht eine Minute lang — und das ist eine lange Zeit — in der regenerfüllten bleifarbenen Luft umherwirbelten, ehe sie in das Meer fielen.

„Es ist ein Mann über Bord gegangen," sagte ich gepreßten Herzens.

„Er hat sich an das Ende des Mastes geklammert, der gebrochen ist," fuhr Barnavaux fort. „Die andern halten sich noch auf der Brücke. Aber das Boot wird in einer halben Stunde völlig zertrümmert sein. Und dann . . ."

Er brach ab. Man hatte von der Rettungsstation aus die Notlage des kleinen Fahrzeuges erkannt, ein Rettungsboot ins Wasser gelassen und dem Kutter entgegengesandt. Schon erkannte man die kräftigen Gestalten seiner sechs Insassen und ihres Patrons. Die braunen derben Säufte, die der scharfe

Sprühregen wie mit Nadeln stechen mußte —; an den Riemen saßen sie mit gekrümmten Rücken da und strebten unaufhaltsam ihrem Ziele zu. Mit so regelmäßigen Stößen kam das Boot näher, daß man hätte glauben können, diese braven Leute vollbrächten nur eine sehr leichte Arbeit, die ein jeder leisten könnte. Ich fing an zu schreien vor Begeisterung, Hoffnung und auch vor Stolz: wenn man andre Menschen eine viel Mut heischende kühne Handlung ausführen sieht, wird jeder Zuschauer stets von einem seltsamen Gefühle des Stolzes erfüllt, man glaubt beinahe selbst Teil an der Tapferkeit der andern zu haben. Barnavaux sagte:

„Nun, das ist ein Manöver, was? Sie haben kaum zwei Minuten gebraucht, um das Boot herabzulassen.“

Es gibt gewiß nichts schöneres, gibt auch nichts schwierigeres, als alle Riemen gleichzeitig und auf gleiche Länge so schnell wie möglich aber doch mit Sicherheit einzutauchen, so daß man die See gut halten kann.

Ich hatte nur noch Augen für das, was sich auf dem Wasser zutrug, auf diesen enormen sich heranwälzenden Wellen, die dennoch oben platt erschienen, als ob der Wind, nachdem er sie aufgewühlt, sie wieder zu erdrücken versuchte. Das Boot verfolgte seinen Weg. Wie auf einer stillen Pfütze die Beinchen eines Wasserinsektes, das genau weiß, wohin es will, und seinem Ziele zustrebt, so bewegten die Riemen sich durch die empörten Gluten. Dann hielten sie plötzlich an, man fischte den über Bord gefallenen Menschen auf.

Einige Sekunden später hielt das Boot zum zweiten Male: es nahm die Mannschaft des Fischerkutters an Bord. Gerettet! Sie waren gerettet! Das Boot änderte den Kurs, es wandte sich und fuhr in der Richtung auf Cherbourg zu. Ich klatschte in die Hände. Die klaren Augen Barnavaux lachten vor Freude. Als einfacher Mensch sagte er dann gleich:

„Darauf müssen wir einen guten Schluck hinter die Binde

gießen! Kommen Sie, wir wollen in den Keller der feinen Leute gehen, der gleich am Hafen liegt. Und wenn dann die Mannschaft des Rettungsbootes landet und an uns vorbeikommt, müssen wir mit ihnen anstoßen. Bei Gott, sie hat es verdient.“

Nachdem sich Barnavaux ein großes Glas mit Nügelchen und Zitronenscheiben gewürzten glühendheißen Rotwein zu Gemüte geführt hatte, sagte er:

„Ich war einmal Zeuge einer anderen Rettung, aber die Schiffbrüchigen, um die es sich damals handelte, waren — Gespenster.“

Ich erinnere mich der ganzen Geschichte sehr wohl. Es ist nun freilich mehr als zehn Jahre her, aber mir ist, als sei es erst gestern gewesen. Ich hatte zu jener Zeit lange im Hospital von Navatane in Madagaskar gelegen. Dann befand ich mich in der Rekonvaleszenz, man hatte mich zu meiner Erholung nach Majunga geschickt und dem Grenzaufseher Plévech als eine Art von Gehilfen überwiesen, um doch etwas Nutzen von mir zu haben. Nun, Plévech war ja so wenig Seemann, wie ich selbst, er war Zollbeamter, aber man hatte ihn nichtsdestoweniger damit betraut, darüber zu wachen, daß kein Schmuggelhandel mit Pulver zwischen Berovine und Maintivane getrieben werde.

Es ist ja wahr, daß die hindostanischen und arabischen Kaufleute von Zanzibar bis vom anderen Ende der Welt kommen, um den Sakalaven Pulver zu verkaufen, aber ich erkläre, daß es mir völlig unverständlich ist, wie Plévech es hätte fertig bringen sollen, dies mit seinem armseligen, schlechten Boote und seinen in Majunga aufgelesenen vier eingeborenen schlechten Matrosen zu verhindern. Ich vereinigte in meiner Person die Marineinfanterie, die Landungstruppen und die ganze militärische Macht. Im Grunde war das ja auch völlig hinreichend, weil wir niemals einen Feind gesehen ha-

ben: es war eben so eine Idee der Verwaltungsbehörde, und diese darf man niemals kritisieren.

Ach, war das eine drollige Seefahrt! Die Jahreszeit brachte es mit sich, daß wir die ganze Zeit über Windstille hatten. Plévech und ich, wir wußten beide oberflächlich, daß es ein Bootsmanöver gibt, das man Kreuzen nennt und das dazu dient, ein Segelboot selbst bei Gegenwind vorwärts zu bringen.

Unsere sakalavischen Matrosen verstanden kaum mehr als wir und ließen uns außerdem gewähren aus Achtung vor dem überlegenen Geiste des weißen Mannes.

Also, wir fuhren ab. Wir holten die Schoten, erst rechts, dann links an, auf gut Glück, um zu sehen, was daraus würde, viel Erfolg hatten wir nicht damit. Manchmal füllte der Wind die Segel etwas, dann ließ er sie wieder fallen, wie eine Frau, die ihr Kleid aufnimmt, es dann wieder fallen läßt und weiter geht.

Unser Fahrzeug bewegte sich langsam vorwärts, es drehte sich dann, fuhr wieder zurück, wiederholte denselben Weg in schleifenförmiger Fahrt, da wir es nicht zu leiten verstanden. Wir fuhren immer möglichst dicht am Ufer entlang, aus Surcht, es zu verlieren. Abends warfen wir regelmäßig ganz nahe am Lande Anker, um in unserm Boote zu essen und zu schlafen. Ich nannte das „im Biwak sein“. Da machten wir sehr oft die Entdeckung, daß wir zurückgetrieben waren anstatt voranzukommen. Dann steckten unsere Sakalaven die Köpfe zusammen und nannten uns: „Machicoures“, was in ihrer Sprache soviel wie Bauern bedeutet und folglich für richtige Seeleute eine ehrenrührige Bezeichnung ist. Aber da wir keine Seeleute waren, ließ uns diese Beleidigung vollkommen kalt.

Oh, jene schönen, goldenen Tage! Sie sind wirklich die glücklichsten meines Lebens gewesen. Um sie so recht zu genießen, erwachte ich schon in aller Frühe; dann leuchtete der

schöne Morgenhimmel in orangener und goldfarbener Pracht, die Stocklaterne unseres Bootes vor uns brannte noch, aber sie verblaßte vor der Helle der aufgehenden Sonne. Unser schwarzer sakalavischer Steuermann lehnte in gleichgültiger Haltung im Hintergrunde des Bootes, seine Hand ruhte auf dem Steuer.

Sast überall zogen sich Korallenriffe vor der Küste her, die wieder von dem eigentlichen Festlande durch große Lagunen stillen Wassers getrennt waren. Diese Korallenriffe waren oft von einer vollkommen gleichen Höhe und gewannen dadurch das Aussehen von Eisenbahndämmen und das zwischen ihnen und dem Lande liegende Meer machte den Eindruck eines Kanals. Das Geräusch der Wogen, die an dem Riffe anprallten, leistete uns Gesellschaft und verscheuchte die Langweile, obwohl es manchmal uns auch in den Schlaf lullte. An der andern Seite der Lagune war das feste Land: wir erkannten von ferne ein großes, sich weithin erstreckendes Plateau. Auf dem Horizonte zeichnete sich deutlich die Silhouette großer blühender Bäume ab, Bäume mit weißen, mit malvenfarbigen und gelben Blüten. Der Boden darunter war mit üppigem Grün bedeckt und überall entdeckte das Auge eine Art kleiner Höhlen und Grotten, die in dieses Grün eingegraben schienen und wie Kristall leuchteten. Ich kann Ihnen das nicht recht erklären, ich verstehe mich nicht darauf, etwas in Worten zu schildern. Aber weit und breit gab es keine Menschen: nichts als Ratten, Krabben, Blumen, Vögel, auch Bienen. Und die Vögel zwitscherten, um sich zu amüsieren, nicht aus Furcht.

Aber das Wasser, vor allem das Wasser innerhalb dieser Lagunen! Es war so durchsichtig, daß man den Grund bei einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Meter ganz deutlich erkennen konnte. Der ganze Meeresboden war mit Korallenbäumchen besetzt, die violett, grün und rosa schimmerten, und

dazwischen sprangen, tanzten, spielten unzählige vielfarbige Fische im klaren Wasser, das beinahe so leicht wie die Luft war. Man sah dort Fische der verschiedensten Art, große und kleine, gestreifte und mit Flecken besäte; einige waren mit Stacheln besetzt, andere sahen aus wie Kolibris und wieder andere hatten einen richtigen gebogenen Schnabel wie die Papageien. Auf dem Meeresboden lagen große, weit geöffnete Austern, die wie Perlmutter schimmerten, blaue Kammuscheln, spiralförmig gedrehte rosae Muscheln und kleine, ganz rote Korallen. Aber es gab auch wilde Raubfische dazwischen, die den Frieden störten und den andern nachstellten, sie jagten und vertrieben. Ich erinnere mich sehr wohl einer Nacht, wo ich durch den malgassischen Ruf: „Ein Haifisch“ aus meinem Schlafe erweckt wurde. Dann sah ich beim hellen Lichte des Mondes, wie einer unserer eingeborenen Matrosen, dessen Kinnladen wie eine Schnauze gebildet waren, sich, mit einem Dreizack in der Hand, tief über die Brüstung unseres Bootes beugte.

An anderen Stellen der Küste gab es keine Lagunen. Dort war das Land von den Seestürmen verwüstet und glatt abgerasiert worden, oder auch deshalb vollkommen unfruchtbar und beinahe nackt, weil keine Flüsse hier mündeten. Da war alles öde und leer, kaum daß sich hier und dort zwei oder drei magere Palmbäume erhoben, die ausfahlen wie ein paar mit Strünken umwundene alte Besenstiele.

Wenn wir an diesen öden Gegenden vorbeikamen, dann lachten Plévech und ich und spotteten über eine solche Landschaft. Wir waren weder verrückt noch betrunken, es war die reine Freude darüber, daß wir beide so lebensfrisch und frei dahinfuhren und daß wir sicher wußten, daß wir bald ein anderes irdisches Paradies, andere natürliche Aquarien wieder finden würden.

Das einzige, was wir uns nicht zu erklären wußten, war,

daß unsere Eingeborenen immer bedeutend zufriedener erschienen, wenn es keine Korallenriffe, weder Lagunen, Aquarien noch irdische Paradiese gab. Es war nicht die Furcht, daran zu zerschellen, denn das Wasser hatte immer wenigstens zwei Saden Tiefe, viel mehr, wie wir brauchten. Unsere erste Erklärung dafür war die, daß diese Leute unbedingt Schwachsinnige sein müßten; für dumm halten wir ja gewöhnlich die Menschen, die wir nicht verstehen. Später aber erzählte uns einer unserer Leute, ein gewisser Kainebonze, der ziemlich geläufig Französisch sprach, daß es mit diesen Rissen eine ganz besondere Bewandnis habe. Man glaube nämlich, daß sie der Aufenthalt und Wohnort von Zauberern und ‚Matoutouas‘ seien. ‚Matoutouas‘, so nennen die Eingeborenen die abgeschiedenen, ruhelosen Geister derer, die eines im Leben begangenen Verbrechens wegen verdammt sind, ruhelos umherzuirren. Schlimmer und viel gefährlicher noch als diese seien aber jene schrecklichen gespenstischen und menschenfressenden Wesen, die man ‚Kinouly‘ nennt. Ich erkannte aus dieser ganzen Erzählung, daß unsere Matrosen nicht nur abergläubisch, sondern auch wirklich etwas schwachköpfig seien, und eines Morgens verkleidete ich mich mit Hilfe eines alten Segels in einen Matoutoua, um sie zu erschrecken. Aber Plévech war mit diesem Scherz durchaus nicht einverstanden. Er sagte mir nachher, daß seine Eltern auch an alle mögliche Arten von Werwölfen glaubten und daß er es nicht vertragen könne, wenn man über solche Dinge scherze.

Er glaubte außerdem, daß ein solcher Spott unfehlbar Unglück nach sich zöge, obwohl er mir das nicht eingestand.

Am Abend desselben Tages warfen wir unseren Anker in einem der Kanäle, die zu einer Lagune führten. Wir hatten uns den ganzen Nachmittag über regelrecht gelangweilt. Ich erinnere mich auch, daß es sehr heiß gewesen war. Wir waren beide so müde, daß wir kaum ein Wort miteinander

wechselten. Selbst das Mittagsmahl und der Absinth, den wir uns zu Gemüte führten, vermochte nicht unsere Stimmung zu heben. Da geschah es, daß wir beide ganz plötzlich von einer völlig grundlosen, übernatürlichen, außerordentlichen und beinahe erschreckenden Freude erfüllt wurden. Haben Sie jemals Opium geraucht? Die Wirkung davon ist eine so seltsame: man fühlt sich leicht und immer leichter werden, es ist, als ob man keinen Körper mehr hätte. Ich kann den Zustand, in dem wir uns plötzlich befanden, nur mit dem vergleichen, in den uns der Opiumrausch versetzt. Plévech sagte:

„Sind wir denn plötzlich auf einen Berg versetzt? Es ist, als ob die Luft nicht mehr auf mir laste, mir ist, als ob ich mich mehr als zweitausend Fuß über dem Meere befände. Sühlst du nicht, wie frisch es auf einmal geworden ist?“

Ich antwortete ihm:

„Gewiß atme ich die köstliche Kühle. Aber zugleich empfinde ich einen wunderbaren Duft, den Duft der Heimat, den Duft Frankreichs.“

„Ja,“ sagte er, „es ist der herrliche Duft unseres Heimatlandes, der Duft, der unbeschreibliche, der im Sommer unseren Feldern und Wiesen nach einem tüchtigen Gewitter entsteigt. Was ist das, was kann das sein? Und sieh nur, was bedeutet das? Unsere dummen Schwarzen scheinen sich zu ängstigen.“

Ja, sie hatten Angst. Sie blickten auf das Wasser, das ganz plötzlich eine dunkelgrüne Färbung angenommen hatte, wie ich sie nie vorher beobachtet hatte. Es gibt Menschen, deren Augen dunkel werden, wenn sie in Zorn geraten: das war es. Und dann sahen unsere Leute angstvoll zum Himmel auf, der erschien völlig wolkenlos und es regte sich kein Lüftchen. Aber von Westen her verbreitete sich schnell eine seltsam kupfer-

farbene Stimmung, etwa in dem Tone eines schlechtgeschauerten Kessels, zugleich schmutzig und doch leuchtend.

„Ist es nicht wunderbar, daß es immer kälter wird,“ sagte ich zu Plévech. „Ich friere.“

Mitten im Kanal von Mosambik wurden wir von einer sibirischen Kälte überrascht. Aber ehe Plévech mir antworten konnte, wurde er von unsern vier Sakalaven beinahe umgerissen. Sie stürzten sich an die Gaitaue, reßten die Segel, fierten die Raaen weg, bargen, was nur zu bergen war. Im selben Augenblick hörte ich die heiseren Rufe einer Schar von Möwen, die dem Lande zusflogen, dann war es, als ob von allen Seiten des Himmels ein langer, banger Klage-ton einsetzte; das war der Wind, der plötzlich über das Meer brauste.

Mit unerhörter Schnelligkeit, viel rascher wie die Lokomotive eines Expresszuges, jagte der Sturm heran. Das aufgepeitschte Meer schrie unter seiner Geißel, ja, ich schwöre Ihnen, daß er wirklich laute jammernde Klage-töne ausstieß. Jenseits der Riffe aber türmten sich schon die Wogen übereinander, wie Häuser bei einem Erdbeben.

Nun verstand ich, es war ein Zyklon, einer jener schrecklichen Stürme des indischen Ozeans, die eine solche Gewalt haben, daß sie zuweilen ganze Schiffe aufheben und eine halbe Meile weit in das Innere des Landes tragen. Im ersten Augenblick wollte ich über Bord springen und versuchen, das Selsenriff zu erreichen. Aber Plévech hielt mich zurück.

„Wozu?“ meinte er. „Es hat keinen Zweck, denn die Wogen gehen darüber hin. Es ist am besten, zu bleiben, wo wir sind. Diese Lagune ist wie ein Hafen, der uns immerhin einigen Schutz gewährt.“

Die Sakalaven, die übrigens alle wie die Fische schwimmen, schienen derselben Ansicht zu sein. Sie hatten sich platt mit dem Gesicht nach unten auf den Boden des Schiffes nieder-

gelegt und rührten sich nicht. Nur Rainebonze, der Französisch sprach, erhob den Kopf ein wenig und sagte:

„Es ist die Nacht der Toten! Sie kehren wieder.“

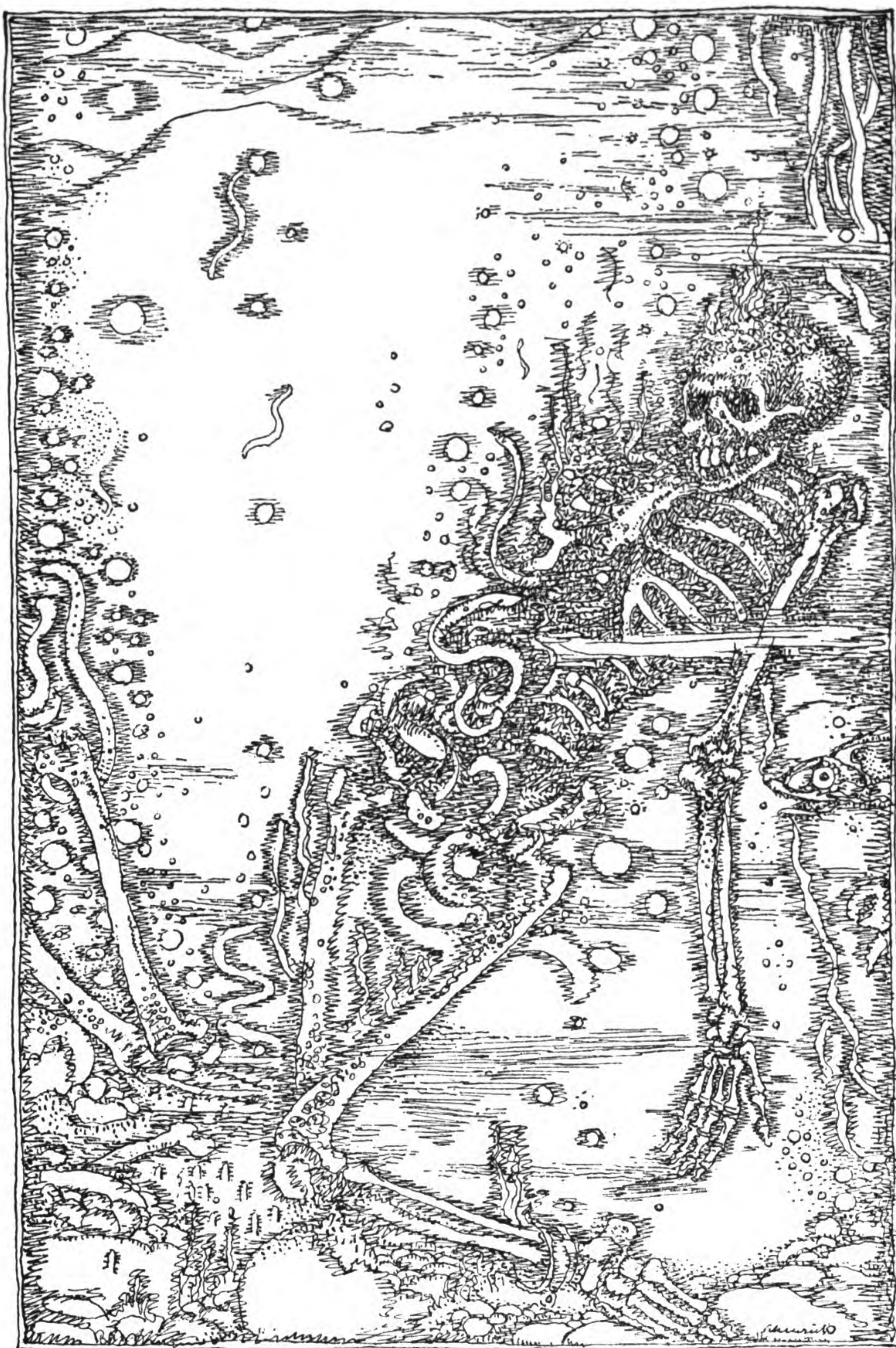
Plévech, der seit seiner ersten Kommunion nie mehr eine Kirche betreten hatte und der die Broschüren des Allgemeinen Arbeitervereins las, bekreuzte sich, als er diese Worte hörte. Rainebonze jedoch bekreuzte sich nicht, er froch an den kleinen Stall, in dem wir einige Hühner mit uns führten, nahm eine Henne, trennte ihr mit einem Messerschnitt den Kopf vom Hals und ließ dann ihr ganzes Blut in das Meer tropfen. Plévech schien mit dieser Handlung durchaus einverstanden zu sein, er machte sich Zeichen auf der Brust mit dem Blute der Henne. Es war, als ob er, plötzlich von atavistischen Neigungen erfaßt, längst vergangener Zeit angehöre.

Unser Boot lag eng an die Riffe gedrückt, wie ein Sperling, der sich zwischen einem Dach und einem Schornstein verbirgt. Der Zyflon jagte auch glücklicherweise über uns weg, so klein war unsre Nußschale. Ein größeres Boot, das ihm mehr Spielraum geboten hätte, würde unfehlbar verloren gewesen sein. Dabei war das Wehen dieses Zyflons kein Wind im gewöhnlichen Sinne des Wortes! Es war ein Wirbelsturm: die Luft drehte sich unablässig um uns herum, das Wasser drehte sich unter uns, drehte und drehte sich immer in wilderen Kreisen, es wurde aufgerissen bis in seine tiefsten Tiefen. Die auf dem Meeresboden wachsenden Korallenstämmchen, die Muscheln und Selsen wurden emporgerissen und jagten in tollem Wirbel umher. Dann, ganz plötzlich, beruhigte sich der Wind, die Luft erschien von einer beinahe unmöglichen Unbeweglichkeit, während die Wogen immer noch im Wirbeltanze dahinrauten. Ich sagte: „Wie hell es auf einmal wird!“ Wir befanden uns mitten in einer schrecklich dunkeln, tief herabhängenden Wolkenschicht, aber darüber, hoch über uns, war der Himmel hell, ganz unwahrscheinlich klar und hell

geworden. Man sah Sterne, die das menschliche Auge sonst nie erblickte: es scheint, daß das immer so ist, wenn man in das Zentrum eines Zyklons geraten ist. Und diese stillen Sterne, diese Sterne, die so hoch über uns leuchteten und unser zu spotten schienen, warfen ihr helles Licht über die aufgeregten Wogen. Und in dem Augenblicke, genau in dem Augenblicke, hörte ich die Stimme Rainebonzes:

„Die Matoutouas! Das Totenschiff der ruhelosen Seelen.“

Er warf sich entsetzt mit dem Gesicht nach unten auf den Boden unseres Schiffes hin. Und dann sah ich mit eignen Augen die große Piroge, das Schiff der Toten! Sie werden es nicht glauben, daß Schiffe, die untergegangen und die seit undenklicher Zeit auf dem Grunde des Meeres gelegen, plötzlich wieder aus den Fluten auftauchen können! Ich aber habe in jener Nacht gesehen, wie ein Schiff aus den tiefsten Tiefen des Wassers emporstieg und langsam dahinglitt. Es war ein großes Schiff, das seine Masten verloren hatte, nur auf dem Hinterdeck erhob sich noch der Stumpf eines Mastes, der beinahe wie ein kleines Haus aussah. Es war überdeckt von Korallen, großen Muscheln und Steinen, die sich in dem dichten Gewirr von Seetang angesetzt hatten, der alles überspann. Und dazwischen huschten große Krabben, die wütend schienen, aus ihrer gewohnten Ruhe gerissen zu sein, platte Fische, die hoch emporsprangen und in das Meer zurückfielen, Würmer, schrecklich sich hin und her windende rosae und weiße Würmer, so lang wie mein Arm! Und dann — dann — die Matoutouas! Durch die großen Lecke des Dreimasters, der vielleicht vor mehr als drei Jahrhunderten Schiffbruch erlitten hatte und versunken war und der nun wie durch ein Wunder wieder auftauchte, flossen unablässig Ströme schmutzigen Wassers, die von der einen Seite eindrangen, um von der andern wieder abzulaufen und die sich wieder und immer wieder erneuten. Dann sahen wir deutlich,



Pierre Mille

Das Totenschiff

wie diese Wasserströme ein Skelett nach sich führten, ein an den Fußknöcheln mit Ketten gefesseltes Skelett, das einen Augenblick nur auf dem Deck zu ruhen schien, dann von den nachdrängenden Wogen gepackt wurde, sich überschlug und in das Wasser zurückstürzte. Diesem Skelette folgte ein anderes und noch eins und wieder eins: eine ganze Kaskade von Skeletten und alten verrosteten Eisenketten. Ab und zu glitzerten große Krabben darüber hin. Langsam und wie ein überlasteter Wagen hin und her schwankend, näherte sich der Dreimaster den Klippen. Bei jeder Woge, die ihn auf ihren Rücken nahm, schwogte das Wasser, das in den Schiffskörper gedrungen war, von vorne nach hinten und drängte gegen die verfaulenden Wände, von denen große Stücke abfielen und neue Lecke entstehen ließen, aus denen ungezählte, mit alten Ketten beladene Skelette getrieben wurden. Trotz alledem verfolgte das Fahrzeug unaufhaltsam seinen Weg, den Klippen entgegen — und direkt auf uns zu!

Jetzt stieß sein Kiel auf den Selsen an, riß sich noch einmal los, um gleich darauf mit gewaltigem Anprall so heftig gegen die Riffe anzufahren, daß es diesen einen lauten, feierlichen Klang entlockte, der wie das Läuten einer Glocke weit über das Meer hintönte. Dann aber versank das Schiff mit unerhörter Geschwindigkeit.

Das Achterdeck blieb etwas länger über Wasser und man konnte deutlich darauf die weit geöffneten Kajüten erkennen. Der Anblick erinnerte beinahe an jene Wohnungspläne, die man öfter in Zeitungen abgebildet sieht, die das Innere von Etagen mit den Möbeln und den Bewohnern darstellen. Möbeln? Man sah einige von Seetang und Korallen überwucherte alte Kanonen und ein langes, Kofferähnliches Ding, das vielleicht früher einmal eine Koje gewesen war. Dabei verschiedene seltsame rostzerfressene metallne Instrumente. Mitten in diesem Raume lag sein Bewohner, ein Mensch, den ein herab-

gefallener Balken erschlagen und alle Knochen zerquetscht hatte. Und zwischen all diesem Grauenhaften krochen, drehten und wanden sich diese scheußlichen Würmer, die in dem schmutzigen Wasser untertauchten, wieder hervorkamen und ihre eßten blinden Köpfe hin und her bewegten.

Wie lange das dauerte! Ich weiß es nicht! Vielleicht nur eine ganz kurze Zeit. Nach dieser schrecklichen Windstille hatte der Sturm neu eingesetzt. Der Rest dieses gespensterhaften Schiffes — das, allen Gesetzen der Natur Trotz bietend, nachdem es untergegangen und jahrhundertlang auf dem Meeresgrunde gelegen, nun plötzlich mit einer Besatzung von an Ketten geschmiedeten, mit Seetang behangenen Toten wieder auftauchte — der Rest dieses unheimlichen und grauenerregenden Fahrzeuges war in Stücke zerschellt, die von den Wogen weggetrieben wurden. Es gelang uns jedoch noch, die Gallions-Sigur aufzufischen, die zu der Zeit, als der Dreimaster noch ein Schiff gewesen, statt eines schreckenerregenden Spukes, den Bug geziert hatte. Ich glaube, daß es die Sigur einer heidnischen Göttin dargestellt hatte — vielleicht war es auch eine Heilige. Es ließ sich nicht mehr feststellen. Der Sturm oder das Alter hatten ihren ganzen untern Teil völlig zerstört, Pfahlmuscheln hatten ihren Kopf zerfressen. Zwei zernagte Brüste, eine Höhlung an Stelle des Halses und eine auffallend große Nase waren zufällig erhalten geblieben. Die Augen waren vollständig vernichtet. Es konnte ebensowohl das Bild einer Eule, wie das einer Frau sein. Ich finde, daß es gleichermaßen komisch und tragisch ist, daß die Zeit den Statuen ebenso übel mitspielt, wie sie es den Frauen tut: es ist das wirklich Surcht erregend . . .

Plévech, der vor Angst halbtot war, schwur darauf, daß er ähnliche Holzbilder in den Kapellen seiner Heimat gesehen habe, während Rainebonze behauptete, daß die Zauberer seines Landes solche Figuren in dem Innern der Gräber aufsetzten.

Plévech wiederholte fortwährend: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ und Rainebonze, der einmal in der Kirche von Majumba gewesen war, fügte stets ein frommes „Amen“ hinzu. Dann aber gab er sich sofort eifrig daran, ein „Sifidy“, das heißt, ein Zaubermittel zu bereiten, er tötete unter allerlei Zeremonien eine zweite Henne. Und Plévech achtete genau auf jede seiner Gesten, um sie auf das gewissenhafteste nachzuahmen, denn obwohl er hange war, daß die Religion Rainebonzes doch vielleicht nicht die ganz richtige sei, zweifelte er gleichzeitig auch daran, ob die der Christen besonders gut gegen die bösen Geister sei.

Was mich betrifft, so wagte ich es nicht nachzudenken. Erst drei Tage später, nachdem sich das Meer vollständig beruhigt hatte, fragte ich Rainebonze:

„Was hat es für eine Bewandnis mit dem Schiffe der ‚Matoutouas‘?“

Rainebonze sah mich mit ernster, sehr stolzer Miene an und sagte dann:

„Es waren Sklaven, nur Sklaven. Die ganze große Pirouge war mit Sklaven befrachtet. Sie waren für Bourbon bestimmt. Sie waren alle mit Ketten gefesselt. Die Weißen hatten sie in Madagaskar geraubt. Aber Madagaskar wollte seine Kinder nicht hergeben und die Schatten dieser Unglücklichen haben das Meer bis zu seinem Grunde aufgewühlt. Das versunkne Schiff, das ihre Knochen barg, ist noch einmal aus dem Grunde aufgetaucht, um an den Klippen zu zerschellen; die Schatten haben sich dann ihrer Knochen bemächtigt und sie in ihr Vaterland zurückgeführt.

Ich verstand, was er sagen wollte. Vor zwei oder drei Jahrhunderten hatten Sklavenhändler in Madagaskar eine große Zahl von Negern entführt, um sie in Bourbon als Sklaven zu verkaufen. Der Sicherheit wegen hatte man die

armen Teufel an Ketten gelegt. Als dann das Schiff durch einen Zyflon an die Selsen geworfen wurde und unterging, ertranken diese unglücklichen Neger, ohne einen Rettungsversuch machen zu können, fläglich wie die Ratten. Nun, nach drei Jahrhunderten gaben die Gluten ihre Skelette zurück und schwemmten sie an das Land, in dem ihre Voreltern und Söhne begraben waren.

Ich unterbrach Barnavaux:

„Aber der Dreimaster! Wie geschah es, daß auch dieser Dreimaster aus den Gluten auftauchen konnte?“

„Weiß ich es?“ antwortete Barnavaux. „Vielleicht haben die durch den Zyflon entstandenen großen Wirbelstürme ihn vom Grunde losgerissen. Vielleicht hatten sich auch im Schiffsraum Gase gebildet, die nach oben strebten! — Und endlich . . . was geht's mich an?! Ich habe das Totenschiff gesehen mit — mit eignen Augen gesehen.“

In diesem Augenblick kamen die Matrosen des Rettungsbootes an uns vorüber. Sehr ernst und ruhig schritten sie daher, nur ihre Augen leuchteten in jenem übernatürlich hellen Glanze, wie er Menschen eigentümlich ist, die mit ganzer Kraft gegen eine Gefahr gekämpft haben und als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen sind. Barnavaux redete sie an und forderte sie auf, ein Glas mit uns zu trinken. Sie nahmen die Einladung gern an und setzten sich nach freundlichem Gruße zu uns. Ich teilte ihnen dann mit, was Barnavaux mir eben erzählt hatte.

„Ich weiß nicht, ob das wahr ist,“ bemerkte der Bootsmann, „aber als ich einst mit dem Sperber im Pacific fuhr, da geschah es auch, daß in der Nähe von Santiago plötzlich, während einer stürmischen Nacht, eine kleine Galeasse aus den Gluten auftauchte, die vor, Gott weiß wie langer Zeit, Schiffbruch erlitten und auf dem Grunde des Meeres gelegen

hatte. — Es ist uns gelungen, dieses Schiff zu sichern, es befindet sich jetzt irgendwo in einem Museum. — Das ist ganz gewiß, daß der Schoß des Meeres Dinge, viele Dinge birgt, die so wunderbar sind, wie die Phantasie der Menschen sie nicht zu ersinnen vermöchte.“

Ich widersprach ihm nicht, da ich in Zéilah selbst einen Mann kennen gelernt habe, der die Sirenen gesehen hat. — —

Der Sandmann.
Von E. T. A. Hoffmann.

Der Sandmann.
Von E. T. A. Hoffmann.

Gewiß seid Ihr alle voll Unruhe, daß ich so lange — lange nicht geschrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergesse mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem ist aber nicht so; täglich und stündlich gedenke ich Eurer aller, und in süßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Gestalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen so anmutig an, wie sie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach, wie vermochte ich denn Euch zu schreiben in der zerrissenen Stimmung des Geistes, die mir bisher alle Gedanken verstörte! — Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen, mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolfenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl. — Nun soll ich Dir sagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das sehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach, mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu lassen, daß das, was mir vor einigen Tagen geschah, denn wirklich mein Leben so feindlich zerstören konnte! Wärest Du nur hier, so könntest Du selbst schauen; aber jetzt hältst Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geisterseher. — Kurz und gut, das Entsetzliche, was mir geschah, dessen tödlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, besteht in nichts anderem, als daß vor einigen Tagen, nämlich am 30. Oktober mittags um zwölf Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir seine Ware anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe hinabzuwerfen, worauf er aber von selbst fortging. —

Du ahnest, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben kön-

nen, ja, daß wohl die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So ist es in der That. Mit aller Kraft fasse ich mich zusammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner früheren Jugendzeit so viel erzählen, daß Deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara sagen: „Das sind ja rechte Kindereien!“ — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch sehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare sträuben sich mir, und es ist, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagessen sahen wir, ich und meine Geschwister, tagsüber den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt sein. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und geriet darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier haltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspass war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfswolken von sich, daß wir alle wie im Nebel schwammen. An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig, und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: „Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es schon.“ Wirklich hörte ich dann jedesmal etwas schweren langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann sein. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: „Ei, Mama! wer ist denn der böse

Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie sieht er denn aus?“ „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind,“ erwiderte die Mutter, „wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seid schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man euch Sand hineingestreut.“ — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüt entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verleugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete: was denn das für ein Mann sei, der Sandmann? „Ei, Thanielchen,“ erwiderte diese, „weißt du das noch nicht? Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett gehen wollen und wirft ihnen Hände voll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herauspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Abung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf.“ — Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des grausamen Sandmanns aus; so wie es abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Tränen hergestotterten Ruf: „Der Sandmann! der Sandmann!“ konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem Kinderneft im Halbmonde, so, wie es mir die Warte-frau erzählt hatte, wohl nicht ganz seine Richtigkeit haben könne; indessen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Gespenst, und Grauen — Entsetzen ergriff mich, wenn ich ihn

nicht allein die Treppe heraufkommen, sondern auch meines Vaters Stubentür heftig aufreißen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahrelang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grausigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an, meine Phantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen: den Vater darum zu befragen, hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber selbst — selbst das Geheimnis zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüt sich einnistet. Nichts war mir lieber, als schauerliche Geschichten von Kobolden, Hexen, Däumlingen usw. zu hören oder zu lesen; aber obenan stand immer der Sandmann, den ich in den seltsamsten, abscheulichsten Gestalten überall auf Tische, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Korridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag neun Uhr sich jener Unbekannte im Hause hören ließ, schnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite sich im Hause ein feiner, seltsam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Mut, auf irgendeine Weise des Sandmanns Bekanntschaft zu machen. Oft schlich ich schnell aus dem Kämmerchen auf den Korridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauschen, denn immer war der Sandmann schon zur Türe hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden mußte. Endlich von unwiderstehlichem Drange getrieben, beschloß ich, im

Zimmer des Vaters selbst mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich schützte daher große Müdigkeit vor, verließ schon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Tür in einen Schlupfwinkel. Die Haustür knarrte, durch den Glor ging es langsamen, schweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geschwister an mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stubentür. Er saß, wie gewöhnlich, stumm und starr, den Rücken der Tür zugekehrt, er bemerkte mich nicht, schnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Tür stehenden offenen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es hustete und scharrte und brummte seltsam draußen. Das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Tür ein scharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Tür springt rasselnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend, gucke ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Gesicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann ist der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichste Gestalt hätte mir nicht tieferes Entsetzen erregen können als eben dieser Coppelius. — Denke Dir einen großen, breitschultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Gesicht, buschichten grauen Augenbrauen, unter denen ein Paar grünliche Katzenaugen stechend hervorfunkeeln, großer, starker, über die Oberlippe gezogener Nase. Das schiefe Maul verzieht sich oft zum hämischen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrote Flecke sichtbar, und ein seltsam zischender Ton fährt durch die zusammen-

gekniffenen Zähne. Coppelius erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rocke, eben solcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinschnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken standen hoch über den großen roten Ohren, und ein breiter verschlossener Haarbeutel starrte von dem Nacken weg, so daß man die silberne Schnalle sah, die die gefältelte Halsbinde schloß. Die ganze Sigur war überhaupt widrig und abscheulich; aber vor allem waren uns Kindern seine großen knochigen, haarigen Säuste zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es seine Freude, irgendein Stückchen Kuchen oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Tränen in den Augen, die Näscherei, der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Ebenso machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein klein Gläschen süßen Weins eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Saust herüber oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Ärger nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünschten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. Die Mutter schien ebenso wie wir den widerwärtigen Coppelius zu hassen; denn, sowie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düsteren Ernst. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sei er ein höheres Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur leise andeuten, und Lieblingsgerichte wurden gekocht und seltene Weine kredenzt.

Als ich nun diesen Coppelius sah, ging es grausig und entsetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders als er der Sandmann sein könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmärchen, der dem Eulenneß im Halbmonde Kinderaugen zur Uzung holt, — nein! — ein häßlicher gespenstischer Unhold, der überall, wo er einschreitet, Jammer — Not — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war festgezaubert. Auf die Gefahr entdeckt und, wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieser mit heiserer, schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus, und beide fleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die hernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügeltür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Herd stand. Coppelius trat hinzu, und eine blaue Flamme knisterte auf dem Herde empor. Allerlei seltsames Geräte stand umher. Ach Gott! — wie sich nun mein alter Vater zum Feuer herabückte, da sah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz schien seine sanften ehrlichen Züge zum häßlichen, widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die glutrote Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem dicken Qualm, die er dann eifrig hämmerte. Mir war es, als würden Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen — scheußliche, tiefe, schwarze Höhlen statt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer, dröhnender Stimme. Ich kreischte auf, von wildem Entsetzen gewaltig erfaßt, und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius: „Kleine Bestie! — Fleine Bestie!“ meckerte er zähnefletschend! — riß mich auf und warf mich auf den Herd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen.“ So flüsterte Coppelius und griff mit den Säusten glutrote Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: „Meister! Meister! laß meinem Nathanael die Augen — laß sie ihm!“ Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und sein Pensum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Süße recht observieren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Süße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. „’s steht doch überall nicht recht! ’s gut so, wie es war! — Der Alte hat’s verstanden!“ So zischte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde schwarz und finster, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht, ich erwachte wie aus dem Todeschlaf, die Mutter hatte sich über mich gebeugt. „Ist der Sandmann noch da?“ stammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der ist lange, lange fort, der tut dir keinen Schaden!“ — So sprach die Mutter und küßte und herzte den wiedergewonnenen Liebling. —

Was soll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was soll ich so weitläufig einzelnes hererzählen, da noch so vieles zu sagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauscheri entdeckt und von Coppelius gemißhandelt worden. Angst und Schrecken hatten mir ein hitziges Sieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Ist der Sandmann noch da?“ — Das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen meiner Genesung, meiner Rettung. — Nur nach dem schrecklichsten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen;

dann wirst Du überzeugt sein, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun alles farblos erscheint, sondern, daß ein dunkles Verhängnis wirklich einen trüben Wolkenschleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreiße. —

Coppelius ließ sich nicht mehr sehen, es hieß, er habe die Stadt verlassen.

Ein Jahr mochte vergangen sein, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß abends an dem runden Tische saßen. Der Vater war sehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht. Da hörten wir, als es neune schlug, plötzlich die Haustür in den Angeln knarren, und langsame eisenschwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das ist Coppelius,“ sagte meine Mutter erblassend. „Ja! — es ist Coppelius,“ wiederholte der Vater mit matter, gebrochener Stimme. Die Tränen stürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater!“ rief sie, „muß es denn so sein?“ „Zum letzten Male!“ erwiderte dieser, „zum letzten Male kommt er zu mir, ich verspreche es dir. Geh’ nur, geh’ mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!“

Mir war es, als sei ich in schweren, kalten Steinen eingepreßt — mein Atem stockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm, als ich unbeweglich stehen blieb: „Komm, Nathanael, komme nur!“ — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, sei ruhig, lege dich ins Bette! — schlafe — schlafe,“ rief mir die Mutter nach; aber von unbeschreiblicher innerer Angst und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zutun. Der verhaßte abscheuliche Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an, vergebens trachtete ich sein Bild los zu werden. Es mochte wohl schon Mitternacht sein, als ein entsetzlicher Schlag geschah, wie wenn ein Geschütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es rasselte und rauschte bei meiner Tür vorüber, die Haustür

wurde flirrend zugeworfen. „Das ist Coppelius!“ rief ich entsetzt und sprang aus dem Bette. Da freischte es auf in schneidendem trostlosen Jammer, fort stürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Türe stand offen, erstickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienstmädchen schrie: „Ach, der Herr! — der Herr!“ — Vor dem dampfenden Herde auf dem Boden lag mein Vater tot mit schwarzverbranntem, gräßlich verzerrtem Gesicht, um ihn herum heulten und winselten die Schwestern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du hast den Vater erschlagen!“ — So schrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren seine Gesichtszüge wieder mild und sanft geworden, wie sie im Leben waren. Tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben gestürzt haben könne. —

Die Explosion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden.

Wenn ich Dir nun sage, mein herzlieber Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erscheinung als schweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet, aber Coppelius' Sigur und Gesichtszüge sind zu tief in mein Innerstes eingeprägt, als daß hier ein Irrtum möglich sein sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal seinen Namen geändert. Er gibt sich hier, wie ich höre, für einen piemontesischen Mechanikus aus und nennt sich Giuseppe Coppola.

Ich bin entschlossen, es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen, wie es will.

Der Mutter erzählte ich nichts von dem Erscheinen des

gräßlichen Unholds. — Grüße meine liebe holde Clara, ich schreibe ihr in ruhigerer Gemütsstimmung. Lebe wohl usw. usw.

Clara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar absenden wolltest und die Aufschrift statt an ihn an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrtum erst bei den Worten inne: „Ach, mein herzlieber Lothar!“ — Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bruder geben sollen. Aber, hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch ruhiges, weiblich besonnenes Gemüt, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus dem Einsturz, noch vor schneller Glucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum atmen, es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzogliebter Nathanael! was konnte so Entsetzliches in Dein Leben getreten sein! Trennung von Dir, Dich niemals wiedersehen, der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich. — Ich las und las! — Deine Schilderungen des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich. Erst jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater solch entsetzlichen gewaltsamen Todes starb. Bruder Lothar, dem ich sein Eigentum zustellte, suchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm schlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und beinahe schäme ich mich, es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören konnte.

Doch bald, schon den andern Tag, hatte sich alles anders in mir gestaltet. Sei mir nur nicht böse, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa sagen möchte, daß ich trotz Deiner seltsamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böses antun, ganz heiteren, unbefangenen Sinnes bin wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre, wirkliche Außenwelt aber daran wenig Teil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius gewesen sein, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abscheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüt der schreckliche Sandmann aus dem Ammenmärchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubtest Du auch nicht an den Sandmann, ein gespenstischer, Kindern vorzüglich gefährlicher Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anderes, als daß beide insgeheim alchimistische Versuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden sein konnte, da gewiß viel Geld unnütz verschleudert und obendrein, wie es immer mit solchen Laboranten der Fall sein soll, des Vaters Gemüt, ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigne Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeigeführt, und Coppelius ist nicht schuld daran. Glaubst Du, daß ich den erfahrenen Nachbar Apotheker gestern frug, obwohl bei chemischen Versuchen eine solche augenblicklich tötende Explosion möglich sei? Der sagte: „Ei, allerdings“ und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläufig und umständlich, wie das zu gehen könne, und nannte dabei so viel sonderbar flingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wohl unwillig werden über Deine Clara, Du wirst sagen: „In dies kalte Gemüt dringt kein Strahl des Geheimnisvollen,

das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt; sie erschaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut sich wie das kindische Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödliches Gift verborgen.“

Ach, mein herzogeliebter Nathanael! glaubst Du denn nicht, daß auch in heiteren — unbefangenen — sorglosen Gemütern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich uns in unserm eignen Selbst zu verderben strebt? — Aber verzeih es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgendeine Weise Dir anzudeuten, was ich eigentlich von solchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte, und Du lachst mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle, es zu sagen.

Gibt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verrätherisch einen Saden in unser Inneres legt, woran sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden — gibt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen, durch das heitre Leben gestärkten Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Gestalt, die unser eignes Spiegelbild sein sollte. Es ist auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so, daß wir selbst nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist

das Phantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüt uns in die Hölle wirft oder in den Himmel verzückt. — Du merkst, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar, uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptsächlichste aufgeschrieben, ordentlich tiefsinnig vorkommt. Lothars letzte Worte verstehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch ist es mir, als sei alles sehr wahr. Ich bitte Dich, schlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuseppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sei überzeugt, daß diese fremden Gestalten nichts über Dich vermögen; nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann sie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefste Aufregung Deines Gemüts, schmerzte mich nicht Dein Zustand recht in innerster Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius scherzen. Sei heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erscheinen wie Dein Schutzgeist und den häßlichen Coppola, sollte er es sich etwa beikommen lassen, Dir im Traum beschwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor seinen garstigen Säusten, er soll mir weder als Advokat eine Näscheri noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigstgeliebter Nathanael usw. usw. usw.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb ist es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerstreuung veranlaßtem, Irrtum erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tiefsinnigen philo-

sophischen Brief geschrieben, worin sie ausführlich beweist, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern existieren und Phantome meines Ichs sind, die augenblicklich zerstäuben, wenn ich sie als solche erkenne. In der That, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch hellen holdlächelnden Kindesaugen oft wie ein lieblicher süßer Traum hervorleuchtet, so gar verständig, so magistermäßig distinguieren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du liest ihr wohl logische Kollegia, damit sie alles fein sichten und sondern lerne. — Laß das bleiben! — Übrigens ist es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuseppe Coppola keineswegs der alte Advokat Coppelius ist. Ich höre bei dem erst neuerdings angekommenen Professor der Physik, der wie jener berühmte Naturforscher Spalanzani heißt und italienischer Abkunft ist, Kollegia. Der kennt den Coppola schon seit vielen Jahren, und überdem hört man es auch seiner Aussprache an, daß er wirklich Piemonteser ist. Coppelius war ein Deutscher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara mich immerhin für einen düstern Träumer, aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius' verfluchtes Gesicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort ist aus der Stadt, wie mir Spalanzani sagt. Dieser Professor ist ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner, rundlicher Mann, das Gesicht mit starken Backenknochen, feiner Nase, aufgeworfenen Lippen, kleinen, stechenden Augen. Doch besser als in jeder Beschreibung siehst Du ihn, wenn Du den Tagliostro, wie er von Chodowiecki in irgendeinem Berliner Taschenkalender steht, anschaut. — So sieht Spalanzani aus. — Neulich steige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die sonst einer Glastüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, sehr schlank im reinsten Ebenmaß gewach-

senes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer saß im Zimmer vor einem kleinen Tisch, auf dem sie beide Arme, die Hände zusammengefaltet, gelegt hatte. Sie saß der Türe gegenüber, so, daß ich ihr engelschönes Gesicht ganz erblickte. Sie schien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich sagen, keine Sehkraft, es war mir so, als schliefe sie mit offenen Augen. Mir wurde ganz unheimlich, und deshalb schlich ich leise fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Gestalt, die ich gesehen, Spalanzanis Tochter, Olimpia, war, die er sonderbarer- und schlechterweise einsperrt, so, daß durchaus kein Mensch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandnis mit ihr, sie ist vielleicht blödsinnig oder sonst. — Weshalb schreibe ich Dir aber das alles? Besser und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wisse nämlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin. Ich muß mein süßes, liebes Engelsbild, meine Clara, wiedersehen. Weggehaucht wird dann die Verstimmung sein, die sich (ich muß das gestehen) nach dem fatalen verständigen Briefe meiner bemeistern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an sie.

Tausend Grüße usw. usw. usw.

Seltsamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich dir, günstiger Leser! zu erzählen unternommen. Hast du, Geneigtester! wohl jemals etwas erlebt, das deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles andere daraus verdrängend? Es gärte und kochte in dir, zur siedenden Blut entzündet sprang das Blut durch die Adern und färbte höher deine Wangen. Dein Blick war so seltsam, als wolle er Ge-

stalten, keinem andern Auge sichtbar, im leeren Raum erfassen, und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen dich die Freunde: „Wie ist Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Teurer?“ Und nun wolltest du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern aussprechen und mühest dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war dir, als müßtest du nun gleich im ersten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entsetzliche, Lustige, Grauenhafte, das sich zugetragen, recht zusammengreifen, so daß es wie ein elektrischer Schlag alle treffe. Doch jedes Wort, alles, was Rede vermag, schien dir farblos und frostig und tot. Du suchst und suchst, und stotterst und stammelst, und die nüchternen Fragen der Freunde schlagen wie eisige Windeshauche hinein in deine innere Glut, bis sie verlöschen will. Hattest du aber wie ein fecker Maler erst mit einigen verwegenen Strichen den Umriss deines innern Bildes hingeworfen, so trugst du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf, und das lebendige Gewühl mannigfacher Gestalten riß die Freunde fort, und sie sahen, wie du, sich selbst mitten im Bilde, das aus deinem Gemüt hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es dir, geneigter Leser! gestehen muß, eigentlich niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt; du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Autoren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zumute wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt, und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: „Was ist es denn? Erzählen Sie, Liebster!“ — So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnisvollem Leben zu dir zu sprechen. Das Wunderbare, Seltsame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb, und weil ich dich, o mein Leser! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts Geringses ist, quälte ich mich ab, Nathanaels Geschichte, bedeutend —

originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmal“ — der schönste Anfang jeder Erzählung zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzialstadt S. lebte“ — etwas besser, wenigstens ausholend zum Klimax. — Oder gleich *medias in res*: „Scher' er sich zum Teufel“, rief, Wut und Entsetzen in wildem Blick, der Student Nathanel, als der Wetterglashändler Giuseppe Coppola.“ — Das hatte ich in der That schon aufgeschrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Possierliches zu verspüren glaubte; die Geschichte ist aber gar nicht spaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindesten etwas von dem Farbenglanz des inneren Bildes abzuspiegeln schien. Ich beschloß, gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mittheilte, für den Umriss des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt wie ein guter Porträtmaler so aufzufassen, daß du es ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, ja daß es dir ist, als hättest du die Person recht oft schon mit leibhaftigen Augen gesehen. Vielleicht wirst du, o mein Leser! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sei als das wirkliche Leben, und daß dieses der Dichter doch nur wie in eines mattgeschliffenen Spiegels dunklem Widerschein auffassen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wissen nötig, ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläufigen Verwandten, der ebenfalls gestorben und sie verwaist nachgelassen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zueinander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzuwenden hatte; sie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ, um seine Studien in G. — fortzu-

setzen. Da ist er nun in seinem letzten Briefe und hört Kollegia bei dem berühmten Professor Physics, Spalanzani.

Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Claras Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich holdlächelnd anblickte. — Für schön konnte Clara keineswegs gelten; das meinten alle, die sich von Amts wegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Wuchses, die Maler fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu feusch geformt, verliebten sich dagegen sämtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faselten überhaupt viel von Battonischem Kolorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Santast, verglich aber höchst seltsamerweise Claras Augen mit einem See von Ruisdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes heiteres Leben spiegelt. Dichter und Meister gingen aber weiter und sprachen: „Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir selbst dann nichts wahrhaft Gescheites, so ist überhaupt nicht viel an uns, und das lesen wir denn auch deutlich in dem um Claras Lippen schwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeln, das so tun will, als sei es Gesang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durcheinander springen.“ Es war dem so. Clara hatte die lebenskräftige Phantasie des heitern unbefangenen kindischen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüt, einen gar hellen scharf sichtenden Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Claras schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick und jenes feine ironische Lächeln:

„Liebe Freunde! wie möget ihr mir denn zumuten, daß ich eure verfließende Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll mit Leben und Regung!“ — Clara wurde deshalb von vielen Kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die ersten Wolkenschatten zogen durch ihr Leben, als er sich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog sie in seine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in seiner Vaterstadt ins Zimmer der Mutter eintrat. Es geschah so, wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wieder sah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius noch an Claras verständigen Brief, jede Verstimmung war verschwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er seinem Freunde Lothar schrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den ersten Tagen in seinem ganzen Wesen durchaus verändert sich zeigte. Er versank in düstre Träumereien und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene, vergeblich lehne man sich dagegen auf, demüthig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er ging so weit, zu behaupten, daß es töricht sei, wenn man glaube, in Kunst und Wissenschaft nach selbstthätiger Willkür zu schaffen; denn die Begeisterung, in der man nur zu schaffen fähig sei, komme nicht aus dem eignen Innern, sondern sei das Einwirken irgend eines außer uns selbst liegenden höheren Prinzips.

Der verständigen Clara war diese mystische Schwärmerei im höchsten Grade zuwider, doch schien es vergebens, sich auf Widerlegung einzulassen. Nur dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böse Prinzip sei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhang lauschte, und daß dieser widerwärtige Dämon auf entsetzliche Weise ihr Liebesglück stören werde, da wurde Clara sehr ernst und sprach: „Ja, Nathanael! du hast recht, Coppelius ist ein böses feindliches Prinzip, er kann Entsetzliches wirken wie eine teuflische Macht, die sichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannst. Solange du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt, nur dein Glaube ist seine Macht.“ — Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Existenz des Dämons nur in seinem eignen Innern statuieren, wollte dann hervorrücken mit der ganzen mystischen Lehre von Teufeln und grausen Mächten, Clara brach aber verdrießlich ab, indem sie irgend etwas Gleichgültiges dazwischen schob, zu Nathanaels nicht geringem Ärger. Wer dachte, Falten, unempfindlichen Gemütern verschließen sich solche tiefe Geheimnisse, ohne sich deutlich bewußt zu sein, daß er Clara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen, sie in jene Geheimnisse einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Clara das Frühstück bereiten half, stand er bei ihr und las ihr aus allerlei mystischen Büchern vor, daß Clara bat: „Aber lieber Nathanael, wenn ich dich nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn wenn ich, wie du es willst, alles stehen und liegen lassen und dir, indem du liest, in die Augen schauen soll, so läuft mir der Kaffee ins Feuer, und ihr bekommt alle kein Frühstück!“ — Nathanael flappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmut fort in sein Zimmer. Sonst hatte er eine besondere Stärke in anmutigen lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb, und die Clara mit dem

innigsten Vergnügen anhörte; jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gestaltlos, so daß, wenn Clara schonend es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Clara tötender als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sich dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanaels Dichtungen waren in der That sehr langweilig. Sein Verdruß über Claras kaltes prosaisches Gemüt stieg höher, Clara konnte ihren Unmut über Nathanaels dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten beide im Innern sich immer mehr voneinander, ohne es selbst zu bemerken. Die Gestalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael selbst es sich gestehen mußte, in seiner Phantasie erbleicht, und es kostete ihm oft Mühe, ihn in seinen Dichtungen, wo er als grauser Schicksalspopanz auftrat, recht lebendig zu kolorieren. Es kam ihm endlich ein, jene düstre Ahnung, daß Coppelius sein Liebesglück stören werde, zum Gegenstande eines Gedichts zu machen. Er stellte sich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine schwarze Saust in ihr Leben und risse irgendeine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als sie schon am Traualtar stehen, erscheint der entsetzliche Coppelius und berührt Claras holde Augen; die springen in Nathanaels Brust wie blutige Funken sengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der sich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn sausend und brausend fortreißt. Es ist ein Tosen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitscht in die schäumenden Meereswellen, die sich wie schwarze weißhauptige Riesen emporbäumen in wütendem Kampfe. Aber durch dies wilde Tosen hört er Claras Stimme: „Kannst du mich denn nicht erschauen? Coppelius hat dich getäuscht, das waren ja nicht meine Augen, die so in deiner Brust brannten, das waren ja glühende Tropfen deines eignen

Herzbluts — ich habe ja meine Augen, sieh' mich doch nur an!“ — Nathanael denkt: das ist Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. — Da ist es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er stehen bleibt, und im schwarzen Abgrund verrauscht und dumpf das Getöse. Nathanael blickt in Claras Augen; aber es ist der Tod, der mit Claras Augen ihn freundlich anschaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er sehr ruhig und besonnen, er feilte und besserte an jeder Zeile, und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend sich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden und das Gedicht für sich laut las, da faßte ihn Grausen und wildes Entsetzen, und er schrie auf: „Wessen grauenvolle Stimme ist das!“ — Bald schien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine sehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müsse Claras kaltes Gemüt dadurch entzündet werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen solle, sie mit den grauenvollen Bildern zu ängstigen, die ein entsetzliches, ihre Liebe zerstörendes Geschick weissagten. Sie, Nathanael und Clara, saßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war sehr heiter, weil Nathanael sie seit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung schrieb, nicht mit seinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael sprach lebhaft und froh von lustigen Dingen wie sonst, so, daß Clara sagte: „Nun erst habe ich dich ganz wieder, siehst du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben!“ Da fiel dem Nathanael erst ein, daß er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen. Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermutend und sich darein ergebend, fing an, ruhig zu stricken. Aber so wie immer schwärzer und schwärzer das düstere Gewölk aufstieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und

blickte starr dem Nathanael ins Auge. Den riß seine Dichtung unaufhaltsam fort, hochrot färbte seine Wangen die innere Glut, Tränen quollen ihm aus den Augen. — Endlich hatte er geschlossen; er stöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Claras Hand und seufzte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: „Ach! — Clara — Clara!“ — Clara drückte ihn sanft an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und ernst: „Nathanael — mein herzlieber Nathanael! — wirf das tolle — unsinnige — wahnsinnige Märchen ins Feuer.“ Da sprang Nathanael entrüstet auf und rief, Clara von sich stoßend: „Du lebloses verdammtes Automat!“ Er rannte fort, bittere Tränen vergoß die tief verletzte Clara: „Ach, er hat mich niemals geliebt, denn er versteht mich nicht,“ schluchzte sie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen, was vorgefallen; er liebte seine Schwester mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in sein Inneres, so, daß der Unmut, den er wider den träumerischen Nathanael lange im Herzen getragen, sich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unsinnige Betragen gegen die geliebte Schwester in harten Worten vor, die der aufbrausende Nathanael ebenso erwiderte. Ein „phantastischer, wahnsinniger Geck“ wurde mit einem „miserablen, gemeinen Alltagsmenschen“ erwidert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beschlossen, sich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademischer Sitte mit scharfgeschliffenen Stoßrapieren zu schlagen. Stumm und finster schlichen sie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und gesehen, daß der Sechtmeister in der Dämmerung die Rapiere brachte. Sie ahnte, was geschehen sollte. Auf dem Kampfplatz angekommen, hatten Lothar und Nathanael soeben düsterschweigend die Röcke abgeworfen, blutdürstige Kampflust im brennenden Auge wollten sie gegeneinander ausfallen, als Clara durch die Gartentür herbeistürzte. Schluchzend rief sie

laut: „Ihr wilden entsetzlichen Menschen! — stoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr euch anfallt; denn wie soll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat!“ — Lothar ließ die Waffe sinken und sah schweigend zur Erde nieder, aber in Nathanaels Innern ging in herzerreißender Wehmut alle Liebe wieder auf, wie er sie jemals in der herrlichen Jugendzeit schönsten Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel seiner Hand, er stürzte zu Klaras Süßen. „Kannst du mir denn jemals verzeihen, du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannst du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar!“ — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tausend Tränen umarmten sich die drei versöhnten Menschen und schwuren, nicht voneinander zu lassen in steter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zumute, als sei eine schwere Last, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerstand leistend der finstern Macht, die ihn befangen, sein ganzes Sein, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei selige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach seiner Vaterstadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was sich auf Coppelius bezog, verschwiegen worden; denn man wußte, daß sie nicht ohne Entsetzen an ihn denken konnte, weil sie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes schuld gab.

Wie erstaunte Nathanael, als er in seine Wohnung wollte und sah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, so daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stock wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher

von unten herauf gebrannt hatte, so war es doch den kühnen, rüstigen Freunden gelungen, noch zur rechten Zeit in Nathanaels im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen und Bücher, Manuscripte, Instrumente zu retten. Alles hatten sie unverfehrt in ein anderes Haus getragen und dort ein Zimmer in Beschlag genommen, welches Nathanael nun sogleich bezog. Nicht sonderlich achtete er darauf, daß er dem Professor Spalanzani gegenüber wohnte, und ebensowenig schien es ihm etwas Besonderes, als er bemerkte, daß er aus seinem Fenster gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einsam saß, so, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Gesichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft stundenlang in derselben Stellung, wie er sie einst durch die Glastür entdeckte, ohne irgendeine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß, und daß sie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberschaute; er mußte sich auch selbst gestehen, daß er nie einen schöneren Wuchs gesehen; indessen, Clara im Herzen, blieb ihm die steife, starre Olimpia höchst gleichgültig, und nur zuweilen sah er flüchtig über sein Compendium herüber nach der schönen Bildsäule, das war alles. — Eben schrieb er an Clara, als es leise an die Türe klopfte; sie öffnete sich auf seinen Zuruf, und Coppolas widerwärtiges Gesicht sah hinein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben; eingedenk dessen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola gesagt, und was er auch rücksichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Gespensterfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusammen und sprach so sanft und gelassen als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!“ Da trat aber Coppola vollends in die Stube und sprach mit heiserem Ton, indem sich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wim-

pern stechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab' auch schöne Oke — schöne Oke!“ — Entsetzt rief Nathanael: „Toller Mensch, wie kannst du Augen haben? — Augen — Augen? —“ Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine Wettergläser beiseite gesetzt, griff in die weiten Rocktaschen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tisch legte. — „Nu — Nu — Brill' — Brill' auf der Nas' su setze, das sein meine Oke — schöne Oke!“ — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, so, daß es auf dem ganzen Tisch seltsam zu flimmern und zu funkeln begann. Tausend Augen blickten und zuckten krampfhaft und starrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegschauen von dem Tisch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder sprangen flammende Blicke durcheinander und schossen ihre blutroten Strahlen in Nathanaels Brust. Übermannt von tollem Entsetzen schrie er auf: „Halt ein! halt ein, fürchterlicher Mensch!“ — Er hatte Coppola, der eben in die Tasche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet schon der ganze Tisch überdeckt war, beim Arm festgepackt. Coppola machte sich mit heiserem widerigen Lachen sanft los, und mit den Worten: „Ah! — nix für Sie — aber hier schöne Glas“ — hatte er alle Brillen zusammengerafft, eingesteckt und aus der Seitentasche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perspektive hervorgeholt. So wie die Brillen fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig, und an Clara denkend, sah er wohl ein, daß der entseglische Spuß nur aus seinem Innern hervorgegangen, sowie daß Coppola ein höchst ehrlicher Mechanikus und Optikus, keineswegs aber Coppelii verfluchter Doppelgänger und Revenant sein könne. Zudem hatten alle Gläser, die Coppola nun auf den Tisch gelegt, gar nichts Besonderes, am wenigsten so etwas Gespenstisches wie die Brillen, und um alles wieder gut zu machen, beschloß Nathanael, dem Coppola jetzt wirklich etwas

abzukaufen. Er ergriff ein kleines, sehr sauber gearbeitetes Taschenperspektiv und sah, um es zu prüfen, durch das Fenster. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenstände so rein, scharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich sah er hinein in Spalanzanis Zimmer; Olimpia saß wie gewöhnlich vor dem kleinen Tische, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erschaute Nathanael erst Olimpias wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm gar seltsam starr und tot. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olimpias Augen feuchte Mondesstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie festgezaubert im Fenster, immer fort und fort die himmlisch-schöne Olimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn wie aus tiefem Traum. Coppola stand hinter ihm: „Tre Zechini — drei Dukat“ — Nathanael hatte den Optikus rein vergessen, rasch zahlte er das Verlangte. „Nicht so? — schöne Glas — schöne Glas!“ frug Coppola mit seiner widerwärtigen heiseren Stimme und dem hämischen Lächeln. „Ja, ja, ja!“ erwiderte Nathanael verdrießlich. „Adieu, lieber Freund!“ — Coppola verließ nicht ohne viele seltsame Seitenblicke auf Nathanael das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja,“ meinte Nathanael, „er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspektiv gewiß viel zu teuer bezahlt habe — zu teuer bezahlt!“ — Indem er diese Worte leise sprach, war es, als halle ein tiefer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanaels Atem stockte vor innerer Angst. — Er hatte ja selbst so aufgeseufzt, das merkte er wohl. „Clara,“ sprach er zu sich selber, „hat wohl recht, daß sie mich für einen abgeschmackten Geisterseher hält; aber nârrisch ist es doch — ach wohl mehr als nârrisch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Cop-

pola zu teuer bezahlt, noch jetzt so sonderbar ängstigt; den Grund davon sehe ich gar nicht ein.“ — Jetzt setzte er sich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenster überzeugte ihn, daß Olimpia noch dasaße, und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppolas Perspektiv und konnte nicht los von Olimpias verführerischem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief ins Kollegium bei dem Professor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnisvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte Olimpia ebensowenig hier als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer entdecken, unerachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch Coppolas Perspektiv hinüberschaute. Am dritten Tage wurden sogar die Fenster verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vors Tor. Olimpias Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüsch und guckte ihn an mit großen, strahlenden Augen aus dem hellen Bach. Claras Bild war ganz aus seinem Innern gewichen, er dachte nichts als Olimpia und flugte ganz laut und weinerlich: „Ach, du mein hoher herrlicher Liebesstern, bist du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verschwinden und mich zu lassen in finsterner hoffnungsloser Nacht!“

Als er zurückkehren wollte in seine Wohnung, wurde er in Spalanzanis Hause ein geräuschvolles Treiben gewahr. Die Türen standen offen, man trug allerlei Geräte hinein, die Fenster des ersten Stocks waren ausgehoben, geschäftige Mägde fegten und stäubten, mit großen Haarbesen hin- und herfahrend, inwendig flopften und hämmerten Tischler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und sprach: „Nun, was sagst du zu unserem alten Spalanzani?“ Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, da er durchaus

nichts vom Professor wisse, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem stillen düstern Hause ein tolles Treiben und Wirtschaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Konzert und Ball, und daß die halbe Universität eingeladen sei. Allgemein verbreite man, daß Spalanzani seine Tochter Olimpia, die er so lange jedem menschlichen Auge recht ängstlich entzogen, zum erstenmal erscheinen lassen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochplopfendem Herzen zur bestimmten Stunde, als schon die Wagen rollten und die Lichter in den geschmückten Sälen schimmerten, zum Professor. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erschien sehr reich und geschmackvoll gekleidet. Man mußte ihr schöngeformtes Gesicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas seltsam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes schien vor zu starkem Einschnüren bewirkt zu sein. In Schritt und Stellung hatte sie etwas Abgemessenes und Steifes, das manchem unangenehm auffiel; man schrieb es dem Zwange zu, den ihr die Gesellschaft auflegte. Das Konzert begann. Olimpia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug ebenso eine Bravour-Arie mit heller, beinahe schneidender Glasglockenstimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er stand in der hintersten Reihe und konnte im blendenden Kerzenlicht Olimpias Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppolas Glas hervor und schaute hin nach der schönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie sie voll Sehnsucht nach ihm herübersah, wie jeder Ton erst deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend sein Inneres durchdrang. Die künstlichen Kouladen schienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verflärten Gemüts, und als nun endlich nach der Kadenz der lange Trillo recht schmetternd durch den Saal gellte, konnte er, wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt, sich nicht mehr

halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufschreien: „Olimpia!“ — Alle sahen sich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganist schnitt aber noch ein finstereres Gesicht als vorher und sagte bloß: „Nun, nun!“ — Das Konzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!“ das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünsche, alles Strebens; aber wie sich erheben zu dem Mut, sie, die Königin des Festes, aufzufordern? Doch! — er selbst wußte nicht, wie es geschah, daß er, als schon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia stand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu stammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpias Hand, er fühlte sich durchbebt von graulichem Todesfrost, er starrte Olimpia ins Auge, das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen, und in dem Augenblick war es auch, als fingen an, in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innern glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchslog mit ihr die Reihen. — Er glaubte sonst recht taftmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rhythmischen Festigkeit, womit Olimpia tanzte, und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der sich Olimpia näherte, um sie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geschah dies, zu seinem Erstaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze sitzen, und er ermangelte nicht, immer wieder sie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der schönen Olimpia noch etwas anders zu sehen vermocht, so wäre allerlei fataler Zanß und Streit unvermeidlich gewesen; denn offenbar ging das halb- leise, mühsam unterdrückte Gelächter, was sich in diesem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die schöne Olimpia, die sie mit ganz furiosen Blicken verfolgten, man

Konnte gar nicht wissen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genossenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm sonst eigne Scheu abgelegt. Er saß neben Olimpia, ihre Hand in der seinigen, und sprach hochentflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er noch Olimpia. Doch diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt ins Auge und seufzte einmal übers andere: „Ach — Ach — Ach!“ — worauf denn Nathanael also sprach: „Oh, du herrliche, himmlische Frau! — du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe — du tiefes Gemüt, in dem sich mein ganzes Sein spiegelt“ und noch mehr dergleichen, aber Olimpia seufzte bloß immer wieder: „Ach, Ach!“ — Der Professor Spalanzani ging einigemal bei den Glücklichen vorüber und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an. Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, mit einemmal, als würd' es hienieden beim Professor Spalanzani merklich finster; er schaute um sich und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal herniederbrennen und ausgehen wollten. Längst hatten Musik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung,“ schrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpias Hand, er neigte sich zu ihrem Munde, eiskalte Lippen begegneten seinen glühenden! — Als er Olimpias kalte Hand berührte, fühlte er sich von innerem Grausen erfaßt, die Legende von der toten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber fest hatte ihn Olimpia an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwärmen. — Der Professor Spalanzani schritt langsam durch den leeren Saal, seine Schritte klangen hohl wider, und seine Figur, von flackernden Schlagschatten umspielt, hatte ein grauliches, gespenstisches Ansehen. „Liebst du mich — liebst du mich, Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebst du mich?“ So flüsterte Nathanael, aber Olimpia seufzte,

indem sie aufstand, nur: „Ach — Ach!“ „Ja, du mein holder, herrlicher Liebestern,“ sprach Nathanael, „bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!“ „Ach, ach!“ replizierte Olimpia fortschreitend. Nathanael folgte ihr, sie standen vor dem Professor. „Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten,“ sprach dieser lächelnd, „nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geschmack daran, mit dem blöden Mädchen zu konversieren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen sein.“ — Einen ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust, schied Nathanael von dannen. Spalanzanis Fest war der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Professor alles getan hatte, recht splendid zu erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe von allerlei Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das sich begeben, und vorzüglich fiel man über die todstarre, stumme Olimpia her, der man, ihres schönen Außern unerachtet, totalen Stumpfsinn andichten und darin die Ursache finden wollte, warum Spalanzani sie so lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innerem Grimm, indessen schwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, diesen Burschen zu beweisen, daß eben ihr eigener Stumpfsinn es ist, der sie Olimpias tiefes herrliches Gemüt zu erkennen hindert? „Tu' mir den Gefallen, Bruder,“ sprach eines Tages Siegmund, „tu' mir den Gefallen und sage, wie es dir gescheiten Kerl möglich war, dich in das Wachsgeßicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?“ Nathanael wollte zornig auffahren, doch schnell besann er sich und erwiderte: „Sage du mir, Siegmund, wie deinem, sonst alles Schöne klar auffassenden Blick, deinem regen Sinn Olimpias himmlischer Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank sei es dem Geschick, dich nicht zum Nebenbuhler; denn sonst müßte einer von uns blutend fallen.“ Siegmund merkte



C. T. A. Hoffmann

Der Sandmann I

wohl, wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemals über den Gegenstand zu richten sei, hinzu: „Wunderlich ist es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urteilen. Sie ist uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig sowie ihr Gesicht, das ist wahr! — Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen, jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Takt der singenden Maschine, und ebenso ist ihr Tanz. Uns ist diese Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns, als tue sie nur so wie ein lebendiges Wesen, und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandnis.“ — Nathanael gab sich dem bitteren Gefühl, das ihn bei diesen Worten Siegmunds ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr seines Unmuts und sagte bloß sehr ernst: „Wohl mag euch, ihr kalten prosaischen Menschen, Olimpia unheimlich sein. Nur dem poetischen Gemüt entfaltet sich das gleich organisierte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpias Liebe finde ich mein Selbst wieder. Euch mag es nicht recht sein, daß sie nicht in platter Konversation faselt wie die andern flachen Gemüter. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr; aber diese wenigen Worte erscheinen als echte Hieroglyphe der inneren Welt voll Liebe und hoher Erkenntnis des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für alles das habt ihr keinen Sinn, und alles sind verlorne Worte.“ „Behüte dich Gott, Herr Bruder,“ sagte Siegmund sehr sanft, beinahe wehmütig, „aber mir scheint es, du seist auf bösem Wege. Auf mich kannst du rechnen, wenn alles — nein, ich

mag nichts weiter sagen! —“ Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte prosaische Siegmund es sehr treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergessen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er sonst geliebt; — die Mutter — Lothar — alle waren aus seinem Gedächtnis verschwunden, er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahlverwandtschaft phantasierte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpultes holte Nathanael alles hervor, was er jemals geschrieben. Gedichte, Phantasien, Visionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei ins Blaue fliegenden Sonnetten, Stanzas, Kanzenen, und das alles las er der Olimpia stundenlang hintereinander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie sticte und stricte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schoßhündchen, mit keiner Lieblingskatze, sie drehte keine Papierschnitzchen oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen — Kurz! — stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen, und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: „Ach, Ach!“ — Dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!“ — „Oh, du herrliches, du tiefes Gemüt,“ rief Nathanael auf seiner Stube, „nur von dir, von dir allein werd' ich ganz verstanden.“ Er erbebte vor innerem Entzücken, wenn er bedachte, welch wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpias Gemüt täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine

Dichtergabe überhaupt, recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn wohl auch sein; denn mehr Worte, als vorhin erwähnt, sprach Olimpia niemals. Erinnernte sich aber auch Nathanael in hellen, nüchternen Augenblicken, z. B. morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpias gänzliche Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: „Was sind Worte — Worte! — Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels sich einzuschichten in den engen Kreis, den ein flüglisches irdisches Bedürfnis gezogen?“ — Professor Spalanzani schien hocherfreut über das Verhältnis seiner Tochter mit Nathanael; er gab diesem allerlei unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens, und als es Nathanael endlich wagte, von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuspielen, lächelte dieser mit dem ganzen Gesicht und meinte: Er werde seiner Tochter völlig freie Wahl lassen. — Ermutigt durch diese Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beschloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzusprechen, daß sie das unumwunden in deutlichen Worten ausspreche, was längst ihr holder Liebesblick ihm gesagt, daß sie sein eigen immerdar sein wolle. Er suchte nach dem Ringe, den ihm beim Abschiede die Mutter geschenkt, um ihn Olimpia als Symbol seiner Zingebung, seines mit ihr aufkeimenden blühenden Lebens darzureichen. Claras, Lothars Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er sie beiseite, fand den Ring, steckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur vernahm er ein wunderliches Getöse; es schien aus Spalanzanis Studierzimmer herauszuschallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, dazwischen Flüche und Verwünschungen: Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran gesetzt? — ha

ha ha ha! — so haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teuflische Bestie! — halt — fort — laß los! — Es waren Spalanzanis und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die so durcheinanderschwirrten und tobten. Hinein stürzte Nathanael, von namenloser Angst ergriffen. Der Professor hatte eine weibliche Sigur bei den Schultern gepackt, der Italiener Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen sie hin und her, streitend in voller Wut um den Besitz. Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück, als er die Sigur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wütenden die Geliebte entreißen, aber in dem Augenblick wand Coppola, sich mit Riesenkraft drehend, die Sigur dem Professor aus den Händen und versetzte ihm mit der Sigur selbst einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, Glaschen, gläserne Zylinder standen, taumelte und hinstürzte; alles Gerät flirrte in tausend Scherben zusammen. Nun warf Coppola die Sigur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter rasch fort die Treppe herab, so daß die häßlich herunterhängenden Füße der Sigur auf den Stufen hölzern flapperten und dröhnten. — Erstarrt stand Nathanael — nur zu deutlich hatte er gesehen, Olimpias toderbleichtes Wachsgeicht hatte keine Augen, statt ihrer schwarze Höhlen; sie war eine leblose Puppe. Spalanzani wälzte sich auf der Erde, Glasscherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zerschnitten, wie aus Springquellen strömte das Blut empor. Aber er raffte seine Kräfte zusammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zauderst du! — Coppelius — Coppelius, mein bestes Automat hat er mir geraubt — zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang — mein — die Augen

— die Augen dir gestohlen. — Verdammt — Versluchter — ihm nach — hol' mir Olimpia — da hast du die Augen! —“ Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen, auf dem Boden liegend, ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. — Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein, Sinn und Gedanken zerreißend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh' dich Feuerkreis — lustig — lustig! — Holzpüppchen hui, schön' Holzpüppchen, dreh' dich —“ damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöse hatte viele Menschen herbeigelockt, sie drangen ein, rissen den wütenden Nathanael auf und retteten so den Professor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, so stark er war, vermochte nicht den Rasenden zu bändigen; der schrie mit fürchterlicher Stimme immerfort: „Holzpüppchen, dreh' dich“ und schlug um sich mit geballten Säusten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entsetzlichem tierischen Gebrüll. So in gräßlicher Raserei tobend, wurde er nach dem Tollhause gebracht. —

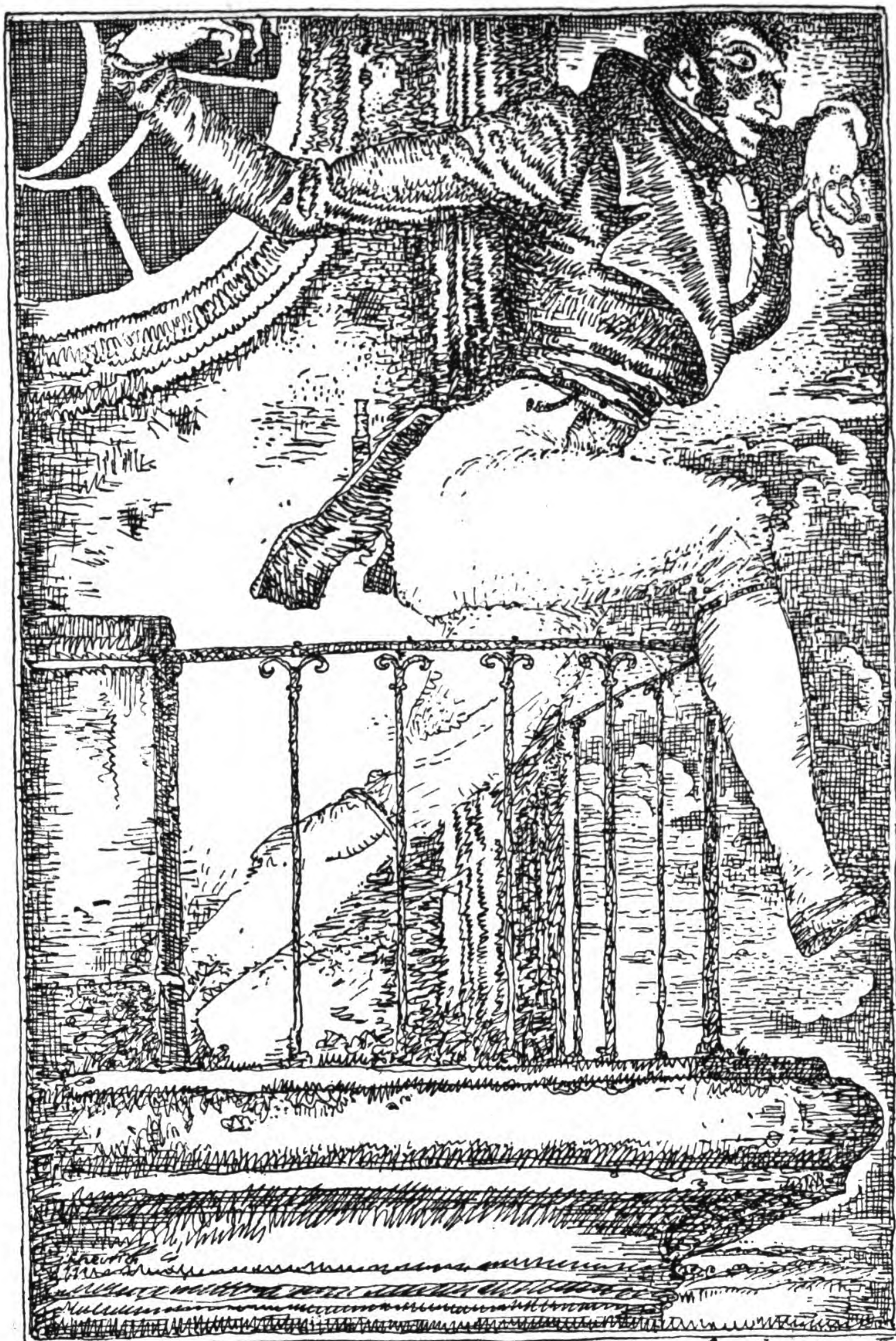
Ehe ich, günstiger Leser! dir zu erzählen fortfahre, was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich dir, solltest du einigen Anteil an dem geschickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen, versichern, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indes die Universität verlassen, weil Nathanaels Geschichte Aufsehen erregt hatte, und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Teezirkeln (Olimpia hatte sie mit Glück besucht) statt der lebendigen Person eine Holzpuppe einzuschwärzen. Juristen nannten es sogar einen feinen und um so härter zu bestrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und so schlau angelegt

worden, daß kein Mensch (ganz fluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weise tun und sich auf allerlei Tatsachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Diese letzteren brachten aber eigentlich nichts Gescheites zutage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemandem verdächtig vorgekommen sein, daß nach der Aussage eines eleganten Teeisten Olimpia gegen alle Sitte öfter genießet als gegähnt hatte? „Ersteres,“ meinte der Elegant, „sei das Selbst-
 aufziehen des verborgenen Triebwerkes gewesen, merklich habe es dabei geknarrt usw.“ Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, flappte die Dose zu, räusperte sich und sprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! Merken Sie denn nicht, wo der Hase im Pfeffer liegt? Das Ganze ist eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verstehen mich! — Sapienti sat!“ Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht dabei; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt, und es schlich sich in der That abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehreren Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taftlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen sticke, stricke, mit dem Möpschen spiele usw., vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmal in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze. Das Liebesbündnis vieler wurde fester und dabei anmutiger, andere dagegen gingen leise auseinander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür stehen,“ sagte dieser und jener. In den Tees wurde unglaublich gegähnt und niemals genießt, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie gesagt, fort, um der Kriminaluntersuchung wegen der menschlichen Gesellschaft betrüglicherweise eingeschobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verschwunden. —

Nathanael erwachte wie aus schwerem, fürchterlichem Traum, er schlug die Augen auf und fühlte, wie ein unbeschreibliches Wonnegefühl mit sanfter himmlischer Wärme ihn durchströmte. Er lag in seinem Zimmer in des Vaters Hause auf dem Bette, Clara hatte sich über ihn hingebeugt, und unfern standen die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael — nun bist du genesen von schwerer Krankheit — nun bist du wieder mein!“ — So sprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmut und Entzücken die hellen, glühenden Tränen aus den Augen, und er stöhnte tief auf: „Meine — meine Clara!“ — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Not, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du, treuer Bruder, hast mich doch nicht verlassen.“ — Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden, bald erkräftigte sich Nathanael in der sorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdessen in das Haus eingekehrt; denn ein alter, karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war gestorben und hatte der Mutter nebst einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlassen. Dort wollten sie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit seiner Clara, die er nun zu heiraten gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je gewesen, und erkannte nun erst recht Claras himmlisch reines, herrliches Gemüt. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leisesten Anflug an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm schied, sprach Nathanael: „Bei Gott, Bruder! ich war auf schlimmem Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach, es war ja Clara! —“ Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Besorgnis, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier

glücklichen Menschen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsstunde gingen sie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Ratsturm warf seinen Riesenschatten über den Markt. „Ei,“ sagte Clara, „steigen wir doch noch einmal herauf und schauen in das ferne Gebirge hinein!“ Gesagt, getan! Beide, Nathanael und Clara stiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da standen die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchsten Galerie des Turmes und schauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge wie eine Riesenstadt sich erhob.

„Sieh’ doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns los zu schreiten scheint,“ frug Clara. — Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppolas Perspektiv, er schaute seitwärts — Clara stand vor dem Glase! — Da zuckte es krampfhaft in seinen Pulsen und Adern — totenbleich starrte er Clara an, aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf wie ein geheiztes Tier; dann sprang er hoch in die Lüfte, und grausig dazwischen lachend, schrie er in schneidendem Ton: „Holzpüppchen, dreh’ dich — Holzpüppchen dreh’ dich“ — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte sie herabschleudern, aber Clara krallte sich in verzweifelnder Todesangst fest an das Geländer. Lothar hörte den Rasenden toben, er hörte Claras Angstgeschrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Tür der zweiten Treppe war verschlossen — stärker hallte Claras Jammergeschrei. Unsinnig vor Wut und Angst stieß er gegen die Tür, die endlich aufsprang — Matter und matter wurden nun Claras Laute: „Hilfe — rettet — rettet —“ so erstarb die Stimme in den Lüften. „Sie ist hin — ermordet von dem Rasenden,“ so schrie Lothar. Auch die Tür zur Galerie war zugeschlagen.



E.T.A. Hoffmann

Der Soudmann II.

— Die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft, er sprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara schwebte, von dem rasenden Nathanael erfaßt, über der Galerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte sie noch die Eisenstäbe umflammt. Rasch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schwester, zog sie hinein und schlug in demselben Augenblick mit geballter Faust dem Wütenden ins Gesicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schwester in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raste Nathanael herum auf der Galerie und sprang hoch in die Lüfte und schrie: „Seuerfreis, dreh’ dich — Seuerfreis, dreh’ dich“ — Die Menschen liefen auf das wilde Geschrei zusammen; unter ihnen ragte riesengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und geradeswegs nach dem Markt geschritten war. Man wollte herauf, um sich des Rasenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius, sprechend: „Ha ha — wartet nur, der kommt schon herunter von selbst,“ und schaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erstarrt stehen, er bückte sich herab, wurde den Coppelius gewahr, und mit dem gellenden Schrei: „Ha! Sköne Ofe — sköne Ofe,“ sprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerschmettertem Kopf auf dem Steinpflaster lag, war Coppelius im Gewühl verschwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Mann Hand in Hand vor der Thüre eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntre Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heiteren, lebenslustigen Sinn zusagte, und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Der Horla.
Von Guy de Maupassant.

8. Mai — Mein, ist der Tag schön! Den ganzen Morgen habe ich im Grase lang ausgestreckt vor meinem Hause gelegen unter der riesigen Platane, die es vollkommen beschattet, bedeckt und überragt. Ich liebe diese Gegend und lebe dort gern, weil dort meine Wurzeln sind, die tiefen, zarten Wurzeln, die einen Menschen an die Scholle knüpfen, wo seine Väter geboren und gestorben sind, die ihn mit dem verbinden, was man denkt, was man ißt, mit den Sitten wie mit der Nahrung, mit der Sprechweise der Bauern und ihrer Betonung, mit dem Erdgeruch, den Dörfern und sogar der Luft.

Ich liebe das Haus, wo ich groß geworden bin. Von meinen Fenstern aus sehe ich die Seine längs meines Gartens hinter der Straße, beinahe bei mir, die breite, große Seine, die von Rouen nach Havre fließt mit Schiffen bedeckt, die vorübergleiten.

Dort drüben links liegt Rouen, die große Stadt mit den blauen Dächern von einem Heer von spitzen, gotischen Türmen überragt. Sie sind nicht zu zählen, schmal oder breit und von der Zinnspitze der Kathedrale beherrscht. Überall läuten die Glocken am schönen Morgen und ihre metallne Stimme flingt bis zu mir herüber, ihr Gesang aus Erz, den mir der Windhauch zuträgt, bald stärker, bald schwächer, je nachdem der Ton sich erhebt oder abschwilt.

Es war so wundervoll heute morgen!

Gegen elf Uhr fuhr an meinem Gartenzaun ein langer Zug von Schiffen vorüber, die den Strom ein Schlepper herauf brachte, nur wie eine Fliege groß und der fortwährend vor Anstrengung stöhnte und dicken Dampf ließ.

Dann kamen zwei englische Schoner, deren rote Wimpel in der Luft flatterten, ein stolzer, brasilianischer Dreimaster, ganz weiß, wunderbar sauber und leuchtend. Ich grüßte ihn, ich weiß nicht, warum, so sehr gefiel mir das Schiff.

12. Mai. — Seit einigen Tagen habe ich etwas Sieber, ich fühle mich elend oder vielmehr traurig.

Woher stammen diese wunderlichen Eindrücke, die unser Glücksgefühl oft in Entmutigung, unser Vertrauen in Angst verwandeln? Es ist, als ob die Luft, die unsichtbare Luft, voller Kräfte wäre, die wir nicht kennen, die uns nur manchmal nachbarlich streifen. Ich wache heiter auf, lustig, daß ich singen möchte. Warum? Ich ergehe mich an Wassers Rand und plötzlich kehre ich nach kurzem Spaziergange bedrückt heim, als ob mich zu Haus irgendein Unglück erwartete. Warum? War es ein kalter Lusthauch, der, als er meine Haut streifte, meine Nerven erschüttert, meine Seele beschattet hat? Ist es die Form der Wolken oder das farbige Licht des Tages, die wechselnde Beleuchtung der Dinge, was meine Gedanken beeinflusste, als meine Augen es sahen? Unsere ganze Umgebung, alles was wir gedankenlos betrachten, was wir unwillkürlich streifen, was wir unvermutet berühren, alles was verschwommen an uns vorüberzieht, macht auf uns, unsere Sinne und durch sie auf unsere Gedanken, sogar auf unser Herz den Eindruck des Plötzlichen, Überraschenden, Unerklärlichen.

Ein tiefes Mysterium ist das Unsichtbare. Mit unseren elenden Sinnen können wir es nicht fassen, nicht mit unseren Augen, die weder das zu Kleine sehen können, noch das, was zu groß ist, nicht das, was zu nahe ist, noch das, was zu weit, weder die Bewohner der Gestirne, noch die Infusorien im Wassertropfen, nicht mit unseren Ohren, die uns betrügen, denn das Zittern der Luft übersetzen sie uns in starke Töne. Sie sind Seen, die das Wunder zustande bringen, diese Bewegung in Geräusch zu verwandeln und durch diese Metamorphose die Musik erzeugen, die das stumme Weben der Natur ertönen läßt, — nicht mit unserem Geruchssinn, der schwächer ist als der des Hundes, nicht mit unserem Geschmack, der kaum das Alter eines Weines zu bestimmen vermag.

Oh, wenn wir andere Organe besäßen, die für uns andere Wunder täten, was entdeckten wir wohl alles um uns herum.

16. Mai — Ich bin unbedingt krank. Den letzten Monat ging es mir sehr gut. Aber nun habe ich Sieber, ein wildes Sieber oder vielmehr, ich fühle mich fieberhaft entnervt, so daß meine Seele krank ist wie mein Körper. Auf mir lastet fortwährend das Gefühl, als sei ein Unglück nahe, die Besorgnis vor drohendem Unheil oder vor dem nahen Tode, dieses Vorgefühl, das ohne Zweifel eine Krankheit ist, die wir noch nicht kennen, die in Blut und Fleisch liegt und mich befallen hat.

18. Mai. — Ich habe eben meinen Arzt zu Räte gezogen, denn ich konnte nicht mehr schlafen. Er fand meinen Puls beschleunigt, die Pupillen erweitert, die Nerven erregt, aber sonst keine besonderen Symptome. Ich soll Duschebäder nehmen und Brom.

25. Mai. — Keine Änderung ist eingetreten. Mein Zustand ist wirklich eigentümlich: wenn es Abend wird, überfällt mich eine unbegreifliche Unruhe, als ob die Nacht eine fürchterliche Gefahr für mich berge. Schnell schlinge ich mein Essen hinunter, dann versuche ich zu lesen, aber ich verstehe die Worte nicht, ich kann kaum die Buchstaben unterscheiden. Ich laufe in meinem Zimmer auf und ab und eine wunderbare Angst lastet auf mir, die Angst schlafen zu gehen, die Angst vor dem Bett.

Gegen zehn Uhr gehe ich in mein Schlafzimmer hinauf. Sobald ich darin bin, schließe ich zweimal herum ab und riegle zu. Ich habe Angst. Wovor? Bis jetzt fürchtete ich mich vor nichts. Ich öffne die Schränke, sehe unter mein Bett, horche, lausche; wonach? Ist das nicht seltsam, daß ein einfaches Unwohlsein, vielleicht eine Blutstörung, vielleicht die Erregung eines Nervenzentrums, etwa eine Verdauungsstörung, irgend ein kleiner Fehler in dem so unvollkommenen und zarten Gange unserer lebenden Maschine aus dem lustigsten Men-

schon einen traurigen machen kann, aus dem tapfersten einen Feigling? Dann lege ich mich zu Bett und warte auf den Schlaf, wie auf den Henker. Ich warte auf ihn mit Entsetzen, daß er kommt; mein Herz schlägt, meine Knie zittern, mein ganzer Körper bebt trotz der Wärme des Bettes, bis zu dem Augenblick, wo ich plötzlich in Schlaf falle, wie einer, der sich in ein Wasserloch stürzt, um sich zu ertränken. Ich fühle den Schlaf nicht allmählich kommen wie früher. Dieser Schlaf ist niederträchtig, er versteckt sich vor mir, er lauert mir auf. Plötzlich packt er mich beim Genick, drückt mir die Augen zu, und mir vergehen die Sinne.

Ich schlafe — lange, — zwei oder drei Stunden, — dann träume ich oder vielmehr, mich überkommt das Alpdrücken. Ich fühle genau, daß ich zu Bett liege und schlafe, ich fühle es, ich weiß es und ich weiß auch, daß jemand sich mir nähert, mich ansieht, mich betastet, auf mein Bett steigt, sich auf meine Brust kniet, den Hals zwischen seine Hände nimmt und zusammenpreßt mit aller Kraft, um mich zu ersticken. Ich wehre mich, aber diese entsetzliche Unfähigkeit mich zu bewegen, lähmt mich, wie im Traum, ich möchte schreien, ich kann nicht, ich will mich bewegen, ich kann nicht, ich versuche mit fürchterlicher Anstrengung, atemlos, mich herumzudrehen, dieses Wesen, das mich erdrücken und ersticken will, von mir abzuschleudern, aber ich kann nicht.

Und plötzlich wache ich auf, ganz verstört, in Schweiß gebadet. Ich stecke ein Licht an, ich bin allein.

Nach dieser Krisis, die mich jede Nacht befällt, schlafe ich endlich ruhig bis zum Morgengrauen.

2. Juni. — Mein Zustand ist schlimmer geworden. Was habe ich nur? Brom hilft nichts, die Duschen nützen nichts. Manchmal versuche ich, um meinen doch schon so erschöpften Körper noch mehr müde zu machen, im Walde von Roumare spazieren zu gehen. Zuerst dachte ich, daß die frische, linde,

wonnige Luft voll Gras- und Blätterduft mir neues Blut in die Adern gießen würde, und neue Tatkraft ins Herz. Ich ging einen langen Jagdweg hinab, wandte mich dann durch eine enge Allee nach La Bouille zwischen zwei Gruppen riesiger Bäume, die ein grünes, dichtes, fast schwarzes Laubdach zwischen dem Himmel und mir wölbten.

Plötzlich überkam mich ein Schauer, kein Kälteschauer, sondern ein seltsamer Schauer des Entsetzens.

Ich ging schneller, weil ich mich fürchtete, allein im Walde zu sein, ängstlich ohne Grund, in der tiefen Stille.

Plötzlich war es mir, als ob mir jemand folgte, als ob jemand hinter mir herginge, ganz nahe, ganz nahe und mich beinahe berührte.

Ich drehte mich schnell um. Ich war allein. Hinter mir sah ich nur die gerade und breite Allee, öde, hoch, grauig leer, und vor mir dehnte sie sich ebenso aus, so weit das Auge reicht, furchtbar.

Ich schloß die Augen. Warum? Und ich drehte mich schnell auf dem Absatz herum wie ein Kreisel. Ich wäre beinahe gefallen, ich schlug die Augen auf, die Bäume tanzten vor mir, die Erde schwankte, ich mußte mich setzen. Und da, da wußte ich nicht mehr, von wo ich eigentlich gekommen sei, wunderliche Idee, wunderliche, wunderliche Idee, ich hatte keine Ahnung mehr. Ich ging nach rechts und kam wieder in den Weg, der mich mitten in den Forst geführt.

3. Juni. — Die Nacht war fürchterlich. Ich werde ein paar Wochen verreisen; eine kleine Reise wird mich ohne Zweifel wieder herstellen.

2. Juli. — Ich bin zurückgekehrt, bin geheilt. Übrigens habe ich eine wunderhübsche Reise gehabt: ich habe mir den Mont Saint-Michel, den ich noch nicht kannte, angesehen.

Welcher Anblick, wenn man, wie ich, von Avranches kommt gegen Sonnenuntergang! Die Stadt liegt auf einem

Hügel und man wies mich in den öffentlichen Park am Ende des Ortes. Unwillkürlich entfuhr mir ein Ruf des Entzückens. Eine unendliche Bai dehnte sich vor mir aus, so weit das Auge reichte, zwischen den Küsten, die sich in der Ferne im Nebel verlieren; und mitten in dieser großen, gelben Bai unter einem gold- und lichtstrahlenden Himmel erhob sich düster und jäh ein seltsamer Berg mitten in den Dünen. Die Sonne war eben niedergetaucht und auf dem noch glühenden Himmel zeichnete sich das Bild dieses phantastischen Felsens ab, der auf seinem Gipfel die phantastische Burg trägt.

Sobald es Tag geworden war, ging ich hin. Es war Ebbe, wie den Abend vorher. Und ich sah die wunderbare Abtei, je näher ich kam, desto größer vor mir empornwachsen. Nachdem ich ein paar Stunden gegangen war, erreichte ich den gewaltigen Felsen, der die kleine Stadt oben trägt, über welche die große Kirche noch hinausragt. Nachdem ich die schmale, steile Straße hinaufgeeilt, trat ich in das wundersamste gotische Gotteshaus, das je auf dieser Erde errichtet worden, groß wie eine Stadt, voll niedriger Säle, die erdrückt schienen trotz der Wölbungen und der hohen, von schlanken Säulen getragenen Galerien. Ich trat in dieses gigantische Schmuckstück aus Granit, das so duftig dasteht wie Spitzengewebe mit Zinnen und schlanken Türmen, in denen Wendeltreppen hinaufsteigen und die in das himmlische Blau der Tage und das Dunkel der Nächte hinaus wundersam verzerrte Fragen von Ungeheuern, Teufelsköpfe, phantastische Tiere, Riesenblumen, die durch feine, durchbrochene Bogen verbunden sind, strecken.

Als wir ganz oben standen, sagte ich zu dem Mönch, der mich begleitete:

„— Ehrwürdiger Vater, hier läßt sich's schon leben!“

Er antwortete:

„— Ach, es ist sehr windig bei uns!“

Und wir fingen an zu sprechen, während wir die Glut nahen sahen, die über den Sand lief und ihn wie mit einem Stahlpanzer umgürtete.

Und der Mönch erzählte mir Geschichten, alle alten Geschichten der Gegend, Legenden, immer Legenden.

Eine von ihnen machte mir Eindruck. Die Eingeborenen, die Bewohner des Berges behaupten, daß man nachts in den Dünen sprechen und dann zwei Ziegen meckern hört, die eine mit lauter, die andere mit leiser Stimme. Ungläubige behaupten, es sei nichts als der Schrei der Möwen, der bald wie ein Meckern, bald wie eine menschliche Stimme klingt. Aber Fischer, die spät heimkehren, schwören, in den Dünen, die um die kleine, dort in das Meer hinausgebaute Stadt liegen, einem alten Hirten begegnet zu sein, dessen Kopf man nie sieht, da er den Mantel darübergezogen hat und der hinter sich einen Bock herzieht mit einem Mannesgesicht und eine Ziege mit einem Frauenantlitz, beide mit langen, weißen Haaren. Sie schwatzen fortwährend und streiten sich in einer unbekannten Sprache, hören dann plötzlich auf zu sprechen, um laut zu meckern.

Ich sagte zum Mönch:

„Glauben Sie daran?“

Er murmelte:

„Ich weiß nicht.“

Ich fuhr fort:

„Wenn es auf der Erde andere Wesen gäbe als uns, wie käme es dann wohl, daß wir sie nicht längst kennen? Warum würden Sie sie denn nicht schon gesehen haben? Warum nicht ich?“

Er antwortete:

„Gewahren wir denn wirklich den hundertsten Teil von all dem, was es gibt? Sehen Sie, der Wind, die größte Naturkraft, die Menschen umwirft, Häuser vom Boden fegt, Bäume

entwurzelt, das Meer zu Wasserbergen aufwühlt, Klippen und Felsen zermalmt und die mächtigsten Schiffe in die Brandung hinauswirft, der Wind, der tötet, pfeift, stöhnt, brüllt — haben Sie den schon gesehen und können Sie ihn sehen? Und trotzdem ist er da.

Ich schwieg vor dieser einfachen Begründung. Der Mann war ein Weiser oder vielleicht ein Tor. Ich wußte es nicht zu sagen und schwieg. Aber was er da gesagt, hatte ich selbst oft gedacht.

3. Juli. — Ich habe schlecht geschlafen. Es muß wohl irgendeine Ursache für das Sieber da sein, denn auch mein Kutscher leidet an den gleichen Erscheinungen wie ich. Als ich gestern nach Hause kam, fiel mir auf, wie bleich er war und ich fragte ihn:

„Was fehlt Ihnen denn, Johann?“

„Ja, gnädiger Herr, ich kann mich nämlich nicht mehr ausruhen. Die Nächte fressen die Tage auf! Seitdem der gnädige Herr fort war, hat's mich ganz wunderbarlich gepackt. Aber den übrigen Dienstboten geht es gut. Ich habe nur große Angst, daß es wiederkommt!“

4. Juli. — Ich bin wirklich von neuem krank, das alte Alpdrücken kehrt wieder. Diese Nacht habe ich gefühlt, wie jemand auf mir saß, seinen Mund an den meinen gepreßt hatte und mir zwischen den Lippen heraus das Leben sog. Ja, er sog es mir aus der Brust wie ein Blutegel. Dann stand er auf, gesättigt. Ich bin aufgewacht, so kaputt, zerbrochen, zerschlagen, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte. Wenn es so noch ein paar Tage fortgeht, reise ich bestimmt wieder ab.

5. Juli. — Habe ich denn den Verstand verloren? Was ist nur geschehen? Ich habe die letzte Nacht etwas so Seltsames entdeckt, daß mir ganz schwindlig wird, wenn ich nur daran denke.

Wie jetzt jeden Abend, schloß ich die Tür zu, dann trank

ich, da ich Durst hatte, ein halbes Glas Wasser und bemerkte dabei zufällig, daß meine Wasserflasche voll war bis oben zum Stöpsel hinauf.

Da legte ich mich zu Bett und fiel in meinen fürchterlichen Schlaf, aus dem ich nach etwa zwei Stunden durch einen noch furchtbareren Schreck in die Höhe gejagt ward. Denkt euch, daß jemand im Schlaf überfallen wird, der dann aufwacht mit dem Messer in der Brust, der, blutbedeckt, röchelt, nicht mehr atmen kann und stirbt, ohne zu wissen, was geschehen — so habt ihr meinen Zustand.

Als ich endlich die Besinnung zurückgewonnen hatte, war ich wieder durstig. Ich steckte ein Licht an und ging zum Tisch, wo die Wasserflasche stand. Ich hob sie, neigte sie zum Glase, es floß kein Tropfen heraus, — sie war leer, sie war völlig leer. Zuerst verstand ich das nicht, dann plötzlich überfiel mich eine so wahnsinnige Angst, daß ich mich setzen mußte oder vielmehr, ich fiel in einen Stuhl, dann sprang ich mit einem Satz wieder auf, um mich umzublicken und setzte mich wieder, ergriffen von Staunen und Angst, vor die leere Flasche. Mit starren Augen blickte ich sie an, um zu erraten, was da geschehen. Meine Hände zitterten. Jemand hatte also das Wasser getrunken. Wer? Ich? Wahrscheinlich ich, es konnte niemand anders sein wie ich.

Ich war also ein Nachtwandler? Ich lebte, ohne es zu wissen, dieses geheimnisvolle Doppelleben, das uns Zweifel erwecken muß, ob es nicht in uns zwei Wesen gibt oder ob nicht zeitweise ein anderes, fremdes, unbekanntes und unsichtbares Wesen in uns lebt, in Augenblicken, wo unsere Seele schlummert, unser Leib in Banden liegt, der diesem anderen Wesen gehorcht wie uns selbst, ja mehr als uns selbst.

Oh, wer kann meine furchtbare Angst fassen, wer kann die Erregung eines Menschen fassen, der bei gesunden Sinnen, vollkommen wach und bei klarer Vernunft mit Entsetzen sieht,

wie aus einer geschlossenen Flasche, zu der niemand Fann, etwas Wasser verschwunden ist, während er geschlafen hat! Bis zu Tagesanbruch blieb ich so und wagte nicht wieder zu Bett zu gehen.

6. Juli. — Ich werde verrückt. Diese Nacht hat wieder jemand meine ganze Wasserflasche ausgetrunken oder vielmehr, ich habe sie ausgetrunken! Aber bin ich's? War ich's? Wer sonst? Wer? O mein Gott! Ich bin wahnsinnig! Wer wird mich retten!

10. Juli. — Ich habe wundersame Entdeckungen gemacht.

Ja, ich muß verrückt sein! . . . Und dennoch

Ich habe am 6. Juli, ehe ich zu Bett gegangen bin, auf meinen Tisch Wein, Milch, Wasser, Brot und Erdbeeren gestellt.

Jemand hat — ich habe — alles Wasser getrunken und ein bißchen Milch; der Wein war unberührt, ebenso das Brot und die Erdbeeren.

Am 7. Juli habe ich denselben Versuch wiederholt mit dem gleichen Ergebnis.

Am 8. Juli habe ich Wasser und Milch fortgelassen, es war nichts berührt.

Endlich habe ich am 9. Juli auf meinen Tisch wieder nur Wasser und Milch gestellt, habe sorgfältig die Flaschen in weißen Musselin eingewickelt und die Stöpsel zugebunden. Dann habe ich mir Lippen, Bart, Hände, mit Graphit vom Bleistift eingerieben und mich zu Bett gelegt.

Der bleierne Schlaf hat mich überfallen und bald kam das fürchterliche Erwachen. Ich hatte mich nicht bewegt, sogar meine Bettücher zeigten keine Spuren, daß der Graphit abgefärbt. Ich stürzte auf den Tisch zu, der Musselin, in den ich die Flaschen eingewickelt, war unverletzt. Ich knüpfte den Bindfaden auf, zitternd vor Angst. Das ganze Wasser war ausgetrunken und die ganze Milch. Oh, mein Gott!

Ich werde sofort nach Paris reisen.

12. Juli. — Paris. — Ich hatte also die letzten Tage völlig den Kopf verloren. Ich muß der Spielball meiner nervös überreizten Einbildungskraft gewesen sein, oder ich müßte wirklich Nachtwandler sein oder einer jener, übrigens wissenschaftlich durchaus festgestellten, Einwirkungen unterlegen sein, die man bisher nicht hatte erklären können und die man Suggestion nennt. Jedenfalls näherte sich meine verrückte Stimmung dem Wahnsinn, und vierundzwanzig Stunden in Paris haben mich wieder zur Vernunft gebracht.

Gestern habe ich, nachdem ich nachmittags Besuche und Besorgungen gemacht, die mir frische, belebende Luft in die Seele trugen, den Tag im Theater Français beschlossen. Man spielte ein Stück von Alexander Dumas dem jüngeren, und der muntere, lebenskräftige Geist, der daraus wehte, hat mich vollkommen wieder geheilt. Die Einsamkeit ist eben gefährlich für einen Grübler! Wir brauchen Menschen um uns, die denken und sprechen. Wenn wir lange allein sind, bevölkern wir die Einsamkeit und Spukgestalten.

Ich bin sehr fröhlicher Laune über die Boulevards ins Hotel zurückgekehrt. Im Menschengewühl dachte ich mit einiger Ironie an meine Schrecknisse zurück, an die Gedanken, denen ich vorige Woche nachgegangen. Denn ich dachte wirklich, jawohl, ich habe es gedacht, daß ein unsichtbarer Geist neben mir unter meinem Dach lebte. Wie schwach ist unser Verstand! Wie schnell verliert er sich, sobald uns irgendein Kleines, nicht gleich faßbares Ereignis begegnet!

Statt den Schluß zu ziehen, ich verstehe nicht, weil ich die Ursache nicht kenne, denken wir sofort an gräßliche Wunder und übernatürliche Mächte.

14. Juli. — Fest der Republik. — Ich bin auf den Straßen spazieren gegangen. Die Kanonenschläge und Fahnen machten mir Spaß, wie einem Kinde. Es ist doch eigentlich

zu töricht, zu einem bestimmten Termin auf Befehl der Regierung lustig zu sein. Das Volk ist eine Herde von Dummköpfen, manchmal unglaublich geduldig und manchmal empört wie wilde Tiere. Man spricht zu ihm: „Lache!“ und es lacht; man sagt zu ihm: „Schlage dich mit deinem Nachbar“ — es zieht in den Kampf. Man sagt: „Wähle den Kaiser“ — es wählt den Kaiser, und dann sagt man ihm wieder: „Gib für die Republik deine Stimme ab“, — und es stimmt für die Republik.

Die Menschen, die das Volk leiten, sind ebenso dumm, nur daß sie statt Menschen zu gehorchen, Grundsätzen folgen, die doch nicht anders als töricht und falsch sein können, gerade, weil sie eben Grundsätze sind, das heißt, versteinerte, feststehende Gedanken, die allgemein anerkannt sind in dieser Welt, wo man nichts sicher weiß, wie Licht und Schall nur Vorstellungen von uns sind.

16. Juli. — Ich habe gestern Dinge erlebt, die mich tief ergriffen haben.

Ich aß bei meiner Cousine, Frau Sablé, deren Mann Kommandeur der sechundsiebzigsten Jäger in Limoges ist. Ich traf bei ihr mit zwei jungen Frauen zusammen, deren eine einen Arzt geheiratet hat, Dr. Parent, der sich vielfach mit Störungen des Nervensystems und jenen außergewöhnlichen Manifestationen der Nerven beschäftigt, zu denen augenblicklich die Erfahrungen auf dem Gebiete des Hypnotismus und der Suggestion Veranlassung geben.

Er erzählte uns ausführlich ganz wunderbare Ergebnisse, die englische Gelehrte und Ärzte in Nancy erzielten.

Die Tatsachen, die er mitteilte, erschienen mir so seltsam, daß ich meiner Ungläubigkeit Ausdruck gab.

„Wir sind eben dabei,“ sagte er, „eines der wichtigsten Geheimnisse der Natur zu ergründen, ich meine eines ihrer wichtigsten Geheimnisse auf unserer Erde, denn in der Ster-

nenwelt da oben gibt es sicher noch viel wichtigere. Seitdem der Mensch denkt, seitdem er seine Gedanken ausdrücken und niederschreiben kann, fühlt er ein Geheimnis um sich, das er mit seinen unvollkommenen und viel zu grob empfindenden Sinnen nicht zu durchdringen vermag. Mit Anspannung aller Verstandeskräfte sucht er dem Unvermögen seiner Organe zu Hilfe zu kommen. Als dieser Verstand noch im rudimentären Zustand war, nahmen diese unsichtbaren Erscheinungen lächerliche, schreckliche Formen an. Damals entstanden der Volksglaube an das Übernatürliche, Märchen von umherspukenden Geistern, von Seen, Gnomen, Gespenstern, ich meine sogar das Märchen von Gott, denn unsere Vorstellung vom Schöpfer der Welt, sei es nun in dieser oder jener Religion, ist eigentlich nichts weiter, als eine recht mittelmäßige Erfindung und der törichtste, unannehmbare Ausfluß des geängstigten Hirns der Kreatur. Es gibt kein wahreres Wort, als was Voltaire einmal gesagt hat: Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, doch der Mensch hat's ihm wohl vergolten.

Aber seit länger als einem Jahrhundert meint man, etwas ganz Neuem auf der Spur zu sein. Mesmer und einige andere haben uns einen ganz unerwarteten Weg gewiesen und wir sind wirklich, besonders seit vier oder fünf Jahren, zu ganz erstaunlichen Ergebnissen gelangt.“

Meine Cousine lächelte auch sehr ungläubig. Dr. Parent sprach zu ihr:

„Gnädige Frau, soll ich einmal versuchen, Sie einzuschlafen?“

„Meinetwegen.“

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl und er begann sie starr anzublicken. Ich fühlte mich plötzlich erregt, das Herz schlug mir, die Kehle war mir wie zugeschnürt, ich sah, wie Frau Sablés Augenlider schwer wurden, wie ihr Mund sich verzog, ihre Brust sich hob und senkte.

Nach zehn Minuten schlief sie.

„Stellen Sie sich hinter sie,“ befahl der Arzt.

Und ich blieb hinter ihr. Nun gab er ihr eine Visitenkarte in die Hand und sagte:

„Das ist ein Spiegel. Was sehen Sie darin?“

Sie antwortete:

„Ich sehe meinen Vetter.“

„Was tut er?“

„Er dreht sich den Schnurrbart.“

„Und jetzt?“

„Jetzt zieht er eine Photographie aus der Tasche.“

„Was ist das für eine Photographie?“

„Seine eigene!“

Es war in der Tat so, und diese Photographie war mir eben erst ins Hotel abgeliefert worden.

„Welche Stellung hat er auf dem Bilde?“

„Er steht aufrecht und hat den Hut in der Hand.“

Sie sah also in dieser Visitenkarte, in diesem weißen Kartonblättchen wie in einem Spiegel.

Die jungen Frauen waren entsetzt und riefen:

„Genug! Genug!“

Aber der Arzt befahl:

„Sie werden morgen früh um acht Uhr aufstehen, dann werden Sie Ihren Vetter im Hotel aufsuchen und ihn ansehen, Ihnen fünftausend Franken zu borgen, um die Sie Ihr Mann bittet und die er von Ihnen zu seiner nächsten Reise verlangen wird.“

Dann weckte er sie auf.

Als ich ins Hotel zurückkehrte, dachte ich über diese wunderliche Sitzung nach und mich überkamen Zweifel, nicht an der absoluten, über allen Argwohn erhabenen Ehrlichkeit meiner Cousine, die ich wie eine Schwester von Kindheit an kannte, aber ich glaubte an einen möglichen Betrug des Arztes.

Versteckte er nicht vielleicht in seiner Hand einen Spiegel, den er der eingeschlaferten Frau gleichzeitig mit seiner Visitenkarte zeigte? Die Taschenspieler machen noch ganz andere Sachen.

Ich kehrte also heim und ging zu Bett. Da wurde ich am nächsten Morgen gegen einhalb neun Uhr von meinem Diener geweckt, der mir sagte:

„Frau Sablé möchte den gnädigen Herrn sofort sprechen.“

Ich kleidete mich eilig an und empfing sie.

Sie setzte sich in großer Verlegenheit mit niedergeschlagenen Augen und sagte, ohne ihren Schleier abzulegen:

„Lieber Vetter, du mußt mir einen großen Dienst leisten.“

„Oh, bitte, was denn?“

„Es ist mir sehr unangenehm, dir das zu sagen, aber ich muß dir's sagen: ich muß durchaus fünftausend Franken haben.“

„Was, du?“

„Jawohl, ich, oder vielmehr mein Mann, der mich beauftragt hat, sie aufzutreiben.“

Ich war so erstaunt, daß ich nur irgend etwas stammelte. Ich fragte mich, ob sie sich nicht mit Dr. Parent über mich lustig mache, ob das nicht ein Scherz sei, den sie zusammen vorbereitet, und den sie jetzt gut spielte.

Aber wie ich sie aufmerksam anblickte, verschwanden alle meine Zweifel, sie zitterte vor Angst, so schmerzlich war ihr der Schritt und ich bemerkte, daß sie den Tränen nahe war.

Ich wußte, daß sie sehr reich war und sagte:

„Was, dein Mann hat nicht einmal fünftausend Franken zur Verfügung? Denk doch einmal nach, weißt du denn ganz bestimmt, daß er dir's aufgetragen hat?“

Sie zögerte ein paar Sekunden, als koste es sie große Anstrengungen, in ihrem Gedächtnis zu suchen und antwortete dann:

„Ja, das weiß ich ganz bestimmt.“

„Hat er dir's geschrieben?“

Sie zögerte wieder und dachte nach. Ich merkte, welche Qual es ihrem Gehirn verursachte, sie wußte es nicht, sie wußte nur, daß sie fünftausend Franken für ihren Mann von mir borgen sollte. Sie wagte es also zu lügen:

„Ja, er hat mir's geschrieben.“

„Wann denn? Du hast mir doch gestern nichts davon gesagt.“

„Ich habe seinen Brief erst heute früh bekommen.“

„Kannst du ihn mir nicht zeigen?“

„Nein, nein, er enthielt intime Dinge, ganz persönliche Dinge, ich habe — ich habe ihn verbrannt.“

„Da macht dein Mann also Schulden?“

Sie zögerte wieder und sagte darauf:

„Ich weiß nicht.“

Ich erklärte energisch:

„Es tut mir sehr leid, liebe Cousine, aber in diesem Augenblick stehen mir fünftausend Franken nicht zur Verfügung.“

Sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus:

„Ach, ach, ich bitte dich, ich bitte dich, treibe sie auf!“

Sie wurde ganz erregt, rang die Hände, als wollte sie mich bitten und ich hörte, wie ihre Stimme den Ton wechselte. Sie fing an zu weinen und stammelte, gequält und beherrscht von dem unerbittlichen Befehle, den sie bekommen:¹

„Ach, ich bitte dich, ich bitte dich, wenn du wüßtest, wie schlimm das für mich ist! Ich muß sie heute haben.“

Ich hatte Mitleid mit ihr:

„Du wirst sie nachher bekommen, ich verspreche es dir.“

Sie rief:

„Oh, ich danke dir, du bist gut!“

Ich begann wieder:

„Weißt du noch, was gestern abend² bei dir geschehen ist?“

„Ja.“

„Weißt du noch, daß Dr. Parent dich eingeschläfert hat?“

„Jawohl.“

„Nun, er hat dir befohlen, heute früh von mir fünftausend Kranken zu borgen und in diesem Augenblick gehorchst du seiner Suggestion.“

Sie dachte ein paar Sekunden nach und sagte dann:

„Aber mein Mann schickt mich doch.“

Eine Stunde lang versuchte ich, sie zu überzeugen, aber es gelang mir nicht.

Als sie fort war, lief ich zum Doktor. Er wollte eben ausgehen. Er hörte mich lächelnd an und sagte:

„Glauben Sie mir nun?“

„Ja, ich muß schon.“

„Kommen Sie, wir wollen zu Ihrer Cousine gehen.“

Sie ruhte auf einer Chaiselongue, ganz erschöpft und abge-spannt. Der Arzt fühlte ihr den Puls, sah sie einige Zeit an, streckte eine Hand gegen ihre Augen aus, die sie allmählich unter dem zwingenden Einfluß seiner magnetischen Kraft schloß.

Als sie eingeschläfert war, sagte er:

„Ihr Mann braucht die fünftausend Kranken nicht mehr. Sie werden also vergessen, daß Sie Ihren Vetter gebeten haben, sie Ihnen zu borgen, und wenn er mit Ihnen darüber spricht, werden Sie ihn nicht verstehen.“

Dann weckte er sie auf. Ich zog meine Brieftasche hervor und sprach:

„Hier, liebe Cousine, ist, um was du mich heute früh gebeten hast.“

Sie war so erstaunt, daß ich es nicht noch einmal zu sagen wagte. Da versuchte ich, ihr Gedächtnis aufzufrischen, sie jedoch leugnete standhaft, meinte, ich wollte mich über sie lustig machen und war nun endlich nahe daran, böse zu werden. — — — — —

Das ist es. Ich bin eben nach Hause gekommen. Ich konnte nicht frühstücken, so hat mich die Sache erschüttert.

19. Juli. — Ich habe die Geschichte ein paar Leuten erzählt und sie haben mich alle ausgelacht. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Der Weise sagt: „Kann es wohl möglich sein?“

21. Juli. — Ich habe in Bougival zu Mittag gegessen und den Abend auf dem Ball der Ruderer verlebt. Entschieden, es hängt alles von Ort und Stunde ab. Auf der Insel der Grenouillière an Übernatürliches zu denken, wäre der Gipfel der Narrheit, aber oben auf dem Mont Saint-Michel? Oder in Indien? Wir sind fürchterlich abhängig von unserer Umgebung. Nächste Woche fahre ich nach Hause zurück.

30. Juli. — Seit gestern bin ich wieder daheim. Alles geht gut.

2. August. — Nichts Neues. Das Wetter ist prachtvoll, ich sitze den ganzen Tag am Fluß und sehe die Wasser der Seine fließen.

4. August. — Zwischen meinen Dienstboten hat es Streit gegeben. Sie behaupten, daß jemand nachts in den Schränken die Gläser zerbricht. Der Diener schiebt es auf die Köchin, die Köchin auf das Mädchen und die wieder auf die anderen. Wer ist der Schuldige? Wer's sagt, mußte schlau sein!

6. August. — Jetzt bin ich aber nicht verrückt. Ich habe gesehen, ich habe gesehen — ich habe gesehen! Ich kann nicht mehr zweifeln, ich habe es gesehen. Ich zittere noch bis zu den Fußspitzen, mir läuft es noch über den Rücken, daß mir das Mark in den Knochen erstarrt. Ich habe es gesehen.

Um zwei Uhr ging ich in hellem Sonnenschein zwischen meinen Rosenbeeten spazieren, zwischen den Herbstrosen, die eben anfangen zu blühen.

Als ich stehen blieb und eine Géant des batailles betrachtete, die drei wundervolle Knospen trug, sah ich ganz deutlich,

ganz nahe neben mir, einen der Stiele sich herumlegen, als ob eine unsichtbare Hand ihn gefaßt hätte, sah ihn abbrechen, wie wenn diese Hand ihn gepflückt. Dann hob sich die Blume und beschrieb einen Bogen, wie etwa ein Arm ihn beschrieben hätte, der sie zum Riechen an die Nase geführt. Dann blieb die Blume in der durchsichtigen Luft hängen, ganz allein, unbeweglich, ein fürchterlicher roter Fleck, drei Schritte von mir entfernt.

Ich stürzte mich ganz erschrocken auf die Rose, um sie zu packen. Ich fand nichts, sie war verschwunden. Da überkam mich eine fürchterliche Wut gegen mich selbst, denn ein vernünftiger, ernstster Mann darf doch nicht solchen Einbildungen unterliegen.

Aber war es auch wirklich eine Einbildung? Ich drehte mich wieder um, um den Stiel zu suchen und fand ihn an dem Rosenstrauch mit einer frischen Bruchstelle zwischen zwei anderen Rosen, die am Zweige geblieben waren.

Da ging ich ganz außer mir nach Hause, denn nun weiß ich bestimmt, so bestimmt, wie Tag und Nacht einander abwechseln, daß in meiner Nähe ein Wesen existiert, das Milch und Wasser trinkt, das Dinge berühren, sie in die Hand nehmen, sie hier und dorthin tun kann, das demnach eine Art materieller Natur besitzen muß, obgleich unsere Sinne es nicht wahrnehmen können, ein Wesen, das wohnt wie ich, — unter meinem Dache.

7. August. Ich habe ruhig geschlafen. Er hat das Wasser aus meiner Flasche getrunken, aber meinen Schlaf nicht gestört.

Jetzt frage ich mich: bin ich verrückt? Als ich vorhin im hellen Sonnenschein spazieren ging am Flusse, kamen mir Zweifel an meiner eigenen Zurechnungsfähigkeit, nicht allgemeine Zweifel wie bisher, sondern ganz bestimmte. Ich habe Wahnsinnige gesehen, ich habe welche gesehen, die sonst ganz klar und vernünftig waren und alle Dinge dieses Lebens

scharf erfaßten bis auf einen Punkt. Sie konnten ganz klar, sogar sehr gewandt über etwas sprechen, und dann plötzlich, wenn ihre Gedanken die Schwelle des Wahnsinns überschritten hatten, zerriß die Gedankenkette und sie tauchten unter in den fürchterlichen Ozean, wo Wellen steigen und fallen, Nebel brauen, Stürme tosen, den Ozean, den man nennt: „Wahnsinn!“

Wenn ich nicht über mich selbst im reinen wäre, wenn ich nicht meinen eignen Zustand kannte, wenn ich mich nicht selbst ganz klar und ruhig beobachten könnte, würde ich meinen, ich sei verrückt, vollkommen verrückt. Ich kann also nur ein Vernünftiger sein, der unter Wahngebilden leidet. In meinem Gehirn muß sich irgendeine Störung befinden, eine jener Störungen, denen heute die Physiologen auf den Grund zu kommen suchen, und diese Störung mußte in meinem Geiste, in der Logik und Ordnung meiner Gedanken eine tiefe Kluft gerissen haben. Ähnliche Erscheinungen findet man im Traume, wenn wir die wundersamsten Wahngebilde vor uns sehen, ohne daß uns das weiter wundert, weil der Wahrheitsinn, die Möglichkeit uns zu kontrollieren, eingeschläfert ist, während die Einbildungskraft wach bleibt und arbeitet. Könnte nicht irgendeine jener Nerventasten des Gehirnes bei mir gelähmt sein? Es kommt vor, daß Menschen nach irgendeinem Unglücksfall das Gedächtnis für Eigennamen, bestimmte Worte und Ziffern oder auch nur für Jahreszahlen verlieren. Es ist heute vollkommen bewiesen, daß alle Momente des menschlichen Denkens an bestimmten Stellen unseres Gehirns lokalisiert sind. Es wäre also weiter nicht erstaunlich, wenn die Fähigkeit, etwa die Unwirklichkeit einzelner Erscheinungen festzustellen, gerade jetzt bei mir eingeschlafen wäre.

An all das dachte ich, als ich am Wasser entlang ging. Die Sonne schien hell auf den Strom. Die Natur war köstlich und ihr Anblick erfüllte mich mit Lebensfreude, ich sah

vergnügt den Schwalben zu, deren schneller Flug mich immer entzückt, betrachtete die Gräser am Ufer, deren Rauschen mir wohltut.

Und trotzdem überschlich mich allmählich ein unerklärliches Gefühl des Unbehagens, eine Gewalt überfiel mich, scheinbar eine geheime Kraft lähmte mich, daß ich nicht weiter gehen konnte, und zwang mich, umzukehren. Ich empfand jenes schmerzliche Bedürfnis, nach Hause zu gehen, das einem manchmal überkommt, wenn man in der Wohnung einen geliebten Kranken zurückgelassen hat und man nun plötzlich ein Vorgefühl hat, als könnte er Fränker werden.

Ich kehrte also gegen meinen Willen um, in der bestimmten Überzeugung, daß ich zu Hause irgendeine böse Nachricht vorfinden würde, einen Brief oder ein Telegramm. Aber es war nichts da. Und ich war fast noch erstaunter und noch mehr beunruhigt, als ob ich irgendwelche phantastische Visionen gehabt.

8. August. — Das war ein fürchterlicher Abend gestern! Er zeigt nicht mehr seine Gegenwart an, aber ich fühle, daß er bei mir ist, mich belauert, mich betrachtet, mich durchdringt, mich beherrscht und noch fürchterlicher dadurch wird, daß er sich versteckt, fürchterlicher, als wenn er durch übernatürliche Erscheinungen seine unsichtbare Gegenwart anzeigte.

Und doch habe ich geschlafen.

9. August. — Nichts. Aber ich habe Angst.

10. August. — Nichts. Was wird morgen geschehen?

11. August. — Immer noch nichts, aber ich kann mit dieser Furcht unausgesetzt und diesem Gedanken in der Seele nicht mehr zu Hause bleiben; ich werde ausgehen.

12. August, zehn Uhr abends. — Ich wollte den ganzen Tag fortgehen, ich konnte nicht, ich wollte diese einfache Tat der Befreiung, nämlich auszugehen, in den Wagen zu steigen

und nach Rouen zu fahren, ausführen, aber ich konnte nicht. Warum?

13. August. — Wenn man von gewissen Krankheiten befallen wird, so ist es, als ob der ganze Körper zerbrochen wäre, als ob man keine Tatkraft mehr besäße, als ob alle Muskeln schlaff würden, die Knochen weich wie Fleisch und das Fleisch flüssig wie Wasser. Diesen selben Zustand fühle ich im Geiste auf seltsam=traurige Art. Ich habe keine Kraft mehr, keinen Mut, keine Selbstbeherrschung, keine Möglichkeit, meinen Willen auf irgend etwas zu konzentrieren, ich kann nicht mehr wollen, aber ein anderer will für mich und ich gehorche.

14. August. — Ich bin verloren. Jemand hat von meiner Seele Besitz ergriffen und beherrscht sie, jemand befiehlt alles, was ich tue, alle meine Bewegungen, alle meine Gedanken, ich bin nichts als „Ich“, ich bin nur ein gefesselter Zuschauer und sehe alles entsetzt mit an, was ich tue. Ich möchte ausgehen, ich kann nicht, er will es nicht, und ich bleibe zitternd in dem Stuhl sitzen, indem er befiehlt, daß ich sitzen soll. Ich möchte mich nur aufrichten, mich erheben, um mir selbst zu beweisen, daß ich noch Herr meiner selbst bin, ich kann nicht, ich bin an meinen Sitz genagelt und mein Sitz wieder flebt am Boden, daß keine Kraft der Erde uns aufheben könnte.

Dann plötzlich — plötzlich muß ich, muß ich in den Garten hinuntergehen, Erdbeeren pflücken und sie essen, und ich gehe, ich pflücke Erdbeeren und ich esse sie. Oh, mein Gott! Mein Gott! Mein Gott! Gibt es einen Gott? Wenn es einen gibt: Gott, so erlöse mich! Rette mich! Habe Erbarmen mit mir und Mitleid! Rette mich! Nein, diese Leiden, diese Qualen, welch Entsetzen!

15. August. — So muß meine arme Cousine beherrscht gewesen sein, als sie zu mir kam, um die fünftausend Franken zu borgen. Ein anderer Wille war in sie hineingeschlüpft,

dem sie gehorchen mußte, eine andere Seele, eine Seele wie eine überwuchernde Schmarogerpflanze. Geht denn die Welt unter?

Aber wer beherrscht mich? Wer ist dieses unsichtbare Wesen, dieses Wesen, das ich nicht kenne, dieser Landstreicher aus übernatürlichem Stamm? Es gibt also Geister? Wie kommt es denn, daß sie sich seit Anbeginn der Welt noch nicht auf so klare Art gezeigt haben, wie sie mir erscheinen? Ich habe niemals etwas ähnliches gelesen, wie das, was bei mir vorgeht. Oh, wenn ich mein Haus verlassen könnte, wenn ich fortgehen könnte, fliehen und nie wiederkommen! Dann wäre ich gerettet. Aber ich kann nicht.

16. August. — Heute gelang es mir, zwei Stunden lang hinauszu kommen wie einem Gefangenen, der zufällig die Thür seiner Zelle offen findet. Ich fühlte plötzlich, daß ich frei war, und er nicht da. Da habe ich Befehl gegeben, schnell anzuspannen und bin nach Rouen gefahren. Oh, welche Wonne, jemandem, der wirklich gehorcht, befehlen zu können: „Fahren Sie nach Rouen!“

Vor der Bibliothek habe ich halten lassen und gebeten, man möchte mir die große Abhandlung des Dr. Hermann Herestauf über die unbekannten Bewohner der Welt im Altertum und in der Gegenwart geben.

Als ich dann wieder in meinen Wagen stieg, wollte ich sagen: zum Bahnhof. Und trotzdem habe ich geschrien, nicht gesprochen, sondern geschrien mit so lauter Stimme, daß die Vorübergehenden sich umdrehten: nach Hause! Und dann bin ich zitternd vor Aufregung in die Kissen meines Wagens gesunken. Er hatte mich wiedergefunden und mich von neuem gepackt.

17. August. — Oh, diese Nacht! Welche Nacht! Und doch ist es mir, als müßte ich mich freuen. Bis ein Uhr morgens habe ich gelesen. Hermann Herestauf, Doktor der

Philosophie und Theogonie, hatte die Geschichte der Manifestationen aller unsichtbaren Wesen, die den Menschen umschweben oder von denen er träumt, beschrieben. Er beschreibt ihren Ursprung, ihr Gebiet, ihre Macht, aber keiner von ihnen ähnelt dem, der mich quält. Es ist, als ob der Mensch, seitdem er denkt, ein neues Wesen geahnt und gefürchtet hat, das stärker ist als er selbst, das Wesen, das sein Nachfolger auf der Erde wird und das er, da er es nahe fühlt und die Natur dieses Herrn nicht durchschauen kann, erschaffen hat in seinem Schrecken; das ganze Zaubervolk der unsichtbaren Geister, leere Schemen, Ausgeburten einer geängstigten Phantasie.

Als ich nun bis gegen ein Uhr morgens gelesen hatte, setzte ich mich ans offene Fenster, um meine Stirn und meine Gedanken zu erquickern, im lauen Hauch der Nacht.

Es war schön, es war mild! Ach, wie hätte ich früher solch eine Nacht genossen!

Kein Mond am Himmel. Die Sterne flimmerten am dunklen Himmel. Wer bewohnt diese Welten? Welche Gestalten? Welche Wesen, welche Tiere, welche Pflanzen gedeihen dort? Wissen diejenigen, die dort in fernen Welten denken, mehr als wir? Was können diese Wesen mehr? Was sehen sie, das wir nicht kennen? Wird nicht eines von ihnen früher oder später den Weltenraum durchheilen und auf unserer Erde landen, um sie zu erobern, wie einst die Normannen durch die Meere fuhren, schwächere Völkerschaften zu unterjochen.

Wir sind so schwach, waffenlos, wehrlos, unwissend, so klein, wir Menschen auf diesem Sandkorn in einem Wassertropfen!

Ich nickte, wie ich so in frischem Abendwind träumte, ein; als ich etwa vierzig Minuten geschlafen haben mochte, öffnete ich die Augen ohne irgendeine Bewegung, weil etwas Wunderbares mich aufgeweckt haben mußte. Zuerst sah ich nichts.

Dann plötzlich war es mir, als ob eine Seite des Buches, das auf meinem Tisch vor mir offen liegen geblieben war, sich von selbst umgewendet hätte. Kein Luftzug konnte durch das Fenster gekommen sein. Ich war erstaunt und wartete. Nach vier Minuten etwa sah ich — sah ich — ja wahrhaftig, sah ich mit eigenen Augen, wie die nächste Seite sich hob und sich auf die vorhergehende umlegte, als ob sie eine Hand herumgeblättert. Mein Stuhl war leer, schien leer zu sein, aber ich begriff, daß er dort saß, dort auf meinem Platz und las. Mit einem furchtbaren Sage, wie ein wildes Tier, das seinem Bändiger den Leib aufschlitzigen will, fuhr ich durch das Zimmer, ihn zu packen, ihn zu erwürgen und zu töten. Aber ehe ich den Stuhl erreicht hatte, fiel er um, als ob etwas vor mir geflohen sei. Mein Tisch schwankte, die Lampe stürzte und erlosch, und das Fenster schlug zu, als ob ein ertappter Verbrecher sich in die Nacht hinaus gerettet hätte, indem er die Fensterflügel mit beiden Händen erfaßte.

Er war also entflohen. Er hatte Angst gehabt, Angst vor mir.

Ich werde ihn also morgen oder später einmal an irgendeinem Tag in meinen Händen, in meinen Säusten halten und ihn zu Boden drücken können; beißen und töten nicht manchmal Hunde ihren Herrn?

18. August. — Ich habe den ganzen Tag über nachgedacht. Ja, ich werde ihm gehorchen, ich werde seinen Eingebungen folgen, ich werde seinen Willen erfüllen, ich werde mich dienstbar machen, unterwürfig und feige. Er ist stärker, aber die Stunde wird kommen

19. August. — Ich weiß — ich weiß — ich weiß alles. Ich habe eben in der *Revue du Monde Scientifique* folgendes gelesen:

Aus Rio de Janeiro kommt eine wunderbare Nachricht. In diesem Augenblick wüthet in der Provinz San Paolo eine

Art epidemischer Verrücktheit, die man den ansteckenden Krankheiten vergleichen muß, mit denen im Mittelalter die Völker Europas heimgesucht wurden. Die Einwohner verlassen ver-
stört ihre Häuser, geben ihre Dörfer auf, lassen ihre Äcker im
Stich, weil sie sich für verfolgt halten, besessen, beherrscht, wie
Tiere in Menschengestalt, durch Wesen, die unsichtbar sind,
obgleich man sie berühren, durch vampirgleiche Wesen, die
sich nächstens von ihrem Leben nähren, und die außerdem
Wasser und Milch trinken, ohne daß sie, wie es scheint, an-
dere Nahrung berühren.

Professor Don Pedro Henriquez ist in Begleitung von meh-
reren bekannten Ärzten nach der Provinz San Paolo gereist,
um an Ort und Stelle Ursachen und Symptome dieser eigen-
artigen Gestörtheit zu studieren und dem Kaiser die geeignet-
sten Maßregeln, um die von der Krankheit ergriffene Bevölke-
rung wieder zur Vernunft zu bringen, vorzuschlagen.

Oh, ich erinnere mich jetzt, ich erinnere mich des wunder-
schönen brasilianischen Dreimasters, der am letzten 8. Mai
die Seine herauf unter meinen Fenstern vorüberfuhr. Ich fand
ihn damals so hübsch, so hell, so freundlich. Das Wesen war
darauf. Es kam von da drüben, wo es herkommt, es hat mich
gesehen, hat mein weißes Haus gesehen und ist vom Schiff in
den Strom gesprungen. O mein Gott! Mein Gott!

Nun weiß ich alles. Nun errate ich es. Die Zeit, da der
Mensch herrschte, ist vorüber.

Er ist gekommen, er, der die erste Surcht der frühesten
naiven Völkerschaften war, „Er“, der die geängstigten Prie-
ster austrieben, den die Zauberer in dunklen Nächten anrie-
fen, ohne daß er je erschienen wäre, dem vorahnend die flüch-
tigen Herren der Welt all die riesigen oder zierlichen Gestalten
der Riesen, Gnomen, Geister, Seen, Kobolde liehen. Nach den
groben, aus einer primitiven Surcht geborenen Vorstellungen
empfanden feinsinnigere Menschen ihn deutlicher. Mesmer hat

ihn geahnt und seit zehn Jahren schon haben die Ärzte genau das Wesen seiner Macht festgestellt, ehe er sie ausgeübt hat. Sie haben mit der Waffe des neuen Herrschers gespielt: der Fähigkeit eines geheimen Willen der gefesselten menschlichen Seele aufzuzwingen, sie haben es Magnetismus, Hypnotismus, Suggestion und, ich weiß nicht was alles, genannt. Ich habe gesehen, wie sie sich, gleich unvorsichtigen Kindern, mit dieser fürchterlichen Macht unterhielten. Wir unglücklichen, unseligen Menschen! Er ist gekommen, der — der, wie heißt er — der — es ist mir, als riefte er mir seinen Namen zu und ich höre ihn doch nicht, der — ja, er ruft ihn, ich lausche, ich kann nicht, wiederhole, der — Gorla, — ich habe es gehört, — der Gorla, — der ist's, — der Gorla. — ist da!

Oh, der Geier hat die Taube verzehrt, der Wolf das Schaf gefressen, der Löwe den Büffel trotz seiner spitzen Hörner verschlungen. Der Mensch wieder hat den Löwen mit Pfeil, Schwert, Pulver und Blei getötet. Aber der Gorla wird aus uns Menschen machen, was wir aus Pferd und Ochsen gemacht haben: seine Sache, seinen Diener, seine Speise, allein durch die Kraft seines Willens. Wir unglücklich Unseligen!

Und doch empört sich manchmal das Tier und tötet den, der es gebändigt hat. Ich will auch . . . ich könnte . . . aber man müßte ihn kennen, ihn berühren, ihn sehen. Die Gelehrten sagen, daß das Auge des Tieres von dem unsrigen verschieden ist, nicht so sieht, wie unser Auge, . . . und mein Auge kann den neuen Ankömmling, der mich unterdrückt, nicht erkennen!

Warum? Oh, jetzt erinnere ich mich an die Worte des Mönchs vom Mont-Saint-Michel: „Sehen wir den hunderttausendsten Teil von dem, was es gibt. Der Wind zum Beispiel, die größte Kraft der Natur, der Menschen umwirft, Gebäude niedergelegt, Bäume entwurzelt, der das Meer zu Wogenbergen aufwühlt, der Klippen und Felsen zerschmettert

und der die größten Schiffe hinaus in die Brandung wirft, der Wind, der tötet, pfeift, seufzt und stöhnt — haben Sie ihn gesehen und können Sie ihn sehen? Und er existiert trotzdem.

Und ich überlegte mir noch weiter. Mein Auge ist so schwach, so unvollkommen, daß es selbst nicht einmal feste Gegenstände unterscheiden kann, wenn sie nur durchsichtig sind wie Glas. Wenn eine große Spiegelscheibe ohne Belag in meinem Wege steht, so ist mein unvollkommenes Auge daran schuld, daß ich dagegen renne, wie ein im Zimmer verslogener Vogel sich an den Fensterscheiben den Kopf einstößt. Tausend Dinge täuschen das Auge. Was ist also Erstaunliches daran, wenn es einen neuen Körper, den das Licht durchstrahlt, nicht erkennen kann?

Ein neues Wesen. Warum nicht? Es mußte ja kommen. Warum sollten wir die letzten sein? Wir unterscheiden das neue Wesen nicht, wir erkennen es nicht, wie alle anderen, die vor uns geschaffen sind, einfach, weil es vollkommener ist, weil sein Körper feiner und vollendeter ist als der unsrige, als unser schwacher Leib, der dahinvegetiert wie eine Pflanze, ein Tier, unser Leib, der sich mühsam von der Luft nährt, von Gras und Fleisch, eine animalische Maschine, den Krankheiten zur Beute, Verstümmelungen, der Verwesung anheimgegeben, schlecht ins Gleichgewicht gesetzt, lächerlich, verrückt, erstaunlich schlecht gemacht, ein grobes, zerbrechliches Werk, nur die Skizze zu dem Wesen, das wirklich intelligent und schön werden könnte.

Wir sind so wenige Lebewesen auf der Erde, von der Auster bis zum Menschen. Warum sollte nicht ein neues entstehen, nachdem einmal die Periode vollendet, für die die „Entstehung der Arten in langsamer Folge“ charakteristisch ist? Warum nicht eine Art mehr? Warum soll es nicht auch Bäume geben mit Riesenblumen, leuchtend und duftend über weite

Landstrecken? Warum soll es keine anderen Elemente geben als Feuer, Luft, Erde und Wasser. Es sind ihrer vier, nur vier, diese Nährväter aller Wesen. Wie armselig! Warum sind es nicht vierzig, vierhundert, viertausend. Wie ist alles elend, dürftig, jammervoll auf dieser Erde, wie sparsam zugemessen, armselig erfunden, plump gemacht. Dieser Liebreiz am Elefanten, am Stußpferd, diese Eleganz am Kamel!

Aber ihr werdet sagen: der Schmetterling ist doch wie eine Blume, die da fliegt. Ich aber träumte von einem, der groß sein müßte gleich wie hundert Welten, mit Flügeln, deren Gestalt, Schönheit und Farbe ich nicht erklären kann, aber vor mir sehe. Er eilt von Stern zu Stern, erquickt sie und erfüllt sie mit Duft durch den leichten Schlag seiner Flügel. Und die Völker dort oben sehen ihm entzückt, begeistert nach, wenn er vorüberfliegt . . .

Wen meine ich denn? Er ist es, er, der Gorla, der mich quält, der mich auf diese wahnsinnigen Gedanken bringt, er sitzt in mir, er wird meine Seele; ich muß ihn töten.

19. August. — Ich werde ihn töten. Ich habe ihn gesehen. Ich habe mich gestern abend an meinen Tisch gesetzt und so getan, als ob ich aufmerksam schriebe. Ich wußte wohl, daß er um mich irren würde, ganz nahe bei mir, so nahe, daß ich ihn vielleicht berühren könnte, ihn packen, und dann wäre vielleicht die Kraft der Verzweiflung über mich gekommen, ich hätte Hände, Knie, Brust, Stirn, Zähne gebraucht, ihn zu erwürgen, zu erdrücken, totzubeißen und zu zerreißen.

Und ich lauerte ihm mit allen meinen überreizten Sinnen auf.

Ich hatte beide Lampen und die acht Lichter auf dem Kamin angesteckt, als ob ich ihn in dieser Helle besser sehen könnte.

Vor mir steht mein Bett, ein altes Eichenbett mit Säulen. Rechts ist der Kamin, links die Tür, sorgfältig geschlossen,

nachdem ich sie lange Zeit offen gelassen hatte, um ihn hereinzulocken. Hinter mir steht ein hoher Spiegelschrank, der mir täglich dazu gedient hat, mich zu rasieren, mich anzuziehen und in dem ich mich jedesmal, wenn ich vorüberging, von Kopf bis zu Fuß betrachtete.

Ich tat also, als schriebe ich, um ihn zu täuschen, denn auch er spähte nach mir. Und plötzlich fühlte ich, ich war meiner Sache ganz sicher, daß er über meine Schulter gebeugt las, daß er da war und mein Ohr streifte.

Ich stand auf, streckte die Hände aus und drehte mich so schnell um, daß ich beinahe gefallen wäre. Nun und? Man sah hier so gut wie am hellen Tage, und ich sah mich nicht in meinem Spiegel. Das Glas war leer, klar, tief, hell erleuchtet, aber mein Bild war nicht darin, und ich stand doch davor, ich sah die große, klare Spiegelscheibe von oben bis unten und sah das mit entsetzten Augen an! Ich wagte nicht mehr, vorwärts zu gehen, ich wagte keine Bewegung zu machen, ich fühlte, daß er da war, aber daß er mir wieder entweichen würde, er, dessen undurchdringlicher Körper hinderte, daß ich mich selbst spiegeln konnte.

Und, Entsetzen! — plötzlich sah ich mich selbst in einem Nebel mitten im Spiegel, in einem Schleier, wie durch Wasser hindurch, und mir war es, als ob dieses Wasser von links nach rechts glitte, ganz langsam, so daß von Sekunde zu Sekunde mein Bild in schärferen Linien erschien. Es war wie das Ende einer Sonnenfinsternis. Was mich verbarg, schien keine festen Umrisse zu haben, aber eine Art Durchsichtigkeit, die allmählich heller ward.

Endlich konnte ich mich vollkommen erkennen, wie täglich, wenn ich in den Spiegel blicke.

Ich hatte ihn gesehen, und das Entsetzen blieb mir in den Gliedern, daß ich jetzt noch zittere.

20. August. — Wie soll ich ihn töten, da ich ihn nicht

fassen kann? Durch Gift? Aber er würde sehen, wie ich es ins Wasser mische — und übrigens könnten denn unsere Gifte seinem undurchdringlichen, unfaßbaren Körper etwas anhaben? Nein, nein, wahrscheinlich nicht . . . Also? also?

21. August. — Ich habe aus Rouen einen Schlosser kommen lassen und habe bei ihm für mein Zimmer eiserne Fensterläden bestellt, wie man sie in Paris an einzelnen Privathäusern im Erdgeschoß hat, zum Schutz gegen Diebe. Eine ebensolche Tür wird er mir auch anfertigen. Ich habe getan, als ob ich feige wäre, aber ich mache mich ja selbst darüber lustig.

10. September. — Rouen, Hotel Continental. Es ist geschehen! Es ist geschehen! Aber ob er tot ist? Ich bin ganz bestürzt von dem, was ich gesehen habe.

Also gestern, als der Schlosser die Läden und die eiserne Tür angebracht hatte, ließ ich bis Mitternacht alles offen stehen, obgleich es schon anfang, kalt zu werden.

Plötzlich fühlte ich, daß er da war, und eine unsinnige Freude überfiel mich. Ich habe mich langsam erhoben, bin nach rechts gegangen, dann wieder nach links, bedächtig hin und her, daß er meine Gedanken nicht erraten sollte. Dann habe ich die Stiefel ausgezogen und gleichgültig die Pantoffel angelegt. Darauf habe ich die eisernen Läden zugemacht und bin ganz ruhig zur Tür gegangen und habe auch sie zweimal herumgeschlossen. Dann ging ich ans Fenster zurück und habe ein Vorlegeschloß davor gelegt und den Schlüssel in die Tasche gesteckt.

Und plötzlich merkte ich, daß er um mich herum sich bewegte, daß er Angst hatte und mir befehlen wollte, ihm zu öffnen. Ich hätte ihm beinahe gehorcht, aber ich gehorchte doch nicht, stemmte mich an die Tür, öffnete sie zur Hälfte, gerade weit genug, daß ich selbst rückwärts mich durchzwingen



Guy de Maupassant

Der Horla

Konnte, und da ich sehr groß bin und mein Kopf bis oben heranreicht, wußte ich ganz bestimmt, daß er mir nicht entweichen könnte. Dann habe ich ihn allein ins Zimmer eingeschlossen, ganz allein. Diese Freude! Ich hatte ihn erwischt! Darauf bin ich hinuntergelaufen, in den Salon unter meinem Schlafzimmer, habe die beiden Lampen genommen, das Petroleum auf den Teppich, über die Möbel, überall hingeschüttet, habe Feuer angelegt und mich gerettet, nachdem ich die große Eingangstür sorgfältig zweimal verschlossen hatte.

Dann ging ich in meinen Garten hinaus, in ein Lorbeergebüsch, um mich zu verstecken. Oh, wie lange das dauerte! wie lange das dauerte!

Alles war dunkel, stumm, unbeweglich. Kein Windhauch ging, kein Stern war zu erblicken, große Wolkenberge, die man nicht sah, lasteten schwer, schwer auf meiner Seele.

Ich schaute mein Haus an und wartete. Oh, wie lange Zeit das dauerte. Ich meinte schon, das Feuer wäre ausgegangen oder er hätte es gelöscht, er, als plötzlich unten unter dem Druck der Hitze ein Fenster barst und eine große, rot und gelbe, lange, dünne, züngelnde Flamme längs der weißen Wand leckte und sie küßte bis an das Dach hinauf. Ein Schein fiel auf die Bäume, auf die Äste, auf die Blätter, und sie bebten vor Angst. Die Vögel erwachten. Ein Hund fing an zu heulen. Ich glaubte, es wurde Tag. Dann sprangen noch zwei weitere Fenster auf und ich sah, wie das ganze Erdgeschoß nur noch eine Feuerglut war. Aber plötzlich tönte ein Schrei, ein fürchterlicher, spitzer, herzerreißender Schrei, der Ruf einer Frau in die Nacht hinaus, und zwei Mansardenfenster öffneten sich. Ich hatte meine Dienstboten vergessen. Ich sah ihre entsetzten Gesichter, und sah, wie sie winkten.

Da packte mich das Entsetzen und ich lief zum Dorfe und schrie:

„Hilfe! Hilfe! Feuer! Feuer!“

Ich begegnete Menschen, die schon herbeigestürzt kamen und drehte mit ihnen um, um zu sehen.

Jetzt war das ganze Haus nichts mehr, als ein fürchterlicher, prachtvoller Scheiterhaufen, ein Riesenscheiterhaufen, der die ganze Gegend beleuchtete, ein Scheiterhaufen, in dem Menschen verbrannten und worin auch er verbrannte, er, er, mein Gefangener, das neue Wesen, der neue Herr, der Horla.

Plötzlich brach zwischen den Mauern das ganze Dach zusammen und ein Feuerregen schoß zum Himmel auf. Ich sah durch alle offenen Fenster die Glut, den Schmelzofen dort drinnen und ich dachte frohlockend daran, daß er dort drinnen saß, in dem Ofen, tot.

Tot? Vielleicht? Sein Leib? Aber war sein Leib, den das Licht durchdrang, nicht unzerstörbar für Mittel, die unseren Leib zerstören?

Wenn er nun nicht tot war? Vielleicht hat nur die Zeit Macht über das unsichtbare, furchtbare Wesen. Wozu sollte es diesen durchsichtigen, ungreifbaren, geisterhaften Leib geben, wenn er, gleich uns, Schmerzen, Wunden, Krankheit und vorzeitige Zerstörung fürchten mußte?

Vorzeitige Zerstörung? Daher das ganze Entsetzen des Menschen! Nach dem Menschen kommt der Horla, nach dem, der täglich sterben kann, zu jeder Stunde, zu jeder Minute, durch jedes Unglück, ist der gekommen, der nur an einem bestimmten Tag, zu bestimmter Stunde, zu bestimmter Minute sterben kann, weil sein Dasein abgelaufen ist.

Nein, nein, nein, kein Zweifel, kein Zweifel, er ist nicht tot! Ja und dann? Dann? Da werde ich also mich töten müssen, mich!

Wenn wir gestorben sind — —
Von Frédéric Boutet.

Wie eine Erinnerung an die Hitze des Sommers lag selbst in der Novembernacht eine laue, drückend schwere Luft über dem großen Friedhofe. Der Himmel war durch bleifarbene Wolken verdüstert. Der Duft verwelkter Blätter erfüllte die Luft.

Ein feuchter, sich immer mehr verdichtender Nebel stieg von der Erde auf, er hing sich in phantastischen Formen in die verschnittenen Taxushecken, an die Spitzbögen der Leichensteine und die künstlerisch ausgestatteten Kapellen. Die Alleen waren sauber, die Rasen grün, die Bäume wohl gepflegt und beschnitten. Der Friedhof machte einen so eleganten und reichen Eindruck, daß es wirklich Freude machen mußte, ihn zu sehen. Nur wenige verlassene Gräber beleidigten das Auge durch ihren fläglichen Verfall.

Von einem durch das nächtliche Dunkel und den bleichen Nebel fast ganz verhüllten Glockenturme schlug die Uhr zwölfmal.

„Endlich kann man ausgehen,“ murmelte ein großes Skelett, die Tür einer kleinen Kapelle mit lila Glasfenstern öffnend.

Mit der rechten, mit einem kostbaren Siegelring geschmückten Hand zog es sein Leichentuch fester um das Schlüsselbein und schritt dann langsam und mit diskretem Klappern seiner Knochen durch die Allee der Aristokraten, in der es wohnte.

„Ich hätte wohl Lust,“ sagte es, sich behaglich streckend, „mal meinen lieben Freund St. Firmin zu besuchen; seit er bei Gelegenheit des in letzter Woche stattgefundenen Festes sein Darmbein verloren hat, ist er sehr verstimmt und man sieht ihn nirgends, mein Besuch — — Aber halt! Was ist das?“

Es blieb bestürzt stehen. Es befand sich am Fuße der großen Umfassungsmauern, über die in diesem Augenblick ein mit einer schwarzen Hose bekleidetes Bein glitt, während

daneben zwei sich festhaltende Hände sichtbar wurden; im nächsten Augenblick hatte sich dann die ganze Gestalt eines jungen Mannes in Trauerkleidern über die Mauer geschwungen, an der er mit leisem Geräusch herunterrutschte und sachte unten auf den Boden fiel, ohne das Skelett zu bemerken, das zurückgewichen war und sich zu verbergen strebte. Der junge Mann war kaum wieder aufgestanden, als das Skelett, ohne sich zu besinnen, vorsprang und ihn am Kragen packte. Der Jüngling in Trauerkleidern bekam einen furchtbaren Schrecken — er wich zurück, riß die Augen weit und entsetzt auf — wollte schreien, konnte es jedoch nicht und fiel ohnmächtig zu Boden.

„Nun, was fällt dem dummen Jungen denn ein,“ brummte das Skelett einigermaßen verlegen. „Ach, in jener Urne hat sich gottlob etwas Wasser gesammelt.“

Er benetzte ihn damit und schlug ihn ein paarmal kräftig auf die Hände. Der andere kam wieder zu sich, stand auf und wollte entfliehen, aber die kräftige Saust des Skeletts hielt ihn fest.

„Nein, mein Herr,“ sagte es in trockenem Tone, „Sie bleiben jetzt, wenn es Ihnen gefällig ist. Halten Sie es für anständig, in solcher Weise in Privatbesitzungen einzudringen? Was führt Sie hierher?“

Aber der junge Mann sah ihn mit offenem Munde an und war unfähig zu sprechen.

„Vorwärts, mein Herr, antworten Sie mir auf der Stelle“, befahl das Skelett, das sich seines guten Rechtes bewußt war, ein wenig die Ruhe verlierend. „Zwingen Sie mich nicht, Sie der Polizei zu übergeben. Gestehen Sie! Aus welchem Grunde sind Sie wie ein Dieb über die Mauer geklettert? Geschah es, um die Ruhe der Toten zu stören? Ist es die Habsucht, die Sie an diesen geheiligten Ort führt und wollen Sie uns berauben? Oder sollte es pietätlose Neugierde sein, die Sie dazu

drängt, alle Schicklichkeit zu vergessen und sich selbst in Gefahr zu begeben? So reden Sie doch! Sind Sie ein Spion? Das wäre allerdings infam! Ist es nicht genug damit, daß Sie und Ihresgleichen den ganzen Tag über die Freiheit haben, hierher zu kommen und uns zu langweilen, ohne zu bedenken, daß Ihre schmutzige Gegenwart uns verhindert, aus dem Grabe hervorzugehen? Können Sie uns nicht wenigstens des Nachts in Ruhe lassen. Seit wann sind die dickbäuchigen Barbaren dazu berechtigt, nachts die Mauern zu überklettern, um ästhetisch magere Leute zu beunruhigen? Sie, elender Fleischhaufen, was suchen Sie hier? Wollen Sie die Wohnungen der Toten schänden? Reden Sie, geben Sie Antwort! Schnell — oder — oder — ich stoße Sie mit dem Kopf gegen jene Urne — —“

Er schüttelte ihn kräftig.

„Gnade! Erbarmen! Haben Sie doch Mitleid mit mir, mein Herr,“ stotterte der junge Mann in Trauer, sich dem Skelett zu Füßen werfend. „Jagen Sie mich nicht weg, seien Sie barmherzig! Ich wußte es nicht, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen, einem Verzweifelnden! Ich hatte eine Braut, sie war der Stern meines Lebens, ich betete sie an —. Und sie starb, mein Herr, starb unmittelbar vor der Hochzeit. Ach, und ich blieb zurück, trunken vor Liebe und wahnsinnig vor Schmerz. Es drängte mich, fern von allen profanen Augen auf ihrem Grabe zu knien und die Erde zu Füßen, in der sie ruht. Seien Sie also barmherzig, gutes Skelett! Zu Ihren Füßen kniend, bitte ich Sie, mich zu ihr zu führen, um auf ihrem Grabe zu weinen. O mein Gott, mein Gott!“

Und er benetzte die Füße des Skeletts, das sichtlich gerührt war, mit heißen Tränen.

„Nun, nun, mein armer Junge,“ sagte es in väterlichem Tone, beruhigen Sie sich. Ich verzeihe Ihnen, ja, ganz gewiß, ich verzeihe alles — denn die Liebe. Sehen Sie, im Grunde

ist es ja nicht der Mühe wert, sich ihretwegen aufzuregen — aber die Liebe! Teufel auch, die Liebe. Kommen Sie, kommen Sie, junger Mann, ich werde Sie führen. Ja, ja, mein Freund, die Liebe.“

Er räusperte sich, als ob er seine Kehle reinigen wollte oder vielleicht auch, um seine Rührung zu verbergen.

„Danke, danke, mein Herr,“ schluchzte der ganz in Tränen aufgelöste Jüngling.

„Beruhigen Sie sich also, beruhigen Sie sich,“ und das Skelett zog ihn sanft vom Boden auf. „Ich willige ein, Sie zum Grabe Ihrer Geliebten zu bringen, obwohl ich meine Pflicht dadurch verlege, denn es ist nicht erlaubt, Lebende in unsere Kreise einzuführen. Ich muß Ihnen nämlich gestehen, und Sie dürfen mir meine Offenheit nicht übel nehmen, daß die Gesellschaft der Lebenden bei uns ziemlich verpönt ist und für nicht gerade fein gehalten wird. Was ihnen fehlt, ist die herbe Schönheit der Linien — es ist das viele Fleisch, das sie umgibt, und sie so widerwärtig erscheinen läßt. Aber Ihr Kummer rührt mich und mit etwas List und Geschicklichkeit denke ich, wird es mir wohl gelingen, Sie für einen ‚Neuangekommenen‘ auszugeben.“

„Ein Neuangekommener?“ stotterte der junge Mann, „was wollen Sie damit sagen, gutes Skelett?“

„Nun, für einen Toten, der eben erst begraben worden, der seine leibliche Hülle, seine Schale, mit einem Worte, sein Fleisch noch nicht abgelegt hat. Gewöhnlich halten sich Leute, die sich in diesem Stadium befinden, besonders wenn sie auf einer höheren Bildungsstufe stehen, so still wie nur möglich und zeigen sich nicht. Es gilt nicht für sehr anständig, es zu tun.“

Man vermeidet es gern, einen häßlichen und grotesken Eindruck zu machen und wartet daher, bis der Läuterungsprozeß vollendet ist und man in ebenso eleganter wie sauberer Gestalt sich in den Kreisen der Unfern vorstellen kann.

Indessen ist es immerhin gestattet, in den allerersten Nächten, wenn man noch präsentabel ist, aus dem Grabe herauszugehen, um Bekanntschaften zu machen und seine Karte abzugeben. Nachher aber — Teufel auch, da ist es wirklich gescheiter, man bleibt hübsch zu Hause. Surchtbar langweilig ist das ja, das ist wahr. Die Stunden fließen langsam dahin, wenn man so still in seinem Sarge liegt und wenn dann an langen Winterabenden der Regen unablässig tropft und langsam, langsam das Erdreich erweichend und den Deckel unseres Sarges durchdringend, sogar unser Leichentuch mit Feuchtigkeit erfüllt, während der Wind fliegend durch die Äste der Bäume fährt. Nein, zum Teufel, das ist nicht lustig! Man wünscht dann wirklich, daß sie sich ein wenig beeilen möchten."

"Wer? Sie?" frug der junge Mann.

"Sie — nun Sie wissen doch . . . Ich meine sie, die sich mit den Menschen beschäftigen, wenn kein anderer es mehr tut — ich meine jene kleinen fleißigen Arbeiter, die es sich angelegen sein lassen, unserer Figur ein elegantes Aussehen und feine schlanke Umrisse zu verleihen. Sie sind die richtigen kleinen Leichenräuber, die an uns herum knabbern und fressen, solange es etwas an uns zu knabbern und zu fressen gibt. Wie gern möchte man ihnen manchmal zurufen: Eilt euch doch ein wenig, aber das ist unmöglich. Langsam und unablässig vollbringen sie ihr Werk, ohne sich zu beeilen, aber auch ohne jemals zu rasten. Man fühlt es, wie sie unsere Muskeln aushöhlen, wie sie in unser Innerstes gleiten und wie sie sorgsam einen Knochen nach dem andern des Fleisches entkleiden und blank herausputzen; oh, das figelt, aber man wagt es nicht, auch nur ein Glied zu rühren, aus Surcht, sie in ihrer Arbeit zu stören. Im Leben hat man keine Zeit, ihrer zu gedenken, aber, meiner Treu, wenn man erst begraben ist, dann lernt man ihre Dienste schätzen; man kommt sogar dazu, sie

ordentlich gern zu haben und sich zu freuen, wenn sie groß und fett werden, weil das ein Zeichen ist, daß ihre Arbeit gute Fortschritte macht.“

„Mein Gott,“ seufzte der junge Mann, „wie grauenhaft ist das!“

„Aber gar nicht,“ sagte das Skelett, „sie sind es, die uns dieser unangenehmen Lage entheben, in der wir nicht wir selbst, wo — wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, wir weder Fleisch noch Fisch sind. Ohne ihre treue Hilfe würden wir niemals repräsentationsfähig werden. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist es daher ganz begreiflich, daß man rasch dazu kommt, ihnen gut zu sein, daß man ihre Arbeit mit Interesse verfolgt und berechnet, was ihnen zu tun noch übrig bleibt, den Kleinen ohne Hast und Rast arbeitenden Werkmeistern. Aber ich wiederhole Ihnen, daß uns wirklich viel daran gelegen ist, daß dieser Läuterungsprozeß sich rasch vollziehe, weil die Sitte es erfordert, daß man während dieser ganzen Zeit das Grab nicht verläßt.“

Es gibt ja leider immer noch ab und zu einige, die sich durch dieses ästhetische Gebot nicht gebunden erachten und selbst dann aus dem Grabe hervorgehen, wenn sie sich in der allerbedenklichsten Verfassung befinden. Aber vor denen schließen wir die Augen, das kann ich Ihnen sagen. Gewöhnlich sind dies sehr leidenschaftliche Naturen, wie z. B. Herr Honorus, kennen Sie ihn vielleicht?“

„Nein,“ sagte der junge Mann.

„Ich meine Honorus aus der großen Fabrik: Honorus Wey u. Co., einer der Gründer. Er wohnt unter einem sehr kostbaren Monument, einer Kapelle, die mit vergoldetem Zierat überladen, aber sehr geschmacklos ist, obwohl sie sehr viel gekostet hat. Nun denn, dieser Herr Honorus ist vor kaum acht Monaten hergekommen, und schon ist er alle Abende draußen. Es ist das wirklich kein angenehmer An-

blick, aber er hat sich in eine skandalöse Verbindung eingelassen, man begegnet ihm nur in der Allee der Freudenmädchen."

"Was?" frag überrascht der junge Mann.

"Nun ja; das scheint Sie zu überraschen! Aber es ist wirklich so. Er gehört zu jenen Leuten, die es nicht abwarten können, bis sie in der geläuterten Gestalt erscheinen können, die hier in feinen Kreisen unerläßlich ist — sie suchen dann eben ihr Vergnügen anderswo . . . Ich beklage wirklich die Unglücklichen, die — — Selbstredend schadet ein solches Treiben seinem Rufe, in der guten Gesellschaft wird er einfach kalt gestellt. Wir aber, wir der Aristokratie angehörenden Toten, sind es unserer Stellung schuldig, uns reserviert zu benehmen. Ganz gewiß sind auch wir dem Vergnügen nicht abhold, aber wir beobachten stets gewisse Formen . . . Aber ich sehe, mein lieber Herr, daß Sie sich etwas beruhigt haben, es war dies der einzige Zweck meines Plauderns. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir nun aufbrechen. Erlauben Sie jedoch vorher, daß ich mich Ihnen vorstelle: Baron La Rose, aus der zweiten Allee links; ich bewohne die mit lila Glasfenstern versehene Erbpapelle, die im Jahre 1820 wieder renoviert wurde . . . oh, in ziemlich bescheidener Weise, denn die Revolution, Sie wissen . . . Ich werde Sie als einen meiner jungen Verwandten vorstellen."

"Ich bin der Vicomte Adhémar de Léonce," seufzte der junge Mann.

"Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, freut mich sehr, lieber Herr; wenn ich nicht irre, besteht zwischen unseren Familien von mütterlicher Seite her eine Verwandtschaft? Die gut Gestorbenen — Verzeihung — zu Ihnen muß ich wohl sagen die vornehm Geborenen finden immer Beziehungen zueinander. Wenn es Ihnen also recht ist wollen wir jetzt . . ."

„Auf ihrem Grabe weinen, o ja, das will —“ und der arme Adhémar fing wieder zu schluchzen an.

„Gestatten Sie mir zunächst die Frage, um wen es sich eigentlich handelt,“ unterbrach der Baron ihn sanft.

„Ach, Verzeihung, das ist wahr,“ seufzte der junge Mann, „Louise . . Louise de Rivière . . o mein Gott, wenn ich denke, daß sie ein Raub der Schrecken des Grabes geworden ist.“

„Oh,“ sagte das Skelett, „ich weiß, wo sie liegt, es ist in der Südallee, ganz nahe bei dem an den Tarushecken stehenden großen Kreuze. Sie ist von sehr guter Familie, die Grabkapelle besteht aus Granit und Porphyr und ist ebenso solid wie geschmackvoll hergerichtet. Brechen wir also auf — — aber — zum Teufel — Ihre Haltung, mein Herr — Bah, so etwas kommt zuweilen vor. Eins aber möchte ich Ihnen doch raten: halten Sie die Augen halb geschlossen. Ihr Blick ist zu lebhaft — — —“

Sie gingen die Hauptallee entlang, wandelten langsamen Schrittes durch diese stille Stadt, die durch den leichten auf und ab wallenden Nebel ein ganz heiteres, beinahe lebendes Aussehen gewann. Sie begegneten vielen andern Skeletten, die irgendeinem Ziele zuzustreben schienen. Andere rauchten und schlenderten langsam und wie in Träume verloren dahin, oder sie ließen sich auch wohl auf alten eingesunkenen Grabplatten nieder, deren verwischte Inschriften sie zu enträtseln versuchten, während ihre blanken, wie poliert aussehenden Schädel durch das ungewisse Licht schimmerten und die Silhouette ihrer grotesken Gestalt sich geisterhaft von dem bleifarbenen Nebel abhob. Hier und da waren Spielpartien arrangiert; man spielte Bakarat, Poker und Bridge, und die Spielenden waren von einem Kreise von Zuschauern umgeben, die den Gang des Spieles aufmerksam verfolgten und Wetten eingingen, welche Partei gewinnen würde. Amateur-Wettläu-

fer liefen um ein großes Gewölbe herum. An der Schwelle einiger der elegantesten Grabkapellen, die mit immergrünen Pflanzen reich geschmückt waren, empfingen die Herren des Hauses die elegante Welt ihrer eingeladenen Gäste. Ihre Schädel waren von Immortellenfränzen umgeben und köstliche Leichentücher umhüllten ihre Skelette. Vor einem eingesunkenen Gewölbe saß eine ganze Gesellschaft Spielender im Kreise, die mit einer runden Platte das damals bei den Lebenden beliebte Spiel des Deckeldrehens nachäfften. Hier und dort spielten von ihren Bonnen oder Müttern beaufsichtigte Kinder fröhlich umher. Ein Trupp munterer Gesellen ging, lustig mit den Knochen flappernd und ein Liedchen trällernd des Weges entlang, während sich zwischen den Bewohnern eines provisorischen Begräbnisplatzes ein sehr heftiger lauter Wortwechsel entspann, um den sich rasch eine Gruppe neugierig Horschender bildete.

Weit ab von diesem Treiben, dort, wo die alten Zypressen dichten Schatten spendeten und an den Gewölben entlang die schön gepflegten grünen Rasenflächen sich erstreckten, huschten hier und dort vorsichtig und ohne das geringste Geräusch zu verursachen, verliebte Schatten hin und her, die sich rasch der eine zum andern fanden. Die Leichentücher, in die sie gehüllt waren, trugen die Farbe der Mauern, und sobald sich ein Pärchen gefunden, zog es sich mit verschlungenen Armen in das schützende Dunkel der Alleen zurück, oder sie verschwanden auch wohl hinter der verschwiegenen Türe einer noch unbewohnten Kapelle oder eines verlassenen Mausoleums.

Der junge Mann in Trauer schien offenbar sehr überrascht von allem, was er hier sah, aber das lebenswürdige Skelett, dem offenbar daran gelegen war, seinen Schützling soviel wie möglich in die hier herrschenden Verhältnisse einzuweißen, damit er die Rolle eines Neuankömmlingen mit einiger Wahr-

scheinlichkeit durchzuführen vermöge, erklärte ihm alles in freundschaftlicher Weise, während es die ihm begegnenden bekannten Skelette stets höflich grüßte.

„Das Viertel, durch das wir jetzt kommen werden,“ sagte es, „gilt für besonders schick, elegant und reich; hier befinden sich die schönsten Monumente, um deretwillen Fremde den Friedhof besuchen. Dort an der linken Seite haufen die Großkaufleute, die Herren von der Bank und der Industrie. Das Viertel, aus dem wir kommen und in dem ich wohne, ist das Hauptquartier der Aristokratie, und es ist daher nur natürlich, daß es dort sehr exklusiv hergeht. Es ist das Saubourg St. Germain unseres alten Friedhofes. Die Bewohner desselben erkennen sich sofort an einer gewissen Seinheit des Tones und der zurückhaltenden Vornehmheit ihrer Manieren. Wir legen ganz besondern Wert auf die zarte Schönheit unsrer Extremitäten. Sie gilt für das Zeichen vollendeten Aristokratentums. Die Gräfin von Tall, die neben mir wohnt, ist wirklich berühmt wegen der göttlich schönen Seinheit ihrer kleinen Knöchelchen. Sie ist ja überhaupt eine hervorragend reizende Dame, und sie hat die schönsten Zähne der Welt. Aber erst ihre Hände! Ach, mein Lieber, diese Hände, das ist ein Traum. Sie gleichen einem köstlich durchbrochenen Kunstwerke von grünlich weißem Elfenbein. Wir sind sehr intim miteinander, und ich bin stolz darauf. Die liebe Gräfin hat mir gestanden, daß das Interesse, das sie für mich empfindet, zuerst beim Anblick meines Fußes in ihr erwacht sei. Ja, mein Lieber,“ (hier lächelte das Skelett mit verschmitzter Miene). „Es ist übrigens nur die Wahrheit, mein Fuß ist wirklich sehr schön. Teufel auch! Daran erkennt man die feine Herkunft! Der Fuß eines Kavaliere, wissen Sie!“ Und er streckte einen wirklich tadellos gebildeten Fuß unter seinem Leichentuche hervor, der außerordentlich elegante und hübsche Zehnknochelchen hatte.

„Ja, ja,“ sagte der junge Mann in Trauer, der seinen Augen nicht traute und zu träumen wähnte.

„Hier“, so fuhr das Skelett fort, „ist überhaupt der Rang alles. Wir nehmen hier dieselbe gesellschaftliche Stellung ein, die wir früher im Leben bekleideten. Ein Edelmann ist und bleibt eben für alle Zeit ein Edelmann, ein Reicher bleibt auch hier ein reicher Mann. Der Demokratie ist es bis jetzt noch nicht gelungen, festen Fuß bei uns zu fassen, das heißt, ich spreche hier nur von den den vornehmen Kreisen angehörenden Leuten. Bei den Plebejern jedoch, die dort hinaus wohnen —“ es deutete ein wenig verächtlich mit dem Daumen über sein Schulterbein weg und nach der nördlichen Seite des Friedhofes hin, „werden, wie man sagt, anarchistische Versammlungen abgehalten, in denen erklärt wird, die Rechte der vornehmen Geburt und einer hohen gesellschaftlichen Stellung verfielen mit dem Leben, im Tode seien alle Menschen gleich, und ähnliche Dummheiten. Aber das ist ganz belanglos, denn diese Art von Individuen zählt überhaupt nicht mit. Oh, wenn man die nur ansieht, bekommt man genug davon. Sie sehen einfach scheußlich aus, so scheußlich, daß man ihnen sogar die Lebenden vorzuziehen geneigt wäre. Sie haben nicht einmal so viel erreicht, daß jeder ein besonderes Logis hat, und sie haufen in gemeinschaftlichen Wohnungen, hocken haufenweise in wahren Löchern, in deren Schmutz und Unrat sie sich jedoch gefallen. Es ist kaum zu glauben, aber nichtsdestoweniger wahr, daß sie nicht den geringsten Anstand beobachten, sich betrinken und untereinander raufen und schlagen, vor allem aber, daß sie die üble Gewohnheit haben, einer dem andern die Knochen wezustehlen, um das eigne Skelett zu Kompletieren. Es gibt alte Skelette dort, die sich so viel herumgebalgt haben, daß ihnen schließlich auch kein einziger ihrer eigenen Knochen übriggeblieben ist. Das gibt da kein wohl konserviertes Skelett mehr, jedes einzelne besteht aus einem

Sammelsurium von wenigstens zwanzig verschiedenen Knochenarten, man weiß einfach nicht, mit wem man redet, jeder Knochen hat einen anderen Ursprung. Sie verbringen ihre Zeit damit, sich gegenseitig zu beschuldigen, zu zanken, sich gegen die bestehende Ordnung aufzulehnen und dagegen zu protestieren. Von ihren schmutzigen Grabhügeln herab lieben sie es, prahlerische Reden zu halten, die Souveränität des Volkes zu proklamieren, zu erklären, daß wir sie unterdrücken, zu viel Raum einnehmen, daß ihre Existenz dadurch unmöglich geworden und es für sie besser gewesen wäre, wenn sie niemals gestorben wären.“

„Unterdessen prostituieren sich ihre Töchter in den dunklen Ecken, ihre Kinder spielen Ball mit Schädeln, die vielleicht ihren Ahnen angehört haben. Wie profan ist ein solches Treiben! Sreilich, es ist ja wahr, daß solche Leute keine Ahnen haben. Glücklicherweise sind sie durch den Willen einer starken Autorität an ihr Revier gefesselt, wenn das nicht wäre, könnten wir das Schlimmste befürchten. Ab und zu machen wir infognito und tief verhüllt Ausflüge in jene Regionen, es geschieht meistens, um unsre Damen zu begleiten — sie wissen ja, hübsche Frauen haben oft seltsame Gelüste und Einfälle. Aber es herrscht dort wirklich ein zu gemeiner Ton, ich für meine Person werde nicht mehr hingehen. Es ist außerdem ein so beschämendes Gefühl, sich sagen zu müssen, daß unsre wohlgepflegten eleganten Knochen doch im Grunde aus derselben Materie bestehen, wie die dieser Plebejer . . .“

„Ach, guten Abend, mein lieber Saint-Sirmin, nun, haben Sie sich endlich entschlossen, wieder auszugehen?“

Der Baron blieb stehen, um einem großen, sehr sympathisch aussehenden Skelette herzlich die Hand zu drücken. Es war in ein sehr elegantes Leichentuch gehüllt und folgte, behaglich seine Zigarre rauchend, mit sichtbarem Interesse den

Spuren eines andern weiblichen und offenbar jungen Skelettes, dessen Kofett aufgeschürztes Grablinnen feingebildete Wadenknochen enthüllte.

„Über ja doch, ja doch,“ antwortete das große Skelett. „Ich habe glücklicherweise mein verloren gewesenes Darmbein wieder gefunden; denken Sie nur, die Kleine Schelmin, die Clara, hatte es versteckt, um mich zu necken. Aber wie warm es heute abend ist,“ fügte es hinzu, mit dem Zipfel seiner Umhüllung das Scheitelbein fächernd.

„Und dabei welch ein Nebel! Gut, daß wir keine Luftröhren mehr haben, was!“ bemerkte munter der Baron, worauf sein Freund so herzlich lachte, daß ihm alle Knochen flapperten.

„Erlauben Sie, lieber Freund,“ nahm La Rose dann das Gespräch wieder auf, „erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Neugekommenen vorstelle; es ist Herr Adhémair de Léonce, einer meiner Verwandten und ein hervorragend lebenswürdiger junger Mann.“

„Freut mich, freut mich wirklich sehr,“ sagte das große Skelett verbindlich, sich höflich vor dem jungen Manne verneigend und ihm die rechte Hand reichend, die Adhémair nicht ohne einen gelinden Schauer drückte. „Ich bin entzückt, Sie in unsrer Mitte begrüßen zu dürfen. Lieber Baron, Sie müssen unbedingt Ihren jungen Freund mit zu dem Zwölf-Uhr-Tee der Gräfin von Talf nehmen; er wird dort die Elite der Gesellschaft versammelt finden, und wir werden uns dort wiedersehen.“

„Zweifellos,“ antwortete der Baron, „ich will Sie nicht länger aufhalten, lieber Freund.“

„Ach, ich würde mich Ihnen mit Vergnügen anschließen, aber — Sie müssen mich heute schon entschuldigen — Ich habe nämlich einen Sund gemacht, ich sage Ihnen, mein Lieber, ich habe eine ganz entzückende Kleine aufgetan; sie ist

zweifelloos eine Plebejerin — aber so fein und leichtfüßig; ihre Knochen erscheinen wie poliert, und dabei tut sie so spröde. Wirklich, ich fürchte, sie entschlüpft mir.“

Und sich mit höflicher Verneigung verabschiedend, nahm er eilig die Verfolgung der reizenden Gestalt wieder auf, die übrigens keineswegs so unerreichbar und spröde zu sein schien, wie Herr von Saint Sirmin glauben machen wollte.

„Es ist wirklich ein famoser Mensch,“ sagte der Baron, „immer noch jugendfrisch, verliebt und stets mit irgendeinem galanten Abenteuer beschäftigt. Dabei stets vornehm und ritterlich. Oh, er nimmt den Tod von der heitern Seite, und er hat recht, es zu tun. Kommen Sie, mein Lieber, wir wollen seinen Rat befolgen und zu der Gesellschaft der Gräfin von Talf gehen. Sie werden sehen, daß Sie sich dort nicht langweilen werden. Aber ich vergaß: verzeihen Sie, daß ich Ihnen von Vergnügungen sprach, während Ihr Herz unter der Last eines großen Schmerzes seufzt.“

Sie gingen eine kleine Weile schweigend nebeneinander her. Das Skelett schien mit seinem Lose sehr zufrieden zu sein, obwohl es volles Verstandnis für das Leid seines Schützlings hatte. Dieser schien ganz in Gedanken verloren zu sein, die aber offenbar nicht sehr heiterer Natur waren.

„Verzeihung,“ frug ihn plötzlich das Skelett, wenn ich Sie an Ihren Kummer erinnere, aber ich möchte gern wissen, wie lange es her ist, daß Ihre Braut in das Reich der Toten eingetreten ist, ich erinnere mich dessen nicht mehr ganz genau?“

„Vor zwölf Tagen,“ seufzte der junge Mann. „Ich war verreist, als das Unglück passierte, und habe es erst bei meiner Rückkehr erfahren. Ich war so verstört davon, daß man für meinen Verstand fürchtete und mich keinen Augenblick unbeobachtet ließ. Erst heute abend ist es mir geglückt, mich unbemerkt zu entfernen. Aber weshalb stellten Sie mir diese Frage?“

„O — aus keinem besondern Grunde — aber Sie wissen doch, die Frauen — — — und da Ihre Braut doch unmöglich hoffen konnte, Sie so bald wieder zu sehen — —“

„Was wollen Sie damit sagen,“ frug Adhémar in gequältem Tone.

„Mein Gott, das ist eine delikate Angelegenheit — Ich kann mich ja irren — aber ich möchte Ihnen unter allen Umständen neuen Schmerz und möglicherweise eine Enttäuschung ersparen. Sehen Sie, es ist doch nur ganz natürlich, daß das junge Mädchen denkt, wenn sie ihr überhaupt zu folgen beabsichtigten, würden Sie dies gleich getan haben — da dies nun nicht geschehen ist, wird sie wohl annehmen, daß Sie früher oder später bei einer Lebenden Trost finden würden. Da könnte es also ganz gut sein — man langweilt sich, wenn man nichts zu tun und kein Interesse hat — — — und es fehlt hier wirklich nicht an Tröstern, die ihr Handwerk von Grund aus verstehen, ganz besonders, wenn es sich um hübsche Neuangekommene handelt.“

„Das ist unmöglich! Ich bin ihrer sicher,“ erklärte schnell der junge Mann.

„Um so besser, um so besser,“ sagte der Baron mit skeptischem Lächeln. „Jedenfalls hielt ich es für richtig, Sie auf eine solche Möglichkeit aufmerksam zu machen. Halt,“ sagte er dann, seinen Begleiter auf ein melancholisch aussehendes junges Skelett aufmerksam machend, das eine in einer einsamen Allee gelegene festgeschlossene Kapelle umstreifte. „Das ist auch ein Unglücklicher, der um seiner Liebe willen leidet.“

„Oh,“ sagte Adhémar, teilnahmsvoll den ihm bezeichneten Unglücklichen ansehend, „hat seine Braut ihn verlassen?“

„Nein, wenigstens nicht so ganz; aber das ist wirklich eine traurige Geschichte, die wieder mal klar zeigt, wie sehr selbst das wärmste Gefühl durch eine längere Trennung beeinflusst werden kann. Er ist es, der seine Braut verlassen hat,

indem er schon vor ein paar Jahren gestorben ist. Er ist hier immer traurig gewesen und hat bitterlich darüber geklagt, daß er das Mädchen, das er so heiß liebte, in dem entwürdigenden Kerker zurücklassen mußte, den man die Welt der Lebenden nennt. Er war eifersüchtig und litt namenlose Qualen bei dem Gedanken, daß sie ihn vielleicht vergessen und einen andern lieben könne. Sehen Sie, solche Gefühle sind hier geradezu schrecklich, weil sie zwecklos sind . . . Ich bin gewiß, wenn er es nur gekonnt hätte, würde er seine Braut ermordet haben, um sie hier für sich haben zu können.

Glücklicherweise erfuhr er dann durch einige Neuangekommene, zu denen er Beziehungen hatte, daß seine Braut ihm treu geblieben, sie hatte der Welt entsagt und war in ein Kloster eingetreten. Das war natürlich eine große Erleichterung für den armen Jungen, er harrete der Geliebten mit heißer Sehnsucht, ohne jedoch soviel dabei zu leiden, wie im Anfang. Es dauerte übrigens nicht so sehr lange, denn nach kurzer Zeit starb auch sie. Als der Begräbniszug sich näherte und er erfuhr, daß es seine Braut sei, die der Erde übergeben werden sollte, da kannte seine Freude keine Grenzen mehr. Aber das junge Mädchen hat, wie es scheint, ihre religiösen Pflichten allzu ernst genommen, denn als sie ihren Freund hier wiederfand, wollte sie seine Liebe nicht erwidern. Sie liebe ihn wie eine Schwester, sagte sie, aber in keiner andern Weise. Seitdem ist nun der arme Junge der Raub einer schrecklichen Verzweiflung geworden, und er will sich durch nichts von seinem Kummer ablenken lassen. Alle Tage, wieder und immer wieder irrt er in der Nähe ihrer Kapelle umher. Sie öffnet ihm niemals — es kann ja sein, daß sie fürchtet, wenn sie ihn hereinlasse, würde sie sich dennoch von seiner Liebe rühren lassen — jedenfalls gewährt sie ihm nicht mehr, als eine gelegentlich kleine Unterhaltung durch das Gitterfenster ihrer Wohnung. Er bestürmt sie mit leidenschaftlichen Liebes-

erklärungen, fleht sie an, doch Mitleid mit ihm zu haben und auch ihn ein wenig, ach, nur ein Klein wenig lieb zu haben. Sie aber läßt sich nicht rühren und ermahnt ihn, seine Leidenschaft zu besiegen und einen resignierten tugendhaften Tod zu führen . . . Aber stille, er kommt auf uns zu.“

Das junge Skelett, das, ohne auf seine Umgebung zu achten, traurig seinen Weg fortsetzt, kam wirklich gerade auf die beiden zu.

„Nun, mein armer junger Freund,“ sagte der Baron teilnahmsvoll und leicht mit den Fingerknöcheln sein Armbein berührend, „wie geht es? Sind Sie immer noch so unglücklich?“

„Ach! ich werde noch meinen Schädel darüber verlieren,“ sagte das junge Skelett in gequältem Tone. „Ich liebe sie zu sehr! Ich verehere und bete sie an, ich liebe sie bis zum Wahnsinn! Ganze Stunden verbringe ich vor dieser verfluchten und mir doch so unendlich teuern Türe, die sich mir nicht öffnen will. Ich verzehre mich in Sehnsucht — aber ich flehe sie vergebens an, sich meiner zu erbarmen. Sie ist unerbittlich, bleibt immer ruhig, kalt und gefühllos, oh, und dabei ist sie so hübsch, so hübsch! Manchmal, wenn der Mondschein durch die Glascheiben ihrer Kapelle fällt, erkenne ich deutlich ihre schlanke, elegante und stolze Gestalt, und ich sehe, wie die Strahlen des Mondes zärtlich ihre blankpolierten elfenbeinweißen Knochen umschmeicheln und küssen. Ach, ich würde die Welt darum geben, wenn ich nur den Saum ihres Leichentuches berühren dürfte! Ihre Zähne schimmern blendend weiß und mit berückender Schönheit, und das geheimnisvolle Dunkel ihrer großen leeren Augenhöhlen erscheint mir wie ein göttlicher Abgrund, in den meine Leidenschaft sich versenken möchte, um mit immer erneuter Kraft und Glut daraus hervorzugehen. Ich kann sie nicht vergessen und ich versuche vergebens, ihr zu entfliehen oder sie zu erweichen! O dieser Qual!

Ich sage Ihnen, sie hat kein Herz, während ich, ich," und er schlug sich verzweifelt auf die linksseitigen Rippen. „Ach, ich wollte, es wäre alles noch wie früher, als ich allein hier war und ihrer harrete, damals besaß ich wenigstens das Glück der Hoffnung. Vorgestern habe ich einen mißglückten Versuch gemacht, mich zu erhängen. Ach, ich sehne mich in das Leben zurück, da konnte man sich doch im schlimmsten Falle den Tod geben.“

Die Aufregung des Unglücklichen hatte sich durch diese Aussprache doch einigermaßen gelegt; er entfernte sich ruhig, wenn auch tief niedergeschlagen. Er setzte sich auf ein düster aussehendes Grab, löste sein linkes Schienbein, das er durchbohrt und wie eine Flöte hergerichtet hatte und begann darauf eine melancholische und einschmeichelnd zärtliche Melodie zu blasen.

„Das ist das Lied, das beide zur Zeit ihres Lebens und Liebens am liebsten hörten," sagte der Baron leise zu seinem bis zu Tränen gerührten Begleiter.

Sie entfernten sich langsam und den allmählich verflingenden klagenden Tönen lauschend.

„Haben wir unser Ziel bald erreicht," fragte Adhémar mit matter Stimme.

„Ja," sagte der Baron, „der Weg mit den großen Tarnushecken liegt links, gleich am Ende dieser Allee.“

„Mein Gott, mein Gott," seufzte der junge Mann, „ihr Grab! — Ich soll sie wieder sehen!“

„Nehmen Sie sich in acht," sagte plötzlich das Skelett mit leiser Stimme, „schnell verstecken wir uns hier.“

Adhémar ließ sich von dem Baron in den tiefen Schatten einer hohen Kapelle ziehen. Im selben Augenblicke stürzte aus dem nächsten in die Allee mündenden Seitenwege ein rasendes halbnacktes großes Skelett, das unter entsetzlichem

Geschrei mit einer Eisenstange, die es in den Händen hielt, in der Luft umherfuchtelte.

„Ich lebe noch,“ heulte es verzweifelt. „Ich lebe ja noch, um Gottes willen! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich lebe noch!“

Seine Waffe schwingend und unartifulierte Töne ausstößend, raste es in toller Eile dahin, während zwei andere Skelette, die offenbar zu seiner Verfolgung ausgesandt waren, hinter ihm drein jagten.

„Was bedeutet das,“ sagte Adhémar zitternd.

„Es ist ein Wahnsinniger,“ antwortete der Baron la Rose, „ein sehr gefährlicher Wahnsinniger, den seine Wärter wieder festzunehmen suchen. Gehen wir schnell weiter.“

Sie schritten rasch durch die Allee.

„Wie Sie es eben selbst vernommen haben,“ sagte der Baron, „wird er von der fixen Idee verfolgt, noch am Leben zu sein. Nun passiert es uns allen, besonders in der ersten Zeit unseres Hierseins mitunter, daß wir träumen, wir wären noch lebendig und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, kann ich Ihnen versichern, daß ein solcher Traum wie der schwerste Alpdruck auf uns lastet. Aber dieser Unglückliche glaubt auch im Wachen lebendig zu sein, er ist eben vollständig wahnsinnig. Es ist ja freilich wahr, daß er eine furchtbar harte Prüfung durchgemacht hat. Er wurde nämlich scheintot hierhergebracht und ist dann lebendig begraben worden.“

„Was? Er ist lebendig begraben worden,“ fragte Adhémar erschrocken auffahrend.

„Nun ja. Er befand sich nämlich in einem Starrkrampf; erst als er längst begraben war, ist er daraus erwacht. Verstehen Sie? Sieben lange Tage hat er dann lebendig in seinem Sarge gelegen, und während dieser ganzen Zeit hat er unausgesetzt ein verzweifeltendes Geheul ausgestoßen. Die Lebenden waren fern und konnten es nicht hören, aber wir, wir haben es sehr gut vernommen. Er heulte so, wie Sie ihn eben heulen

gehört, es war um die Knochen erfrieren zu machen. Er hat seine ganze rechte Hand aufgeessen, ehe — nun — ehe er still wurde.“

„Warum aber haben Sie ihn nicht befreit,“ rief Adhémar ganz entsetzt über die Ruhe und Gleichmütigkeit seines Begleiters.

„Mein Gott,“ antwortete das Skelett, „das ging uns doch nichts an. Wir mischen uns nicht gern in die Angelegenheiten der Lebenden, das kann zu leicht falsch gedeutet werden. Außerdem ist es, wenn man schon einmal hier ist, auch viel richtiger, hier zu bleiben. Ein wenig früher — oder später, was macht das aus. Nein, in solchen Sälen mischen wir uns niemals hinein.“

Adhémar fuhr auf.

„In solchen Sälen? Wollen Sie etwa damit sagen, daß solche Säle sich öfter ereignen?“

„Sreilich, oft genug,“ antwortete der Baron. „Es kann sehr leicht passieren, daß jemand lebendig begraben wird. Selbstredend ist das für den Betreffenden durchaus nicht angenehm, aber wenn er nur die erste allerdings recht peinliche Zeit überwunden hat, bedauert er es gewöhnlich nicht mehr, im Gegenteil. Wir haben uns um den Unglücklichen, den Sie eben gesehen, nicht eher gekümmert, als bis er wirklich tot war, aber das hat in diesem Salle ungewöhnlich lange gedauert, er ist im Leben sehr nervös gewesen — jetzt ist er leider ein tobsüchtiger Wahnsinniger.“

„Der Unglückliche! Ich begreife das vollkommen,“ sagte der junge Mann nachdenklich.

„Wir sind am Ziele, mein Lieber,“ sagte plötzlich der Baron, leicht seinen Arm berührend.

„Mein Gott, mein Gott,“ seufzte Adhémar, den Schritt anhaltend und die Hand auf das Herz pressend. „Wir sind ihr nahe.“

„Leise, sprechen Sie ganz leise,“ warnte der Baron, „und wenn Sie meinem Räte folgen wollen, so lassen Sie uns nur vorsichtig näher treten, wir müssen vor allem vermeiden, gesehen zu werden. Das Monument der Familie Larivière liegt dort hinter jenem Gebüsch, schleichen wir uns also im Schatten der Tarushecken heran und vor allem, hüten Sie sich vor jedem Geräusch.“

So sachte wie möglich auftretend und sich im Schatten der immergrünen Tarushecken haltend, näherten sie sich langsam dem Monument, in dessen Schatten sie nur undeutlich die Umrisse zweier Gestalten erkannten, die sich mit leiser Stimme miteinander unterhielten.

Bleich und wie vor Schrecken erstarrt, blieb der junge Mann stehen. „Es ist ihre Stimme,“ hauchte er.

„Leise,“ flüsterte der Baron ihn unterstützend. „Gehen wir der Sache auf den Grund. Ich unterscheide auch eine männliche Stimme, ohne jedoch ihre Worte verstehen zu können, schleichen wir uns noch näher heran.“ Er vermochte es nicht, ein spöttisches Grinsen zu unterdrücken.

Sich niederduckend, krochen sie langsam und vorsichtig näher.

„Bis hierher,“ flüsterte der Baron, „nicht weiter. Ach, ich erkenne die männliche Stimme, es ist die Henry de Livry, einer unserer gefährlichsten Don Juans.“

„Sie ist es, sie ist es,“ seufzte Adhémar tief erschüttert.

„Stille doch, wir müssen sie belauschen,“ flüsterte der Baron in befehlendem Tone, sich platt auf den Boden ausstreckend und Adhémar mit festem Griffe zwingend, seinem Beispiele zu folgen.

„Henry,“ murmelte die weibliche Stimme, die einen weichen musikalischen Klang hatte. „Warum bist du schon wieder hier. Ich hatte dich doch so sehr gebeten, für das erste nicht zu mir zu kommen.“

„Luise, vergib mir. Ich liebe dich so sehr. Ich glaubte einen Abend, nur diesen einen Abend noch —“

„Aber ich fühle es, daß ich häßlich werde und ich will nicht, daß du mich so sehen sollst —“

„Häßlich! Du meine Geliebte! Aber du bist schöner, wie du jemals gewesen bist. Wenn du auch ganz gewiß noch nicht so vollendet schön bist, wie du es später sein wirst, so bist du doch auch heute bereits sehr schön. Schon nimmt deine Haut interessante Verwesungstöne an, deine Augen sinken immer tiefer, dein goldenes Haar — —“

„Ach, bald werde ich es nicht mehr haben — es fällt schon aus.“

„Und dann wirst du mir noch schöner und reizvoller erscheinen. Mein süßes Lieb, seit jenem ersten Abend, wo ich dich zuerst an diesem poetischen und verschwiegenen Orte gesehen, gehört dir mein Herz, und seit jener Stunde beobachte ich mit größtem Interesse das Voranschreiten deiner Transformation auf deinem süßen Gesicht. Das, was ich in dir liebe, sind nicht jene sinnlichen Reize, die das Herz der Lebenden berühren und die ja nun, gottlob, verblichen sind. Es ist vielmehr die Verheißung einer höheren Schönheit, die ich in dir sich entwickeln, knospen und erblühen sehe und die sich bald in elegantester Form und Reinheit und in idealer Vollkommenheit offenbaren wird. Unter diesem Fleische, das ich hasse, weil sein Dasein die Stunde unserer Vereinigung verzögert und auch weil ein Lebender dich darin geliebt — unter diesem Fleische, das aufhört, ein Teil deines Ichs zu sein und das du abwerfen wirst wie einen Mantel, der dir zu schwer geworden, erkenne ich dein wirkliches Wesen, das rein und anbetungswürdig und unzerstörbar, wie unsere Liebe ist.“

„Bist du dessen auch ganz sicher, Henry? Ach, mir ist alles noch so neu und überraschend.“

„Es sind die letzten Erinnerungen an die Irrtümer des

Lebens, die immer noch nicht ganz in dir verblaßt sind und die dich beunruhigen. Sieh mich an, meine Geliebte, bin ich nicht so, wie auch du sein wirst, und — liebst du mich nicht, so wie ich bin?"

„Oh, gewiß.“

„Würdest du mich mehr lieben, wenn ich Haut, Haare und die ganze drückende Last eines Körpers auf mir trüge, die immer schwerer wird, je länger man sich mit ihr herumschleppt?"

„Nein, nein, Henry. Jetzt verstehe ich dich. Aber was willst du? Ich bin ja kaum in die Übergangszeit getreten. Ich bin beinahe noch eine Lebende.“

„Ja, das ist wahr. Ach, wie lange wird mir die Zeit des Wartens werden.“

„Ach, Henry, sage mir, wie lange es dauern wird?"

„Oh, das hängt von den Umständen ab. Man kann es vorher nicht so genau bestimmen.“

„Ich werde mich beeilen zu — — — Aber sage mir, tut es wirklich nicht sehr weh?"

„Weh? nein, gar nicht. Man langweilt sich, das ist alles, aber man interessiert sich für die Arbeit unserer kleinen Befreier und — — —“

„Ach, wenn ich sie doch bitten könnte, sich recht zu beeilen. So lange soll ich dich nicht sehen!"

„Du wirst aber an mich denken?"

„Ich werde immer nur an dich denken. Der Gedanke an deine Liebe wird mich keinen Augenblick verlassen.“

„Mein Gott, wenn doch die glückselige Stunde schon erscheinen wollte, wo ich frei, schön und dir ebenbürtig aus dem Grabe hervorgehen und mich in deine Arme werfen könnte. Aber wirst auch du mir treu bleiben und mich nicht um einer andern willen verlassen? Ich werde ganz allein in meinem Sarge eingeschlossen in der Erde ruhen — während du — — —“

„Aber Lieb, mein Lieb!"

„Henry! Geh nun, es ist spät, meine Großmutter könnte zurückkommen.“

„Nein, Geliebte, du weißt recht gut, daß sie in der Kapelle ist und daß sie bis zum Morgen dort bleibt.“

„Ja, aber ich möchte mich so schnell wie möglich in meine Zurückgezogenheit begeben. Es drängt mich, ohne Aufschub mich i h n e n zu übergeben, deren Werk mich dir ähnlich machen soll.“

„Sie ergreifen schon Besitz von uns, ehe wir beerdigt sind, und sobald wir hier sind, gehören wir ihnen ganz und ihre Arbeit beginnt.“

„O mein Gott, Henry. Geh, geh nun. Ich will nicht vor dir — —“

„Nur noch ein Wort, Luise. Ist es ganz gewiß, daß du diesen jungen Mann, den Lebenden, deinen früheren Verlobten nicht mehr liebst? Denkst du wirklich nicht mehr an ihn?“

„Henry, ich habe dir doch schon gesagt —“

„Aber ich muß es noch einmal hören. Besonders jetzt, wo uns eine so lange Trennung bevorsteht. Ich bin eifersüchtig, o nicht auf die Küsse, die er dir gegeben — dein Fleisch — das bist nicht du — aber ich bin eifersüchtig auf deine Liebe, auf deine Gedanken . . . Du liebst ihn ganz gewiß nicht mehr, nicht wahr? Diese häßliche schwerfällige menschliche Larve ist dir doch vollständig gleichgültig geworden?“

„Ja. Ich schwöre es dir, daß, seit ich dich gesehen, mir schon die Erinnerung an seine grobe materielle Gestalt widerwärtig geworden ist.“

„Ach, Luise, wenn er es nicht doch eines Tages versuchen wird, dich mir streitig zu machen?“

„Aber woran denkst du, du bist ja wirklich ganz nârrisch! Er ist ein starker kräftiger Mann, der sich einer vorzüglichen Gesundheit erfreut. Er wird bald genug Ersatz für mich suchen und finden, er wird eine seinesgleichen lieben und mit ihr das

schmutzige Dasein der Lebenden fortführen. Möge er recht alt werden und niemals hierhin kommen, das ist alles, was ich ihm wünsche.“

„Ist das auch ganz, ganz gewiß wahr, Luise? Wünschst du wirklich nicht, ihn wiederzusehen? Würde es nicht vielleicht doch Einfluß auf deine Gefühle für mich haben, wenn er stürbe und hierher käme?“

„Ach Gott, nein. Kann ich doch kaum sagen, daß ich ihn überhaupt geliebt habe, denn zu jener Zeit war ich doch nur ein törichtes lebendiges kleines Mädchen — dich aber, Henry — dich liebe ich wirklich, ich liebe dich tief und innig mit der Liebe einer Frau und einer Toten.“

„Luise, ich bete dich an.“

Ihre Stimmen senkten sich noch mehr und ihr Gespräch nahm den zärtlich girrenden Laut verliebter Turteltauben an und wurde hier und da von einem Kusse unterbrochen.

Das war zuviel für den armen Adhémar, mit einem tiefen Seufzer sank er ohnmächtig gegen das Schlüsselbein des Barons.

„Sapristi,“ brummte dieser: „Nun ist ihm schon wieder schlecht geworden. Es ist begreiflich, daß dieser Schlag den armen Jungen sehr schwer getroffen hat.“

Er umfaßte ihn sanft, schüttelte ihn etwas, schlug leicht auf seine Hände und nahm dann den Unglücklichen auf seine Arme und trug ihn mit einer Kraft, die man einem so mageren Wesen nicht zugetraut haben würde, von der Stelle, wo er den grausamen Verrat der Geliebten erfahren hatte.

„Mein Gott, mein Gott, diese Elende,“ seufzte Adhémar, als er langsam zum Bewußtsein erwachte.

„Nicht wahr, so etwas erinnert an das Leben,“ sagte der Baron mit bitterem Lächeln und ganz vergessend, daß sein Begleiter wirklich noch dem Leben angehört. „Aber Sie dürfen solchen Dingen wirklich nicht zu viel Wichtigkeit beilegen,

mein Freund. Sassen Sie Mut. Der Schlag ist ja ein schwerer, aber tragen Sie ihn wie ein Mann.“

„Mein Gott, mein Gott,“ seufzte Adhémar, „wie furchtbar ist dies alles. Und ihre Großmutter läuft in die Kapelle, anstatt sie zu überwachen. Mein Gott, mein Gott, ich ersticke.“

Und sich auf eine am Eingang der Allee befindliche mit Moos überdeckte alte Grabplatte niederwerfend, brach er in krampfhaftes Weinen aus.

„Weine, weine nur, armer Junge,“ murmelte das Skelett in sich herein, „Tränen werden deinem armen Kinderherzen, das durch die Grausamkeit einer Frau gebrochen ist, Erleichterung verschaffen. Ach, es ist lange her, seit ich wahre Tränen vergießen sah. Wenn sehr lange schlechtes Wetter ist, schwigen wir ja eine flebrige Seuchtigkeit aus — aber das ist doch nicht dasselbe. Sein Weinen erscheint mir sehr rührend, obgleich es ja dabei wirklich ein wenig lächerlich ist.“

Adhémar weinte sehr lange.

Der Baron blieb bei ihm. Er setzte sich ganz ruhig zu ihm hin, ohne ein Wort mit ihm zu reden, bis er bemerkte, daß sein Begleiter sich allmählich zu beruhigen anfing. Dann erst erhob er sich und zwang Adhémar mit sanfter Festigkeit, ebenfalls aufzustehen und seinen Worten Gehör zu schenken.

„Mein Freund,“ sagte er zu ihm, „es ist zum ersten Male, daß Sie von einem ungeheuern Schmerz heimgesucht worden sind, es ist daher nur natürlich, daß Sie das Bedürfnis empfanden, sich auszuweinen. Ich respektiere Ihren Schmerz. Aber nun raffen Sie sich auch auf und geben Sie sich nicht wie ein energieloses Kind Ihrem Schmerze hin. Machen Sie sich Ihre Lage klar und finden Sie sich mit dem Unvermeidlichen ab. Dieses junge Mädchen liebt Sie nicht mehr, und ich möchte sogar behaupten, daß sie Sie überhaupt niemals wirklich geliebt hat, selbst als sie noch unter den Lebenden wandelte. Übrigens hat sie selbst das ja auch ganz offen eingestanden.“

„Mein Gott,“ seufzte Adhémar.

„Nein, wirklich,“ fuhr der Baron energisch fort, „mit Tatsachen muß man sich abzufinden wissen, und es wäre töricht, wenn Sie sich noch Illusionen hingeben wollten. Wir wollen ohne Zögern diesen öden und unbehaglichen Ort verlassen. Ich denke, wir unternehmen zunächst mal einen kleinen Spaziergang, damit Sie Zeit haben, sich zu sammeln, und dann werde ich Sie mit zu der Gräfin von Talf nehmen.“

„Auf ein Fest? Nein, nie wieder,“ sagte Adhémar.

„Doch, das müssen Sie schon mir zu Gefallen tun,“ sagte der Baron, „es wird Sie auf andere Gedanken bringen, und Sie werden sehr bald das seelische Gleichgewicht zurücklangen. Lassen Sie sich außerdem von mir sagen, daß ich Sie für einen echten Edelmann halte und daß das Interesse, das ich für Sie empfinde, so lebhaft ist, daß ich mich glücklich schätzen würde, Sie als Freund zu gewinnen.“

„Ich liebe Sie ebenfalls sehr, und ich will alles tun, was Sie von mir verlangen,“ seufzte Adhémar matt, die Handknochen des guten Skelettes drückend.

„Nun denn, keine Klagen mehr,“ sagte der Baron. Seien Sie traurig — aber zeigen Sie es nicht — — Und dann, zum Teufel, wenn man in Ihrem Alter eine Frau verliert, gewinnt man zehn andere dafür.“

„O nein, nein,“ protestierte Adhémar, „ich hasse die Frauen jetzt —“

„Das meinen Sie nur, weil Sie sie zu sehr lieben,“ sagte der Baron, „oder vielmehr, weil Sie nur eine einzige lieben. Lieben Sie mehrere auf einmal, dann werden Sie anders sprechen lernen. Aber brechen wir auf. Wir wollen den Weg über den großen Markt nehmen, weil der wirklich einen sehr interessanten Anblick gewährt, dann wollen wir ganz um den Friedhof herumgehen, in unser Quartier zurückkehren und

zu der lieben Gräfin gehen. Wir werden gerade zu der Zeit ankommen, wo die Festesfreude ihren Höhepunkt erreicht hat.“

Sie machten sich auf den Weg. Der Baron piff einen muntern Trauermarsch und machte hier und da eine geistreiche Bemerkung, warf ein Wortspiel oder einen Witz hin, um seinen Gefährten zu erheitern, der gesenkten Hauptes und in gebeugter Haltung neben ihm herschritt.

Bei einer Wendung des Weges kamen sie wieder in die Nähe der Umfassungsmauer und sahen dort auf einem ziemlich verlassenen Platze mehrere Skelette, die ernst miteinander zu beraten schienen, während etwas von der Gruppe und voneinander getrennt zwei andere mit beinahe fieberhafter Ungeduld das Resultat der Konferenz erwarteten. Ein anderer maß die Distanz des Bodens aus. Auf der Erde lagen einige lange harte, sorgsam mit grüner Serge umhüllte Gegenstände.

„Sehen Sie,“ sagte der Baron leise, „hier wird ein Duell vorbereitet. Der eine dieser Herren, der große linksstehende, mit dem gestickten Leichentuche, ist von seinem Gegner des falschen Spieles angeklagt worden. Er hat beim Bakkarat die Bank gehalten und mit großem Glück gespielt — mit etwas zu viel Glück — wie es scheint. Er gehört übrigens zu jener berüchtigten Sorte brasilianischer Hochstabler, die als Lebemänner auftreten, denen man aber von Rechts wegen in einen so feinen Klub wie den der ‚Wurzeln‘ überhaupt gar keinen Eintritt gewähren sollte. Sein Gegner hat ein paar fatale Jugendstreiche begangen und ist nicht viel mehr wert als der andere. Das Duell wird ein sehr ernstes werden, denn sie haben sich vor Zeugen ordentlich gerauft, und niemand ist eifersüchtiger auf seine Ehre, als wer keine zu verlieren hat. Aber gehen wir rasch weiter. Ich sehe Reporter, Zeugen und Photographen kommen, und ich möchte nicht gerne hier gesehen werden, weil ich es abgeschlagen habe, Zeuge zu sein. Es ist eine häßliche

Affäre, aus der ein wirklicher Edelmann sich am liebsten heraushält.“

„Mit was für Waffen schlagen sie sich?“ frug Adhémar, dessen Gedanken weit abzuirren schienen. „Mit der Latte,“ antwortete der Baron, ihn mit sich ziehend. „Aber jetzt bitte ich Sie nochmals allen Ernstes, mein Lieber, eine Kraftanstrengung zu machen und Ihre Traurigkeit abzuschütteln. Sie versenken sich immer mehr hinein. Es ist ja allerdings wahr, daß dies alles noch sehr neu für Sie ist, und daß, ehe Sie Ihre Geliebte wieder gesehen oder vielmehr reden gehört haben, Sie nur mit Ihrem Herzen litten, während jetzt auch Ihre Eigenliebe angegriffen worden ist.“

„Sie haben vielleicht recht,“ antwortete Adhémar. „Gewiß ist, daß ich meinen Schmerz jedenfalls intensiver empfinde wie vorher. Bisher habe ich ohne jeden bitteren Hintergedanken meine verlorene Liebe und dieses angebetete Mädchen beweint, das ich für so treu, so rein und aufrichtig hielt. Aber jetzt ist mein Leid ein viel tieferes geworden, es ist, als ob ein tödliches Gift in die Wunde meines Herzens geträufelt worden sei. Nicht genug damit, daß mir die Geliebte entrissen wurde, mußte ich sie nun in den Armen eines andern sehen; ich weiß jetzt, daß sie mich nie wirklich geliebt hat, und die Scham, die Verachtung und Bitterkeit, die ich empfinde, erfüllen mich mit namenlosem Schmerz.“

„Das ist zwar alles richtig,“ bemerkte der Baron, „indessen vergessen Sie nicht, daß Sie bisher geglaubt, ein Ausnahmewesen verloren zu haben, ein Ihnen wirklich, aufrichtig und treu ergebenes Mädchen, während Sie sich nun davon überzeugt haben, daß die Seele Ihrer Geliebten stets die einer Koketten, launenhaften und käuflichen Frau gewesen ist, die Ihres Herzeleides lacht und die ihrer Gelübde spottet. Verurteilen wir sie jedoch nicht allzu hart. Sie war zu der Zeit, als Sie sie kennen lernten, wirklich noch sehr jung und uner-

fahren, und vielleicht ist ihr in Henry de Livry wirklich der für sie prädestinierte Liebhaber erschienen.“

„Ach,“ rief der junge Mann, „ich hätte mir, als ich ihren Tod erfuhr, sofort auch das Leben nehmen und ihr nachfolgen sollen, dann wären wir gleichzeitig hierhergekommen. Unser Läuterungsprozeß wäre zur selben Zeit vollendet gewesen . . . und sie würde mir treu geblieben sein — es ist alles nur meine eigene Schuld.“

„Zweifellos,“ meinte der Baron lächelnd. „Sie scheinen mir auch der Art wahrer Liebenden anzugehören, die sich eher selbst anklagen und alle Schuld auf sich nehmen, ehe sie das Unrecht ihrer Schönen eingestehen würden. Aber vergessen Sie dies alles, es ist wirklich Zeit dazu. Sie können das, was Sie eben gehört, doch unmöglich aus Ihrem Gedächtnis austilgen, und es ist nur zu gewiß, daß sie ihre Liebe einem andern geschenkt hat. Suchen Sie Ihre Gedanken von dieser traurigen Episode abzulenken. Schicken Sie sich in das Unvermeidliche — seien Sie ein Mann.“

„Sie haben recht,“ sagte Adhémar. „Entschuldigen Sie meine Schwäche, ich werde sie zu beherrschen versuchen. Ich bin wirklich glücklich, daß ich in all meinem Elend einen Freund gefunden habe, wie Sie es mir sind.“

„Sehr gut, so höre ich Sie gern sprechen. Nun kommen Sie mit mir, wir wollen uns zu zerstreuen suchen.“

„Ja,“ sagte Adhémar, der sich gewaltsam zu fassen suchte, „wir wollen uns zerstreuen. Aber bitte, erklären Sie mir, was Sie vorhin damit meinten, als Sie sagten, Sie hätten Reporter gesehen? Gibt es denn hier so etwas wie Zeitungen?“

„Ei freilich,“ antwortete der Baron. „Wir haben sogar drei Zeitungen, natürlich vertritt jede von ihnen eine andere Richtung. Die einzelnen Nummern werden mit Kreide auf Schiefertafeln geschrieben. Wir haben, um von unten anzufangen, da zunächst das Organ der Plebejer, ein wahres

Schandblatt, das pretentiös und gallig, unter dem Vorwande, Mißbräuche enthüllen zu wollen, ein schamloses Erpressungssystem verfolgt. Es hat sich den albernen Namen ‚Leichenwagen der Armen‘ zugelegt, und es gefällt sich darin, den Ruf der bedeutendsten Toten mit Kot zu beschmugen. Der Herausgeber dieses Blattes ist eine ganz minderwertige Persönlichkeit, die mit ‚der magere Tod‘ unterzeichnet. Es ist dies ein in besseren Kreisen allgemein verachteter Renegat, der das Volk durch die törichtsten Vorspiegelungen aufzuwiegeln versteht und abends vor den gemeinsamen Gräbern steht und große Reden schwingt, in denen er dazu auffordert, sich in Massen zusammenzurotten und gegen uns zu marschieren, um ihr Totenrecht von uns zurückzufordern. Bah!

„Eine diesem Blatte gerade entgegengesetzte Richtung vertritt der ‚Anzeiger der weißen Knochen‘. Es ist das zweifellos eine durchaus anständige, aber leider auch eine unerträglich langweilige Zeitung. Eigentlich lesen sie nur die Stockkonservativen. Sie wird von einer Art historischer Ruine geleitet, die der alten Mode angehört und die langweiligsten Geschichten breittritt, um seinen Abonnenten, die aus Stiftsfräuleins und Pfarrern bestehen, die hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind, zu gefallen.

Dann kommt noch das ‚Echo der Mitternacht‘, es ist dies die einzige lesbare und anständig redigierte Zeitung, die die Ereignisse, Feste und Neuigkeiten der Nacht, sowie die Namen der bemerkenswerten Neuangekommenen mitteilt. In ihrem Beiblatt ‚Der Tod für alle‘ veröffentlicht sie auch Chroniken, die von den bedeutendsten literarischen und politischen Berühmtheiten, die wir hier haben, unterzeichnet sind und die sich eine Ehre daraus machen, Mitarbeiter dieses Blattes zu sein. Diese Zeitung ist wirklich sehr interessant, und ihr Direktor, mit dem ich befreundet bin, ist ein feiner Kopf, der wirklich viel von Kunst und Wissenschaften versteht. Er

denkt daran, ein Theater zu gründen und das große öffentliche Mausoleum, das den Verschwundenen gewidmet ist, dazu einzurichten, aber dazu müßte er Unterstützung haben; wir haben ja natürlich eine ganze Reihe der größten Künstler in unsrer Mitte, die wirklich alle bereit wären, ihre Kraft der guten Sache zu widmen, trotz der Eifersucht, die sie einer auf den andern selbst jetzt noch empfinden.“

Der Baron unterbrach sich, denn man hatte die kleinen geschützten Alleen verlassen, in denen es sich so gut plaudern läßt und war in einen der Hauptwege gekommen, wo reger Verkehr herrschte.

„Mischen wir uns darunter“, sagte der Baron, „und beobachten Sie alles, soviel wie möglich. Es herrscht heute nacht hier wirklich ein ungewöhnliches Leben.“

Die meisten der Kaufleute, die Sie hier sehen, sind Juden. Ihr Friedhof liegt hinten an der Nordseite. Ich kann Ihnen versichern, daß sie es verstehen, die merkantilen Traditionen ihrer Rasse intakt zu bewahren. Da kommt uns gleich ein richtiger Vertreter dieser Sorte entgegen, sehen Sie nur dies alte, in ein schmutziges Leichentuch gehüllte Skelett, das mit einem Wadenbein den trockenen Schmutz von seinen Fußknöcheln schabt, das ist einer der größten Kapitalisten, die hier sind. Er hat sich ein bedeutendes Vermögen dadurch zu erwerben gewußt, daß er Metallstücke verkaufte, die er selbst zurecht hämmerte. Es war nämlich vor einigen Jahren hier Mode, sich in dieser Weise die untere Kinnlade zu verstärken. Es war dies eine wahre Leidenschaft geworden. Man verwendete, je nach den Vermögensverhältnissen, Gold, Silber oder Blei dazu. Die untern Klassen, die sich immer eine Ehre daraus machen, die Lächerlichkeiten der Vornehmen nachzuahmen, verwendeten mit besonderer Vorliebe die Deckel von Sardinienbüchsen zu diesem Zwecke. Diese Mode ging vorüber

wie alle Moden, indessen haben sich viele Kaufleute dadurch bereichert.“

Adhémar horchte diesen Erklärungen, während er und sein Begleiter langsam durch die dichte sie umwogende Menge schritten. Zu beiden Seiten der Allee befanden sich Buden, hinter denen die Händler in hockender Stellung saßen, die ihre Waren in lebhaftester Weise anpriesen und über den Preis der kleinsten Gegenstände in aufgeregter Weise hin- und herstritten. Die zum Kaufe angebotenen Waren waren mit ein paar sehr seltenen Ausnahmen sehr wenig anziehend und würden von den Bewohnern der lebenden Welt für kaum mehr als armselige Überreste angesehen werden, die man in die Katafomben oder in die Kloaken wirft. Indessen schien der Handel damit ein sehr reger zu sein.

Adhémar stellte mit Bedauern fest, daß die Geschäfte durchaus nicht immer in ehrlicher Weise abgeschlossen wurden. Er bemerkte, wie ein Skelett, das etwas angetrunken zu sein schien und von einem zweideutigen Mädchen begleitet wurde, auf das abscheulichste von einem jungen Händler mit Knochen betrogen wurde. Dieser Halunke stibizte nämlich dem andern geschickt das eigene Schlüsselbein und verkaufte es ihm dann zu einem ganz enormen Preise; dieser abscheuliche Handel vollzog sich offenbar im Einverständnis mit dem Mädchen, denn es versicherte seinem angetrunkenen Begleiter, daß es ihn unmöglich lieben könne, so lange sein Skelett unvollkommen sei. Adhémar war so empört darüber, daß er im Begriff war, dazwischen zu treten, aber der Baron hielt ihn davon zurück.

„Hüten Sie sich wohl, sich in die Angelegenheiten anderer zu mischen, was es auch immer sein möge,“ sagte er zu ihm. „Sie befinden sich unter der Nase der Bevölkerung, die Ihnen in solchem Falle sehr übel mitspielen könnte. Die Klugheit fordert hier, nur ruhig zu beobachten, und es ist sogar sehr

empfehlenswert, nicht zu lange zu bleiben, sondern uns bald zurückzuziehen. Wir sind ein wenig spät gekommen. Zu dieser Stunde wird die Kanaille übermütig, und die Prostitution macht sich ohne Scheu breit und triumphiert über alle guten Sitten. Gehen wir also. Ich wollte Ihnen eigentlich noch ein reizendes Kind zeigen, das man gewöhnlich hier findet und das Irrlichter und Leuchtkäferchen feilhält, die die Damen gern kaufen, um sie als Schmuck zu verwenden. Aber ihr Stand ist schon leer, ich werde sie Ihnen ein anderes Mal zeigen.“

Während sie sich zurückzogen, hatten sie sich der Zudringlichkeiten einiger Getären niedrigster Art und der beleidigenden Ansprache einiger sehr verdächtig aussehender Skelette zu erwehren. Adhémar wurde dabei ziemlich unbehaglich zumute, obwohl die würdige, feste Haltung des Barons dem zweideutigen Gesindel zu imponieren schien, atmete er erleichtert auf, als er sich wieder mit seinem Begleiter in einer ruhigen Allee befand.

„Diese Kanaille,“ sagte der Baron. „Es war die höchste Zeit, daß wir uns davon machten. So fangen die Keilereien an. Aber nun wollen wir zu der Gräfin gehen, ihr Luxus und ihre vornehme Grazie werden uns nach diesem unwürdigen Schauspiel doppelt anmutig erscheinen.“

Ohne sich weiter zu unterhalten, eilten sie an den Reihen der geschlossenen Kapellen und Erbbegräbnisse vorbei. Der Nebel, der sich stark verdichtet hatte und den Blick beengte, umgab sie mit feuchtem Dunste.

Oh, da ist ja ein Mensch,“ rief plötzlich Adhémar und deutete auf eine fleischliche Erscheinung, die in diesem Augenblick aus einer Kapelle trat.

„Sollte das ein Spion sein,“ sagte Herr La Rose beunruhigt und trat schnell näher. „Aber nein,“ fügte er dann

hinzu, „den Fenne ich ja! Er ist bereits einer der Unfern. Aber was macht er da?“

„Was ich hier mache,“ antwortete mit zorniger Stimme der Betreffende, in dem Adhémar bei näherem Anschauen nun ganz deutlich einen Toten erkannte, der den Übergangsprozeß noch nicht ganz durchgemacht und noch mit seinem Fleische bekleidet war, das jedoch schon Spuren des Verfalles trug. „Was ich hier mache? Ich denke, daß das Sie keinesfalls etwas angeht, was?“

„Mein Herr,“ sagte der Baron, sich stolz aufrichtend.

„Ach, Sie sind es, Baron, verzeihen Sie,“ sagte der Tote, sofort ruhiger werdend. „Dieser verdammte Nebel! Ich habe Sie wirklich gar nicht erkannt. Außerdem bin ich in gereizter Stimmung. Seit einer Stunde schon arbeite ich daran, meine Kapelle von dem scheußlichen Gräberschmuck zu reinigen, den meine Frau alle Jahre an gewissen Erinnerungstagen hierhin schafft. Nicht genug damit, daß sie mich vergiftet hat.“

„Vergiftet,“ rief Adhémar erschrocken und ohne der ihm von dem Baron applizierten warnenden Rippenstöße zu achten. „Ihre Frau hat Sie vergiftet?“

Der Tote warf ihm einen Seitenblick zu.

„Ganz gewiß,“ sagte er trocken. „Sie hat mich vergiftet, um meinen besten Freund heiraten zu können. So etwas kommt öfters vor. Außerdem mache ich mir nichts daraus. Ich hätte es aber natürlich viel lieber gehabt, wenn sie nicht dieses elende Arsenik verwendet hätte, denn das hält den Zerstörungsprozeß jahrelang auf und konserviert das Fleisch — ich kann mich deshalb immer noch nicht mit Anstand in der Welt sehen lassen. Indessen selbst darüber würde ich fortkommen, da ich niemals viel auf Äußerlichkeiten gegeben habe. Nein, was mich anfeilt, das sind diese Kränze, die sie mir hartnäckig alle Jahre schickt, ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Wenn es noch zum wenigsten künstlerisch arrangierte Dinge wären,

hübsche Gewinde aus natürlichen Blumen und mit Seidenbändern! Aber sehen Sie einmal hierher! Betrachten Sie sich diese billigen Schweinereien aus Eisendraht und Glasperlen. Und jedes Jahr ist es dasselbe! Sie beauftragt meinen früheren Kammerdiener Franz, der ein dem Trunke ergebener alter Spitzbube ist, damit meine Kapelle zu schmücken, der kauft dann dieses Schundzeug, das er nach seinem Geschmack aussucht und schluchzend bei mir aufhängt; er ist dabei regelmäßig so betrunken, daß er kaum stehen kann. Eine verfluchte Geschichte.“

„Beruhigen Sie sich doch,“ sagte der Baron. „Sie drücken sich wirklich etwas zu stark aus. Es wäre viel besser, wenn Sie sich etwas mehr zerstreuen wollten, anstatt sich so hartnäckig einzuschließen. Gehen Sie aus, besuchen Sie Gesellschaften! Das wird Sie auf andere Gedanken bringen.“

„Bah! Mit dem Aussehen, das ich habe, ausgehen! Nein, danke. Ich gleiche einer verdorbenen Mumie. Ich möchte mich so doch lieber nicht zeigen. Außerdem machen mir in meinem Alter diese Festlichkeiten kein richtiges Vergnügen mehr. Ich ziehe es vor zu schlafen oder ruhig zu liegen und zu lesen. Ich würde auch heute nicht aufgestanden sein, wenn es nicht wegen dieser geschmacklosen Dinge wäre, deren ich mich auf jeden Fall so rasch wie möglich entledigen wollte. Wie könnte ich behaglich ruhen, wenn solches Zeug an meinem Gitter hängt!“

Und er schleuderte mit einem Fußtritt einen Perlenfranz zwanzig Meter weit von sich.

Die beiden Freunde verabschiedeten sich und setzten ihren Weg fort.

„Sie müssen wissen, daß seine Frau ihn überhaupt niemals vergiftet hat,“ sagte der Baron, als sie außer Hörweite gelangt waren. „Einer seiner Vettern hat mir die ganze Geschichte erzählt. Seine arme Frau hat in den zehn Jahren ihrer Ehe ein

wahres Martyrertum erlitten, denn ihr Mann war nicht nur ein Misanthrop schlimmster Art, sondern auch dem Alkohol ergeben. Er hat ferner sehr viel Arsenik gebraucht, was ihn erhielt, aber gestorben ist er ganz einfach an irgendeiner Krankheit. Seine Frau hat sich dann später wieder verheiratet und sie ist in ihrer zweiten Ehe glücklicher geworden, was ihr wirklich sehr zu gönnen ist.

Ich möchte der armen Dame aber nicht wünschen, jemals hierhin zu kommen, denn dann würde er gleich wieder anfangen, sie zu quälen und er würde ihr immer diese phantastische Ermordungsgeschichte vorhalten, die er frei erfunden, aber so oft erzählt hat, daß ich wirklich glaube, er hält sie jetzt selbst für wahr. Das würde kein angenehmer Tod für die arme Dame sein. Aber da wären wir wieder in dem aristokratischen Viertel angelangt. Wie angenehm, wieder zu Hause in der gewohnten feinen Umgebung zu sein! Wollen Sie mir die Ehre erweisen, wenn wir von dem Besuche bei der Gräfin zurückkehren, unter meinem bescheidenen Dache einzukehren?"

„Nun, da sind Sie ja,“ sagte plötzlich eine fröhliche Stimme.

Sie wandten sich und erkannten das große Skelett, das ihnen zu Anfang des Abends begegnet war. Ein Toter, der kaum vor wenig Tagen das Leben verlassen haben konnte und von einem schönen, ganz neuen Leichentuche umhüllt war, schritt neben ihm, machte jedoch einen sehr verstörten Eindruck.

„Mein Vetter zweiten Gliedes,“ sagte das große Skelett ihn vorstellend. „Er ist erst seit ganz kurzer Zeit hier und dies ist sein erster Ausgang. Ich habe ihn gerade zu einem Spaziergang abgeholt, er ist aber noch ganz verschlafen.“

Udhémar interessierte sich sofort für diesen Vetter, der ihm relativ ziemlich ähnlich war, abgesehen von dem kleinen Unterschied, daß jener bereits den Toten zugeählt werden mußte.

„Nun, sind Sie sehr schläfrig,“ fragte er ihn, nur um etwas zu sagen.

„Ja, ja,“ murmelte der Vetter. „Es tut so gut zu schlafen, wie man hier schläft, mein Gott, tut das gut.“

„Nicht wahr,“ bemerkte der Baron, „und besonders nach all den Placereien und Verdrießlichkeiten, die unvermeidlich mit dem Sterben und Begrabenwerden verbunden und die ebenso ermüdend, wie langweilig sind.“

„Haben Sie viel dabei gelitten? Ist die Sache in sich Ihnen sehr peinlich erschienen,“ fragte mit brennender Neugierde Adhémar.

„Aber stille doch, mein Lieber,“ flüsterte der Baron ihm mit einem kleinen Rippenstoße zu, „so etwas fragt man doch nicht! Sie werden sich verraten.“

„Ja, ich erinnere mich all dessen nicht mehr so genau,“ stotterte der Vetter, den diese Fragen sehr unangenehm berührt zu haben schienen. „Meine Tochter weinte so viel! — Ich habe sie ganz allein zurückgelassen, und das war es, was mich so quälte.“

„Vorwärts, vorwärts, die Gräfin wird glauben, daß wir nicht mehr kommen werden.“

Das große Skelett, das offenbar die Unterhaltung abbrechen wollte, trieb zur Eile.

„Wir haben uns sehr verspätet,“ fügte er hinzu, „ich bin aufgehalten worden. Die Gräfin ist eine reizende Dame, auf Ehre, ganz reizend von unvergleichlicher Grazie und Anmut.“

Sie waren nun schnell am Ziele. Das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht. Das Monument der Gräfin war mit großer Eleganz und vollkommenem Geschmack hergerichtet, die darunterliegenden Gewölbe sehr geräumig und durch ein mildes phosphoreszierendes Licht erhellt.

Die Herrin des Hauses empfing die Ankommenden mit größter Liebenswürdigkeit. Ihr großes seidenes Leichentuch, das leicht defolletiert die Perlen einer Halskette erkennen ließ, umwallte ihre schlanke Gestalt in tiefen Falten. Sie trug

weiße, bis zu den Ellenbogenknochen reichende Handschuhe und ihr blanker Schädel war mit Chrysanthemen geschmückt. Als sie grazios einen Schritt vortrat, um ihre Gäste zu begrüßen, wurden die zarten, mit Ringen geschmückten Zehnhöfel ihrer Kinderfüßchen sichtbar.

„Ich hatte die Hoffnung, Sie heute hier begrüßen zu dürfen, schon beinahe aufgegeben, Baron,“ sagte sie mit reizender Freundlichkeit und mit ihrem Sächer spielend, während Herr La Rose sich tief vor ihr verneigte und ihre Hand küßte. „Sie und Herr de Saint Sirmin zählen doch zu meinen Getreuen? Aber,“ fügte sie, die beiden Neuangekommenen huldvoll begrüßend hinzu, „die Gegenwart dieser beiden Herren erklärt und entschuldigt Ihre Verspätung.“

„Gnädige Frau, ich bin tief gerührt,“ stammelte Adhémar, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Das große Skelett und sein Vetter, der immer noch ein wenig verträumt und traurig aussah, brachten der Dame des Hauses ebenfalls ihre Huldigung dar und mischten sich dann unter die andern Gäste, deren Zahl zwar keine sehr große war, die aber alle der ersten Gesellschaft angehörten. Adhémar, der sich etwas deplaciert fühlte, isolierte sich bald und blickte, sich an eine Marmorsäule lehrend, träumerisch in das Treiben um ihn.

„Was für ein reizender Junge das ist,“ sagte die Baronin zu dem Baron, der an ihrer Seite geblieben war. „Er ist der Ehre würdig, Ihr Verwandter zu sein, aber warum hat er die abscheuliche Tracht der Lebenden beibehalten?“

„Er dachte nicht daran, daß er das Glück haben könne, Ihnen vorgestellt zu werden, liebe, gnädige Frau,“ antwortete der Baron ein wenig verlegen. „Aber,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu, „lassen Sie mich Ihnen vor allen Dingen sagen, daß ich Sie niemals so berückend schön wie heute gesehen habe.“

„Bah,“ sagte die Gräfin mit feinem Lächeln, „das sagen Sie jedesmal, wenn wir uns begegnen.“

„Zweifellos, und zwar weil es wirklich so ist und Sie immer schöner werden,“ sagte der Baron verliebt und sich tief über sie neigend. „Der Kopfschmuck, den Sie heute abend tragen, kleidet Sie zum Entzücken. Diese schweren großen Blumen über dem polierten Weiß Ihrer Schläfen. Ach Gott, wie verführerisch Sie sind!“

Die Gräfin lächelte wieder, dann sich ihm zuwendend, schob sie mit vielverheißender und zugleich keuscher Bewegung den oberen Teil ihres Leichentuches für einen Augenblick voneinander und der entzückte Baron bemerkte, daß hinter ihren feinen Rippen an der Stelle des Herzens ein Irrlicht flackerte. „Es brennt für Sie,“ sagte sie mit anbetungswürdiger Kofterrie.

„Meine Heißgeliebte, meine Königin,“ murmelte La Rose entzückt.

„Stille, wir könnten belauscht werden. Kümmeren wir uns zunächst um Ihren jungen Verwandten. Ich sehe gerade, daß dieser gräßliche Stiftsamtmann Hilarion sich an ihn heranzumacht, wahrscheinlich ödet er ihn mit seinen langweiligen Geschichten aus der anderen Welt an.“

„Nur noch ein Wort — werde ich das Glück haben, Sie morgen abend bei mir begrüßen zu dürfen?“

„Vielleicht,“ flüsterte die Gräfin zärtlich.

Der Baron bot ihr den Arm und alle beide gingen auf Adhémar zu, den der Stiftsamtmann Hilarion richtig mit Beschlag belegt hatte. Es war ein altes, ziemlich unausstehliches Skelett, das Herr de Saint Sirmin, wahrscheinlich um es los zu werden, dem jungen Mann vorgestellt hatte.

„Ja, mein Herr,“ sagte es mit scharfer Stimme und den jungen Mann am Rockaufschlage festhaltend, „ja, es ist so, ich versichere es Ihnen. Ich habe in einer Zeitung der Leben-

den, die durch einen Zufall bei mir vergessen worden ist, die albernen Ansichten eines ihrer Gelehrten über unsere Neugebaltungen gelesen. Nun, und sollten Sie es für möglich halten, daß dieser hirnverbrannte Esel mit schmutziger Haut einfach behauptet, daß unsere Helfer überhaupt nicht existieren? Daß dies nur eine Legende sei, daß wir einfach in Staub und Asche zerfallen! Welche Albernheit! Welche Vermessenheit und Gotteslästerung! Denkt dieser schamlose Idiot wirklich, daß wir geneigt seien, die Last des Fleisches unbegrenzt lange Zeit mit uns zu schleppen und dadurch den Larven der Lebenden nur zu ähnlich zu sehen! Es entehrt uns, länger wie durchaus nötig, Erinnerungen an die Zeit unseres Lebens zu bewahren. Erinnerungen, die Sie zu einem zurückgezogenen Dasein zwingen und uns für lange Zeit des Vergnügens berauben werden, Sie zu sehen. Sie sollen nicht existieren? Wahrhaftig, das ist empörend! Sie wissen davon zu erzählen. Sie, die sich selbst in diesem Augenblick mit Ihnen beschäftigen."

Adhémar zuckte zusammen. Glücklicherweise trat die Gräfin am Arme des Barons in diesem Augenblicke auf die beiden zu.

"Nun, Herr Stiftsamtmann," sagte die Gräfin de Talp mit leicht spottendem Tone, "weshalb ereifern Sie sich so, was ist denn los?"

"Ich spreche von den Lebenden, Gräfin, dieses verheufelte Gezücht, das über uns, die wir ihnen so sehr überlegen sind, die albernsten Märchen ersinnt und seine infamen Zeitungen bei uns liegen läßt, nur um uns zu beleidigen."

"Aber so etwas ist doch ohne jede Bedeutung," sagte gleichgültig die Gräfin. "Diese armen Lebenden! Vergessen Sie doch nicht, daß wir von ihnen abstammen."

"Leider, ach," seufzte der Stiftsamtmann, "wahrhaftig, es entehrt die Toten, daß sie von den Lebenden abstammen."

„Bah,“ sagte munter die Gräfin, „ich fühle mich dadurch gar nicht entehrt. Ich verleugne meine frühere Existenz keineswegs. Aber wie geht es Ihren reizenden Töchtern, Stiftsamtmann? Ich sehe sie heute abend nicht hier.“

„Mein Gott, Gräfin, die älteste hat zu Hause bleiben müssen, um ihrem Manne Gesellschaft zu leisten, der an einer Erkältung des Rückgrates leidet. Sie hat mich beauftragt, Ihnen viele Grüße zu überbringen und Ihnen zu sagen, wie sehr sie es bedauert, nicht hier erscheinen zu können — aber Adrienne hat mich begleitet, da kommt sie gerade.“

Der Stiftsamtmann deutete auf eine graziöse jungfräulich aussehende Erscheinung, die Adhémair, dessen ästhetische Anschauung bereits eine eigentümliche Wandlung erlitten hatte, ganz reizend fand. Als sie den jungen Mann erblickte, schien es diesem, als ob sie erröthet wäre. Die Gräfin drückte ihr einen zärtlichen Kuß auf die Stirn und die beiden Damen nahmen nebeneinander Platz. Es entspann sich dann eine sehr lebhafte und interessante Unterhaltung. Der Baron war die Seele derselben und er animierte alle durch die Feinheit seiner Bemerkungen und den geistreichen Reiz seiner Entgegnungen. Adhémair hatte sich neben die junge Adrienne gesetzt und er sagte ihr ab und zu ein paar verbindliche Worte. Ohne daß er sich Rechenschaft darüber zu geben wußte, fühlte er sich von einer seltsamen Erregung ergriffen und vermochte keinen Blick von der jungen Dame zu lassen. Obwohl sein Herz die eben erst erfahrene grausame Enttäuschung noch keineswegs überwunden hatte, verfehlten die schüchtern einfachen Antworten des jungfräulichen Kindes und der Wohllaut ihrer Stimme nicht, einen gewissen Eindruck auf ihn zu machen. Adrienne wirkte in ihrer ganzen Lieblichkeit wie eine köstliche Blume, deren frischer balsamischer Duft alle Schmerzen vergessen macht.

Am Schlusse des Abends wurde getanzt, und als Adrienne

die feinen Knöchel ihrer kleinen Hand auf Adhémars Schulter legte, als er unter seinem, sie umschlingenden Arme die zarten Wirbelsknochen ihrer Wespentaille spürte, da bemächtigte sich seiner eine eigentümliche Trunkenheit — er zitterte und fühlte sich von einer leidenschaftlichen Erregung bewegt, die unter den obwaltenden Umständen gewiß sehr seltsam war.

Er vergaß die Welt und alles, was ihn bisher erfüllt und wie er sich dereinst über die schönen Augen seiner ersten Geliebten geneigt, um darin Erfüllung seines Glückstraumes zu suchen, so neigte er sich jetzt über das zitternde verwirrte Kind, das er mit seinem Arme umschlang, und suchte in ihren Augenhöhlen, die ganz erfüllt von jenen geheimnisvoll tiefen Schatten waren, deren Schönheit sich sonst vor den Sterblichen verschließt, Erfüllung eines neuen und schöneren Liebestraumes. Er glaubte in diesen Schatten schon die Gewährung seiner Wünsche lesen zu können und eine unendliche Freude erfüllte sein Herz. Sich ganz der Stimmung des Augenblickes hingebend, murmelte er abgerissen leidenschaftliche Worte, die vielleicht noch feuriger klangen, wie jenes Liebesgeflüster, mit dem er im Lande der Lebenden vor noch nicht allzu langer Zeit jenes junge Mädchen mit dem langen Goldhaar und der seidenweichen Haut zu erobern gewußt, das ihn dann so schnöde verraten hatte und das zu vergessen er auf dem besten Wege war. Seine Schmeichelreden fanden offenbar ein Echo bei dem neuen Gegenstand seiner Flamme, denn Adrienne wagte es kaum, die errötende Stirn zu erheben und zitterte in seinen Armen wie Espenlaub.

Die Gesellschaft neigte sich indessen ihrem Ende zu, der größere Teil der Gäste hatte sich bereits zurückgezogen. Die letzten Erfrischungen wurden umhergereicht.

Auf den Arm ihres Freundes gestützt, hatte die Gräfin mit lächelndem Interesse das junge Paar beobachtet, das jetzt still und nachdenklich nebeneinandersitzend lange zärtliche Blicke

miteinander wechselte. „Sagen Sie mir, Baron,“ bemerkte die Gräfin jetzt, „finden Sie nicht auch, daß es den Anschein hat, als ob Ihr Verwandter sich lebhaft für meine junge Freundin Adrienne interessiere?“

„Aber — aber — das scheint mir doch nicht der Fall zu sein,“ stammelte der Baron, der die Sache ebenfalls bemerkte und ebenso erstaunt wie peinlich berührt davon war.

„Nun, nun, Baron, deshalb brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen,“ erwiderte ein wenig boshaft die Gräfin. „Das ist ganz außer Frage. Außerdem ist es ja auch sehr nett. Daß Ihr Verwandter ein vollendeter Edelmann ist, erkennt man beim ersten Blicke, und was meine kleine Adrienne betrifft, so kennen sie die ja auch und wissen, daß sie der Liebe des ausgezeichnetsten Mannes würdig ist.“

„O gewiß, gewiß.“

„Sie ist ebenso tugendhaft, wie sie schön ist,“ fuhr die Gräfin fort, „und sie hat sich niemals mit den sogenannten Flirtations befaßt, die heute bei den jungen Damen so sehr in Mode sind und die manchmal wirklich etwas zu weit gehen. Herr de Léonce muß unbedingt einen sehr starken Eindruck auf sie gemacht haben, selbst der Stiftsamtmann hat dies bemerkt, obwohl gerade die Eltern in solchen Dingen gewöhnlich sehr blind sind. Nicht wahr, Herr Stiftsamtmann?“

„Frau Gräfin wünschen?“ sagte der Stiftsamtmann, der ein wenig taub war, sich umwendend.

„Scheint es Ihnen nicht auch, als ob Ihre Tochter und dieser neuangekommene feine junge Kavaliere, der ein Verwandter unseres Barons ist, sich sehr gut miteinander verstehen?“

„So, so! Um so besser. Meiner Treu, mich freut das von Herzen. (Der Vater Adriennes, der in Wirklichkeit bis jetzt noch gar nichts gemerkt hatte, schien sehr zufrieden zu sein.) Bis jetzt hat dieses kleine spröde Frauenzimmerchen sich Herren

gegenüber noch niemals entgegenkommend gezeigt, obwohl es ihr keineswegs an Bewerbern gefehlt hat. So oft ich sie gedrängt habe, ihre Wahl zu treffen, hat sie dies doch stets hartnäckig verweigert unter dem Vorwande, daß sie für keinen ihrer Verehrer Liebe empfände, und daß sie unter allen Umständen warten wolle, bis der Mann sich um sie bewerben würde, den sie als den Auserwählten ihres Herzens anzuerkennen bereit wäre. Ich wußte schon gar nicht mehr, was ich mit ihr anfangen sollte. Wenn Herr de Léonce wirklich der Auserkorene ihres Herzens sein sollte, so würde mich dies sehr freuen. Er ist ein Verwandter des Barons, und das ist eine volle Garantie für die Reinheit seiner Familie. Ich erinnere mich sogar, seinen Großonkel, den General, gekannt zu haben. Adrienne de Léonce! — Meiner Treu, das klingt gut, es ist ein nobler Name. Sehr gut, sehr gut! Wissen Sie, es ist stets eine heiße Sache, wenn man seine Tochter standesgemäß verheiraten will.“

„Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse,“ sagte der Baron, den diese Wendung des Abenteuers ernstlich beunruhigte. „Bis jetzt ist nichts entschieden.“

„Bah! Wir wollen sie noch heute abend miteinander verloben,“ und der Stiftsamtmann Silarion rieb vergnügt seine Singerknochen aneinander. „Hier weiß man gute Gelegenheiten zu benutzen und macht voran! Wir sind nicht so einfältig wie diese Lebenden, die ihre kurze Existenz damit verzetteln, über die Möglichkeit eines Glückes zu grübeln, das sie vielleicht niemals erreichen. Wir haben ja die Zeit, warten zu können, aber eben deshalb warten wir nicht.“

Er glaubte mit diesen Worten eine tiefe Wahrheit gesagt zu haben und lachte vergnügt — es klang, als ob eine schlecht geölte Kapellentüre knirschte.

„Vergessen wir jedoch nicht,“ bemerkte die Gräfin, „daß noch längere Zeit darüber vergehen wird, ehe Herr de Léonce

„fertig“ sein kann . . . Indessen stehe ich für Adrienne und die Lauterkeit ihrer Gefühle ein. Diese Krift wird ihrer Liebe keinen Abbruch tun, sie wird im Gegenteil dadurch noch größer werden.“

„Natürlich, das ist ganz gewiß, es wird eine durchaus glückliche Ehe werden,“ sagte stolz der Vater.

Der Baron La Rose wußte nicht mehr, was er sagen sollte. „Gestatten Sie mir, ein paar Worte mit Herrn de Léonce zu sprechen,“ stotterte er.

Er näherte sich dem verliebten Paare, das Gegenstand seiner Sorgen war. Adrienne und Adhémar saßen immer noch dicht beieinander und flüsterten sich Liebesworte und Treueschwüre zu. Herr La Rose sagte dem jungen Mädchen, daß die Gräfin mit ihr zu sprechen wünsche, und schob seinen Arm unter den Adhémar.

„Mein lieber Freund,“ sagte er ziemlich barsch, „sind Sie sich der Tragweite Ihres Handelns wohl klar bewußt?“

„Ich liebe sie,“ antwortete Adhémar, der vor Freude strahlte und im siebenten Himmel zu sein schien.

Der Baron sah ihn ganz verblüfft an.

„Bei meinem Ehrenworte,“ sagte er, „Sie sind bewunderungswürdig! Was, vor kaum zwei Stunden erst haben Sie um Ihrer verlorenen Liebe willen mein Brustbein mit heißen Tränen benetzt, und ich habe mir die größte Mühe gegeben, Sie in Ihrer Verzweiflung zu trösten — — und jetzt — jetzt finde ich Sie lächelnd und trunken vor Freude. Ich gebe mir die Mühe, Sie auf die compromittierenden Folgen der Torheit aufmerksam zu machen, die zu begehen Sie im Begriff sind, und Sie antworten mir: „Ich liebe sie“, und Sie erklären mir das mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob es die selbstverständlichste, normalste Sache der Welt sei.“

„Ich habe die andere niemals geliebt,“ antwortete Adhémar mit der größten Ruhe, „ich habe sie allerdings zu lieben

geglaubt, aber ich erkenne jetzt, daß dies ein Irrtum war. Erinnern Sie mich nicht mehr daran. Ich verbanne jeden Gedanken an jene Zeit für immer aus meinem Gedächtnisse. Es ist Adrienne, die ich an bete. Verstehen Sie mich wohl: ich bete sie an! Sie ist ein Engel, sie bedeutet mir soviel wie die Quelle allen Glücks, ich neige mich vor ihrer göttlichen Reinheit und werde niemals von ihr lassen. Ich bete sie an! Oh, wie schwach und ungenügend ist die Sprache, um auszudrücken, was ich für sie empfinde. Sie können das natürlich nicht begreifen.“

„Natürlich.“

Der Baron schien wütend zu sein.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „die Liebe macht die gescheitesten Leute zu Idioten. Aber sind Sie sich auch klar bewußt, w e n Sie lieben, kleiner Unglücksmensch? Sind Sie sich dessen klar bewußt?“

„Ich liebe Adrienne,“ antwortete Adhémar.

„Das weiß ich. Das haben Sie mir ja schon gesagt. Aber wissen Sie auch, wer und was Adrienne ist — wissen Sie das? Sie ist eine der U n s r i g e n! Eine der U n s r i g e n! Verstehen Sie das wohl. Kommen Sie doch zu Verstand. Sie ist eine der U n s r i g e n! Und Sie, Sie gehören dem Leben an! Sapristi!“

„Aber was macht das, wenn ich Sie liebe,“ antwortete eigensinnig der junge Mann.

„Was das macht? Auf Ehrenwort, er hat den Verstand verloren,“ schrie der Baron beinahe in aufgeregtem Tone. „Es würde ja allerdings gar nichts machen, wenn Sie sie liebten, ohne daß sie es wüßte, und, wenn dies der Fall wäre, würde ich mich auch in keiner Weise deshalb beunruhigen — aber sie scheint ebenfalls in Sie verliebt zu sein, und das ist das Unglück.“

„Ja,“ antwortete stolz Adhémar, „so ist es, sie selbst hat mir dieses süße Geständnis gemacht. Es war ein göttlich schön-

ner Augenblick, als sie es tat, und mein Glück ist nun ein vollkommenes.“

„Aber die Situation, die Situation,“ seufzte der Baron entwaffnet. „Überlegen Sie sich doch die seltsame Lage, in der Sie und auch ich uns befinden. Was sollen wir nur anfangen? Vor allem, wie soll ich mich aus dieser Affäre ziehen, ich, der ich die Torheit begangen habe, Sie hierhin zu bringen! Ich, der ich in jeder Weise für Ihr Auftreten in unsern Kreisen verantwortlich bin.“

„Sie werden niemals Veranlassung haben zu bedauern, daß es geschehen ist, Baron,“ sagte Adhémar in stolzem Tone.

„Aber was soll ich nur anfangen? Machen Sie sich doch nur klar, in welch' prekäre Lage ich geraten bin. Wenn ich die Wahrheit sage — und ich bin ja doch gezwungen, dies zu tun —, so blamiere ich mich vor unsrer ganzen Aristokratie, die ich aus Schwäche für Sie verraten habe. Man wird alle Türen vor mir verschließen, und ich werde wenigstens zwanzig Duelle mit dem Stiftsamtman und all den anderen Verwandten auszufechten haben. Und das wäre noch lange nicht das Schlimmste, aber wie wird die Gräfin die Sache auffassen? Was wird sie von mir denken? Bedenken Sie doch, daß wir ihre Gäste sind! Und diese arme kleine Adrienne, die Sie wirklich lieb zu haben scheint, deren erste Liebe Sie sind. Wie furchtbar kompromittieren Sie dies arme Mädchen. Sie hat ein Verhältniß mit einem Lebenden angenommen. Ich bin mitschuldig an diesem Unglück — ich bin wirklich mitschuldig. Welch furchtbare Lage! O Gott, was soll ich nur anfangen?“

„Sagen Sie nur ruhig die ganze Wahrheit,“ antwortete gelassen Adhémar.

„Die Wahrheit sagen? Nun ja, das muß ich wohl, und ich darf keinen Augenblick damit zögern. Aber welche Schande ist das für mich,“ murmelte der Baron niedergeschlagen.

„Aber ganz und gar nicht,“ sagte Adhémar heiter, „Kommen Sie nur mit mir.“

Er erfaßte den Armknochen des Barons und führte ihn zu der Gräfin, die, in vertraulicher Gruppe mit Adrienne und dem Stiftsamtmann plaudernd, den beiden freundlich entgegen lächelte. Der Stiftsamtmann vermochte es kaum, seine helle Freude zu unterdrücken, als er die beiden Freunde auf sich zukommen sah, denn er dachte, daß Adhémar ihn um die Hand seiner Tochter bitten würde.

„Es freut mich sehr, Sie wieder zu sehen, lieber Herr von Léonce,“ sagte er, ihm entgegenkommend, die Hand Adhémars ergreifend und sie verbindlich zwischen seinen harten Handknochen drückend. „Aber,“ bemerkte er dann plötzlich ganz erstaunt, „wie warm sind Sie — — und wie seltsam Ihre Augen leuchten? — —“

„Sie werden sofort erfahren, wie das zusammenhängt,“ antwortete höflich Adhémar. „Der Baron La Rose hat Ihnen eine Mitteilung zu machen.“

„Nun, und was wäre das,“ sagte der Stiftsamtmann.

„Jede uns vom Baron La Rose gemachte Mitteilung wird uns sehr interessieren,“ sagte die Gräfin, einen Schritt vortretend, während Adrienne, die sehr verlegen zu sein schien, sich ein wenig zurückzog. „Übrigens“, fügte die Gräfin von Talf hinzu, „hat meine junge Freundin mir und dem Stiftsamtmann schon halb und halb verraten, was Sie uns sagen wollen.“

„Das, das glaube ich kaum,“ murmelte der Baron, dessen Stirn sich vor Aufregung mit einer feuchten Ausdünstung bedeckte.

„Doch, das glaube ich ganz gewiß,“ sagte die Gräfin munter. „Also reden Sie, Baron. Sie können sich ganz frei aussprechen. Alle meine Gäste haben uns verlassen. Wir sind ganz unter uns.“

„Ja, reden Sie, Baron,“ sagte auch der Stiftsamtmann, sich in die Pose eines aristokratischen Vaters werfend, was er übrigens ja auch wirklich war.

„Nun also — also — Ich weiß nicht recht, wie ich es Ihnen beibringen soll.“ Herr La Rose schien wirklich in großer Verlegenheit zu sein. „Nun also,“ sagte er endlich verzweifelnd, „also, ich habe Sie verraten, gnädige Frau. Ich habe unsere ganze Gesellschaft verraten. Herr de Léonce — Herr de Léonce ist lebendig.“

„Lebendig, ach, wie entsetzlich!“ rief die Gräfin.

„Lebendig? Was? Einer dieser Pöbelbande in unserem Kreise und meine Tochter hat sich mit ihm eingelassen!“ brüllte der Stiftsamtmann. „Baron, dafür werden Sie mir Genugthuung geben.“

„Lebendig, er, mein Gott,“ seufzte Adrienne mit gebrochener Stimme.

Es waren nur ihre Worte, auf die Adhémar lauschte. Er stürzte auf sie zu, um das arme Kind in seinen Armen aufzufangen, denn sie sank um wie eine Blume, die der Sturm geknickt.

„Zurück,“ schrie wütend der Stiftsamtmann, auf ihn zustürzend. „Ein Lebender soll meine Tochter nicht berühren.“

„Beruhigen Sie sich.“ Adhémar, dessen linker Arm das ohnmächtige Mädchen umschlungen hielt, machte mit der rechten Hand eine gebieterische Bewegung und trat dem Stiftsamtmann mit einer Würde und Hoheit entgegen, die ihre Wirkung nicht verfehlte. „Beruhigen Sie sich,“ wiederholte er noch einmal und blickte den alten Herrn offen und mit edlem Stolze an. „Lebendig! Gewiß, das bin ich. Ich kann das nicht leugnen, und ich habe meine Lippen auch noch nie mit einer Lüge befleckt. Ich bin lebendig — aber, wenn der Baron sich dadurch strafbar gemacht, daß er mich hier eingeführt hat, so sei Ihnen sein lauterer Charakter Bürgschaft dafür,

daß nur der Edelmut seiner Seele und die große Güte seines Herzens ihn schuldig gemacht haben. Er hat sein Vertrauen als Edelmann auf die Ehre eines Edelmannes gesetzt, der sich dessen nicht unwürdig erweisen wird, das können Sie mir glauben! Ich bin ja augenblicklich wirklich noch lebendig, aber das ist doch von gar keiner Bedeutung, da ich in wenig Augenblicken aufgehört haben werde zu leben.“

„Was,“ sagte die Gräfin, „Sie wollen?“

„Mein großmütiger Freund,“ rief der Baron, „ich hoffte, daß es so kommen würde; aber mein Zartgefühl verbot mir, mit Ihnen darüber zu reden.“

„Sehr gut, junger Mann!“ Und der Stiftsamtmann schneuzte sich.

„Mein edler Adhémar,“ seufzte Adrienne, die aus ihrer Ohnmacht erwacht war.

„Engel,“ sagte Adhémar, zärtlich das schlanke reizende Kind an das Herz drückend. „Es gibt nichts, was ich nicht vollbringen könnte, wenn es dich zu erringen gilt. Ganz abgesehen davon, erscheint es mir kein Opfer zu sein, für dich zu sterben. Ich bin des Lebens und seiner plumpen verräterischen Frauen überdrüssig. Hier habe ich die Ehre, die Liebe, die Freundschaft gefunden. Hier bleibe ich.“

„Welche Freude für uns, daß Sie bei uns bleiben wollen,“ rief die Gräfin. „Ihr Eintritt in das Reich der Toten ist wirklich romantisch, mein Herr, und wird Ihnen Glück bringen.“

„Mein Freund, ich bin tief gerührt,“ und der Baron umarmte den jungen Mann zärtlich, er war so verwirrt, daß er aus Versehen auch die Gräfin in die Arme schloß.

„Mein Schwiegersohn.“ Der Stiftsamtmann küßte Adhémar auf die andere Backe. „Diese dummen Menschen würden alle nicht mehr leben wollen, wenn sie sähen, welches Glück wir hier genießen.“

„Ich liebe dich,“ murmelte Adrienne so leise, daß nur Adhémar es vernahm.

„Nun aber ans Werk, so schnell wie möglich!“ rief der junge Mann begeistert.

„Wäre es da nicht vielleicht doch besser, wenn die Damen sich zurückziehen wollten,“ warf der Stiftsamtmann ein.

„Woran denken Sie,“ protestierte der Baron. „Das kann nicht hier in der Wohnung der Gräfin von Talf gemacht werden. Die Schicklichkeit erfordert, daß das draußen geschieht, und wir werden uns deshalb jetzt verabschieden.“

„Ja,“ sagte Adhémar eifrig, „gehen wir so schnell wie möglich.“

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr de Léonce,“ sagte die Gräfin gerührt zu dem jungen Manne. „Laß ihn gehen, liebe Adrienne,“ fügte sie hinzu, denn das junge Mädchen hielt den Hals ihres Geliebten umflammert und wollte sich nicht von ihm trennen.

„Noch einen Kuß,“ bat Adhémar, sie fest an das Herz drückend. Sie gewährte ihm mit schmerzlicher Freude und ließ sich dann von der Gräfin fortführen.

„Wird es ihm sehr wehe tun,“ flüsterte angsterfüllt das zärtliche Kind, matt an das Schlüsselbein der Gräfin sinkend.

„Aber nein, es ist nichts,“ antwortete diese, das junge Mädchen stützend und nur mühsam ihrer eigenen Erregung Herr werdend.

Adhémar, Herr La Rose und der Stiftsamtmann hatten die Kapelle verlassen. Der Nebel, der sich bei Annäherung des Morgens immer mehr verdichtete, hing schwer und eisfalt wie ein Leichentuch über der Erde. Adhémar zitterte vor Kälte.

„Das ist ein alter Rest der Schwachheiten des schmutzigen Lebens,“ brummte der Stiftsamtmann durch seine falschen Zähne.

Sie hatten einen ganz verlassenen kleinen Platz mit einer bequemen Bank erreicht, auf der sie sich niederließen.

„Was für ein Mittel gedenken Sie anzuwenden, lieber Freund,“ frug ihn liebevoll der Baron.

„Ich habe verschiedene mitgebracht, denn ich war, als ich hierher kam, von Anfang an entschlossen, nicht mehr von hier wegzugehen. Die feige Verzweiflung, die mich hierhergetrieben, erscheint mir jetzt allerdings unwürdig und sogar lächerlich, aber ich verdanke es ihr, daß ich nun mit allem Nötigen versehen bin,“ antwortete Adhémar.

Er zog einen Revolver, einen Dolch, mehrere kleine Gläschen und einen Brief aus seiner Tasche. „Dieses Kuvert,“ sagte er zu seinen Begleitern, „enthält das, was die Lebenden ihr Testament nennen. Ich treffe darin die Verfügung, daß man mir hier für alle Zeiten eine Gruft und ein Monument sichert. Da ich sehr reich bin und keinen näheren Verwandten habe, wird das keine Schwierigkeiten machen. Die Welt wird denken, daß ich mir aus Verzweiflung über den Tod jener kleinen koketten Person das Leben genommen habe,“ sagte er vertraulich zu dem Baron, „aber das ist mir gleichgültig.“

„Die Meinung der Lebenden hat nicht die geringste Bedeutung,“ erklärte der Baron. „Was aber Ihre künftige Wohnung betrifft, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß zwei Schritt von hier ein Eigentum zu verkaufen ist. Bemerken Sie daher, daß Sie die Grabstätte Nr. 28, Allee D., bevorzugen. Es ist eine gute Lage und durchaus passend für eine junge Haushaltung.“

„Und bestellen Sie sich ferner zwei Särge, einen von Blei und einen von Eichenholz, man liegt besser darin,“ bemerkte der umsichtige Stiftsamtmann, „aber betonen Sie besonders, daß sie nicht ausgepolstert sein dürfen, das bröckelt ab und gibt Hustenreiz.“

„Gut,“ sagte Adhémar. Er öffnete den Brief, und, das Papier auf sein Knie legend, fügte er mit dem Bleistift noch ein paar Zeilen hinzu.

Nachdem dies geschehen, richtete er sich entschlossen aber doch etwas bleich und zitternd auf.

„Jetzt, meine Freunde, werde ich Ihnen bald angehören,“ und er zielte mit dem Revolver auf seine Stirn.

„Nicht dahin zielen,“ rief der Baron, ihm den Arm festhaltend. „Sie würden sich ja Ihren ganzen Schädel zerschmettern. Adrienne würde trostlos darüber sein.“

„Ach, wirklich!“ und Adhémar richtete die Mündung seiner Waffe gegen seine Brust.

„Nehmen Sie doch Ihre Rippen in acht,“ meinte der Stiftsamtmann, „es entstellt das ganze Skelett, wenn ein paar davon verletzt werden.“

„Aber, wie soll ich es denn machen,“ frug Adhémar, ganz verwirrt den Revolver ansehend, als ob der ihm Rat erteilen könne.

„Mein Lieber, legen Sie so besonderen Wert darauf, diese brutale und Lärm erregende Waffe zu gebrauchen,“ frug ihn der Baron. „Ich habe eben ein gewisses kleines Fläschchen in Ihren Händen gesehen.“

„Gift! Aber das verursacht große Schmerzen und ist auch keineswegs ganz sicher,“ sagte der Stiftsamtmann. „Nein! Glauben Sie mir, junger Mann, es ist am sichersten und besten, sich der blanken weißen Waffe, Ihres guten Dolches, zu bedienen. Es geht nichts über die treue scharfe Klinge unsrer Ahnen! Man durchbohrt sich k  hn das Herz damit, und alles ist in Ordnung.“

„Sie haben recht, Stiftsamtmann,“ rief der Baron. „Der Dolch! Ja, das ist die anst  ndigste Todesart, und man weiß, was man tut.“

Adhémar zog einen entzückend scharf geschliffenen Dolch, dessen Hest reich verziert war, aus der Scheide.

„Glauben Sie,“ frug er mit einem leichten Schauer, „glauben Sie, daß es mir gleich gelingt? Ganz allein — mit dem ersten Stich?“

„Ich werde Ihnen herzlich gern diesen kleinen Dienst erweisen,“ sagte der Stiftsamtmann, lebhaft den Dolch ergreifend und die Schärfe der Spitze an dem ersten Knöchel seines Daumens prüfend.

„Versichern Sie sich ganz genau der richtigen Stelle, und stoßen Sie dann kräftig zu, ich werde unsern lieben Freund festhalten.“

So sprechend, glitt der Baron hinter Adhémar.

„Wir werden,“ sagte er zu ihm, „Ihr Testament neben Sie auf diese Bank legen, und, wenn die Aufseher morgen den ersten Rundgang machen, wird man Sie finden. Wir werden zweifellos das Vergnügen haben, Sie in zwei Tagen wiederzusehen, denn man wird Sie ganz gewiß provisorisch hier beisetzen.“

„Beeilen wir uns, der Morgen naht,“ sagte ungeduldig der Stiftsamtmann, den Dolch zückend.

„Ja, beeilen wir uns,“ stammelte nervös Adhémar, den der Baron jetzt kräftig unter die Arme gefaßt hatte.

„Sie gestatten, daß ich die Kleider ein wenig voneinander schiebe,“ sagte der Stiftsamtmann, seinen Rock und die Weste öffnend.

Er nahm eine bequeme Stellung ein und hielt die Spitze des Dolches auf Adhémars entblößte Brust, genau auf die Stelle des Herzens.

„Wenn es Ihnen jetzt recht ist?“ sagte der Stiftsamtmann mit ritterlicher Höflichkeit, die jedoch nicht ganz frei von einer vielleicht unbewußten wilden Grausamkeit war.



Frédéric Boutet

- Wenn wir gestorben sind--

Adhémar schluckte Krampfhaft.

„Stoßen Sie zu,“ sagte er.

„Ach,“ röchelte er, nachdem der Stiftsamtmann sein Herz durchbohrt, jäh, aufzuckend und einen letzten Seufzer aushauchend. „Ach — das Leben —“

Als er tot niedersank, Frähte der Hahn.

**Ein Gesicht Karls XI.
Von Prosper Mérimée.**

There are more things in heav'n and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.

Shakespeare, Hamlet.

Man spöttelt über Gesichte und Erscheinungen: doch sind ihrer einige so wohl bezeugt, daß man sich, verweigerte man ihnen den Glauben, um gerecht zu sein, dazu entschließen müßte, alle geschichtlichen Beweise in Bausch und Bogen zu verwerfen.

Ein Protokoll in aller Form, von vier glaubwürdigen Zeugen namentlich gefertigt, verbürgt die Wahrheit des Ereignisses, das ich erzählen will. Ich habe hinzuzufügen, daß die in jenem Protokoll enthaltene Vorhersagung bekannt war und oftmals angeführt wurde, lang ehe Ereignisse, die sich in unsern Tagen abgespielt haben, sie erfüllt zu haben scheinen.

Karl XI., der Vater des berühmten Karl XII., war ein Despot wie wenige von den Herrschern Schwedens, aber auch einer der weisesten unter ihnen. Er verkürzte die ungeheuerlichen Vorrechte des Adels, brach die Macht des Senats und gab Gesetze kraft eigener Befugnis; kurz, er schuf die Verfassung des Landes, die vor ihm ein oligarchisches Gepräge getragen hatte, völlig um und zwang die Stände, ihm die unumschränkte Gewalt zu übertragen. Im übrigen war er ein aufgeklärter, tapferer Mann, der fest am lutherischen Bekenntnisse hielt, ein unbeugsamer, Falter, nüchterner Charakter, bar jeder Spur von Einbildungskraft.

Vor kurzem erst hatte er seine Gattin Ulrike Eleonore verloren. Obgleich, wie es heißt, seine Härte gegen die Fürstin ihr Ende beschleunigt hatte, zeigte er sich durch ihren Tod tiefer gerührt, als man es von einem so trocknen Herzen gewärtigt hätte. Er hatte sie geschätzt. Seit diesem Ereignisse ward er noch düsterer und verschlossener, als er es früher gewesen war, und widmete sich den Geschäften mit einem Eifer,

der ein zwingendes Bedürfnis bekundete, peinlichen Gedanken auszuweichen.

Eines Abends im Herbst saß er in Hauskleid und Pantoffeln spät noch vor einem großen Feuer in seinem Arbeitszimmer im Schlosse zu Stockholm. Bei sich hatte er seinen Kämmerer, den Grafen Brabé, den er durch seine Guld auszeichnete, und den Arzt Baumgarten, der, nebenbei bemerkt, den Freigeist spielte und Zweifel an allem forderte, die Heilfunde ausgenommen. Karl hatte ihn an diesem Abende kommen lassen, ihn über irgendwelche Unpäßlichkeit zu Räte zu ziehen.

Es ging tief in die Nacht, und gegen seine Gewohnheit gab der König den beiden durch den Gute-Nacht-Gruß diesmal nicht zu verstehen, daß es Zeit wäre, sich zurückzuziehen. Gesenkten Hauptes unverwandt in die Flammen starrend, beharrte er in tiefem Schweigen. Seine Gesellschaft langweilte ihn, aber er fürchtete sich, ohne recht zu wissen, warum, allein zu bleiben. Der Graf Brabé, der wohl merkte, daß seine Anwesenheit nicht allzu genehm wäre, hatte bereits wiederholt seiner Besorgnis Ausdruck gegeben, ob Seine Majestät nicht das Bedürfnis zu ruhen fühlte: eine Handbewegung des Königs hatte ihn jedesmal auf seinem Sitze zurückgehalten. Seinerseits fing nun der Arzt an, von den Schäden zu sprechen, die Nachtwachen der Gesundheit zufügten; aber Karl stieß durch die Zähne: „Bleibt, ich habe noch keine Lust, zu schlafen.“

So versuchte man denn an verschiedenen Gegenständen, ein Gespräch in Gang zu bringen. Aber jedes erschöpfte sich bereits nach der zweiten oder dritten Wendung; es war ganz offenbar, daß sich Seine Majestät einer der an ihr nicht ungewöhnlichen düstern Stimmungen überließ, und unter solchen Umständen befindet sich ein Höfling in einigermaßen heißler Lage.

Der Graf Brabé, der vermutete, daß die Traurigkeit des Königs in schmerzlichen Empfindungen ob des Verlustes seiner Gattin ihren Grund hätte, betrachtete eine Weile das Bild der Königin, das im Gemache hing, seufzte sodann tief und sprach: „Wie ähnlich doch das Bildnis ist! Ja, das ist dieser zugleich so majestätische und so sanfte Ausdruck! . . .“

Der König, der jedesmal, wenn man vor ihm den Namen der Fürstin nannte, einen Vorwurf zu vernehmen glaubte, antwortete kurz: „Pah! Das Bild ist zu sehr geschmeichelt. Die Königin war häßlich.“ Dann, ärgerlich über sein hartes Wort, stand er auf und unternahm einen Rundgang durchs Zimmer, eine Erregung zu verbergen, die ihm die Schamröte ins Gesicht trieb. Er blieb am Fenster stehen, das auf den Hof ging. Die Nacht war finster, der Mond im ersten Viertel.

Die heutige Residenz der Könige von Schweden war damals noch nicht vollendet, und Karl XI., der den Bau begonnen hatte, bewohnte zur Zeit das alte Schloß, das auf der Spitze des Ritterholms über dem Mälarsee steht. Es ist ein großes, in Hufeisenform angelegtes Gebäude. Das Arbeitszimmer des Königs befand sich an einem Ende, und fast gegenüber lag der große Saal, wo sich die Stände versammelten, wenn sie irgendeine Botschaft von der Krone entgegennahmen.

Die Fenster dieses Saales schienen in dem Augenblick hell erleuchtet. Dem König deuchte das seltsam. Anfangs nahm er an, die Sackel eines Lakaien wäre die Ursache der starken Helle. Aber was hatte man um diese Stunde in einem Saale zu schaffen, der seit langer Zeit nicht geöffnet worden war? Auch war das Licht viel zu lebhaft, als daß es von einer einzigen Sackel herrühren konnte. Man hätte es einer Feuersbrunst zuschreiben mögen; aber es war kein Rauch zu sehen, die Fensterscheiben waren nicht zersprungen, kein Geräusch vernehmbar; alles ließ auf eine Beleuchtung schließen.

Karl betrachtete die Fenster eine Weile, ohne ein Wort zu reden. Inzwischen war der Graf Brabé, indem er die Hand nach einem Glockenstrang ausstreckte, im Begriffe, einem Pagen zu läuten, den er, die Ursache dieser sonderbaren Seltsamkeit zu erkunden, entsenden wollte.

Aber der König hinderte ihn daran. — „Ich will selbst in den Saal gehn,“ sagte er. Während er diese Worte aussprach, erbleichte er sichtlich, und sein Antlitz drückte eine Art von frommem Schrecken aus. Trotzdem verließ er das Gemach mit festen Schritten. Der Kämmerer und der Leibarzt folgten ihm, jeder eine angezündete Kerze in der Hand.

Der Pförtner, dem die Hut der Schlüssel oblag, war bereits zu Bette. Baumgarten ging, ihn zu wecken, und befahl ihm im Namen des Königs, auf der Stelle die Türen zum Ständesaal zu öffnen. Groß war die Überraschung des Mannes ob dieses unerwarteten Gebotes; hastig warf er sich in die Kleider und erschien alsbald mit seinem Schlüsselbunde vor dem König. Zunächst öffnete er die Türe zu einem Hallengang, der dem Ständesaal als Vorzimmer oder Nebenraum diente. Der König trat ein. Aber wie erstaunte er, als er alle Wände schwarz ausgeschlagen sah.

„Wer hat den Auftrag erteilt,“ fragte er zornig, „diesen Saal so zu bespannen?“ — „Sire,“ antwortete ganz bestürzt der Pförtner, „soviel ich weiß, niemand. Und als ich das letzte Mal die Halle kehren ließ, war sie, wie immer, eichengetäfelt. Sicherlich rührt diese Wandbespannung nicht von Eurer Majestät Gerätebewahrer her.“ Und schon war der König, mit heftigen Schritten ausschreitend, ins letzte Drittel des Ganges gelangt. Der Graf und der Pförtner hielten sich dicht hinter ihm. Der Leibarzt Baumgarten war etwas zurückgeblieben; er schwankte zwischen der Angst, allein gelassen zu werden, und der Scheu, sich den Folgen eines Abenteuers auszusetzen, das sich in sattfam sonderbarer Weise ankündigte.

„Gehn Sie nicht weiter, Sire!“ rief der Pförtner. „Bei meiner armer Seele, hier ist ein Herenspuß im Spiel! Um diese Stunde . . . seit die Königin, Eure allergnädigste Gemahlin, tot ist . . . heißt es, sie wandle in dieser Galerie . . . Gott soll uns bewahren!“

„Halten Sie ein, Sire,“ rief seinerseits der Graf. „Hört Ihr nicht den Lärm, der aus dem Saale der Stände dringt? Wer weiß, welchen Gefahren Eure Majestät sich aussetzen!“

„Sire,“ sagte Baumgarten, dem ein Windstoß die Kerze ausgeblasen hatte, „gestatten Sie zumindest, daß ich einige zwanzig Mann von der Leibwache hole.“

„Treten wir ein,“ sagte der König mit fester Stimme. Er hielt vor der Pforte des großen Saales. „Und du, Schließer, öffne schnell diese Türe.“

Er stieß mit dem Fuß daran, und wie ein Kanonenschuß dröhnte, von den Wölbungen widerhallend, der Krach durch die Galerie. Der Pförtner zitterte derart, daß der Schlüssel ans Schloß schlug, ohne daß er ihn in die Öffnung hineinzubringen imstande war.

„Ein alter Soldat, der zittert!“ sagte Karl und zuckte die Achseln. „Wohlan, Graf, öffnet uns diese Pforte!“

„Sire,“ der Graf wich einen Schritt zurück, „mögen mir Eure Majestät befehlen, der Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone mich entgegenzustellen, ich würde, ohne zu zaudern, gehorchen, aber Ihr heißet mich, die Hölle selbst herausfordern.“

Der König entriß den Händen des Pförtners den Schlüssel. „Ich sehe wohl,“ sagte er verächtlich, „daß mich das allein angeht“; und ehe ihn noch seine Begleiter daran zu hindern vermochten, hatte er die schwere Eichenpforte geöffnet und war mit den Worten: „Mit Gottes Hilfe“ in den großen Saal getreten.

Seine drei Genossen, von der Neugierde getrieben, die sich

stärker erwies als ihre Angst, vielleicht auch aus Scham, ihren König im Stich zu lassen, traten mit ihm ein.

Der große Saal war von unzähligen Flammen erleuchtet. Eine schwarze Bespannung hüllte an Stelle der alten Figurentapete die Wände. Sie entlang reiheten sich in ihrer gewohnten Anordnung deutsche, dänische und russische Fahnen, die Siegestrophäen von Gustav Adolfs Heer. Man unterschied inmitten schwedische Banner, die Trauerflöre bedeckten.

Eine unermessliche Versammlung füllte die Bänke. Da saßen, jeder nach seinem Rang, die vier Stände^{*)}. Alle waren in Schwarz gekleidet, und diese vielen menschlichen Gesichter, die sich leuchtend vom schwarzen Grund abzuheben schienen, blendeten die Augen dermaßen, daß keiner der vier Zeugen dieses außerordentlichen Auftritts in der Menge ein bekanntes Antlitz aufzufinden vermochte. Also sieht auch ein Schauspieler, der einer zahlreichen Zuhörerschaft gegenübersteht, nur eine verworrene Masse, darin seine Blicke kein einzelnes Wesen unterscheiden können.

Auf dem erhöhten Throne, von wo der König die Versammlung anzusprechen pflegte, sahen sie einen blutigen Leichnam, angetan mit den äußern Zeichen der königlichen Würde. Zu seiner Rechten stand ein Kind und hielt, die Krone auf dem Haupte, den Szepter in der Hand; zur Linken stützte sich ein bejahrter Mann, vielmehr ein anderes Gespenst auf den Thron. Es war mit dem feierlichen Mantel bekleidet, den früher die Verweser Schwedens trugen, ehe Wasa es zum Königreich umgeschaffen hatte.

Dem Throne gegenüber saßen vor einem Tische, darauf man große Solianten und einige Pergamentrollen sah, mehrere Personen von strenger und hoheitsvoller Haltung. Sie waren in lange schwarze Gewänder gehüllt und schienen Richter zu

^{*)} Der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und die Bauern.

sein. Zwischen dem Throne und den Bänken der Versammlung stand ein schwarz verhängter Richtblock, und ein Beil lag daneben.

Niemand in dieser übermenschlichen Versammlung schien die Anwesenheit Karls und seiner drei Begleiter zu bemerken. Als sie eintraten, vernahmen sie zunächst nur ein verworrenes Stimmengeräusch, daraus das Ohr keine verlautenden Worte entnehmen konnte.

Dann erhob sich der älteste der schwarz gekleideten Richter, der das Amt des Vorsitzenden auszuüben den Anschein hatte, und schlug dreimal mit der Hand auf einen Solioband, der geöffnet vor ihm lag. Augenblicklich ward ein tiefes Schweigen. Einige junge Leute von gutem Aussehen, reich gekleidet, die Hände auf dem Rücken gefesselt, traten in den Saal, durch eine Thüre, der gegenüber, die Karl eröffnet hatte. Sie schritten erhobenen Hauptes vorwärts. Ihr Blick drückte Entschlossenheit aus. Hinter ihnen ging ein Mann von kräftiger Gestalt, bekleidet mit einem Wams aus braunem Leder; er hielt die Enden der Stricke, die ihre Hände umwandten. Der an der Spitze der andern, offenbar der bedeutendste der Gefangenen, blieb in der Mitte des Saales vor dem Richtblock stehen, den er mit einer Miene voll der großartigsten Verachtung betrachtete. In diesem Augenblick schien der Leichnam in frampfhaften Zuckungen zu erbeben, und frisches purpurrotes Blut rann aus seiner Wunde. Der junge Mann kniete nieder, hielt das Haupt hin; das Beil blitzte in der Luft und fiel allsogleich mit dumpfem Schlag herab. Ein Blutstrahl spritzte auf die Bühne des Thrones und mischte sich mit dem Blute des Leichnams; der Kopf aber rollte, mehrmals von dem sich rötenden Pflaster aufschnellend, vor Karls Füße, die er mit Blut besudelte.

Bis dahin hatte den König das Staunen stumm bleiben lassen; aber bei diesem schauderhaften Anblick „löste sich seine

Zunge". Er machte einige Schritte zur Bühne, und indem er sich an die Gestalt im Mantel des Verwesers wandte, sprach er kühnlich die wohlbekannte Formel aus: „Wenn du von Gott bist, rede; wenn aber von jenem andern, dann laß uns in Frieden.“

Langsam und in feierlichem Tone antwortete ihm das Gespenst: „König Karl, dieses Blut wird nicht unter deiner Herrschaft fließen . . . (hier ward die Stimme weniger deutlich), sondern fünf Herrscherfristen später. Unheil, Unheil, Unheil dem Blute Wasas!“

Da begannen die Umrisse der zahlreichen Personen dieser erstaunlichen Versammlung minder unterscheidbar zu werden, schon schienen sie bloß farbige Schatten, bald schwanden sie gänzlich; die fabelhaften Flammen erloschen, und die Lichter Karls und seiner Gefolgschaft beleuchteten nichts als die alten Wandgewebe, die ein leiser Hauch bewegte. Noch hörte man eine Weile ein ganz wundersames Getöse, das einer der Zeugen dem Rauschen des Windes in den Blättern verglich, ein anderer dem Laut von Harfensaiten, wenn sie beim Stimmen des Instruments springen. Alle waren über die Dauer der Erscheinung einig. Sie schätzten sie auf etwa zehn Minuten.

Die schwarzen Behänge, der abgeschlagene Kopf, die Blutströme, die den Fußboden färbten, alles war mit den Gespenstern verschwunden; nur Karls Pantoffel hatte einen roten Fleck behalten, der allein genügt hätte, ihm die Szenen dieser Nacht ins Gedächtnis zurückzurufen, wenn sie darin nicht allzugut sich eingegraben hätten.

In sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, ließ der König den Bericht über das, was er gesehen hatte, niederschreiben, ihn von seinen Begleitern unterzeichnen und unterzeichnete ihn selbst. Was für Vorsichtsmaßregeln man auch beobachtete, den Inhalt dieses Aktenstückes der Öffentlichkeit zu verbergen, es war nicht zu verhindern, daß er bald bekannt wurde,

sogar schon zu Lebzeiten Karls XI. selbst; noch liegt es vor, und bis zum heutigen Tage hat niemand Zweifel an seiner Richtigkeit zu erheben gewagt.

Der Schluß der Schrift ist bemerkenswert. Der König sagt da: „Und wenn das, was ich hier niedergelegt habe, nicht die laute Wahrheit ist, so verzichte ich auf jede Hoffnung eines bessern Lebens, das ich etwa durch einige gute Werke, vorzüglich aber durch meinen Eifer möchte verdient haben, am Glück meiner Untertanen zu schaffen und die Gerechtsame des Glaubens meiner Vorfäter zu erhalten.“

Wenn man sich nunmehr des Todes Gustavs III. und des Gerichts über Ankarstroem, seinen Mörder, erinnert, wird man mehr als ein Merkmal des Zusammenhanges zwischen diesem Ereignis und den Umständen jener einzigartigen Vorhersagung sich bestätigen.

Der junge Mann, der angesichts der Stände enthauptet wurde, hätte Ankarstroem vorzustellen gehabt.

Der gekrönte Leichnam wäre Gustav III. gewesen.

Das Kind sein Sohn und Nachfolger, Gustav Adolf IV.

Der Greis endlich wäre der Herzog von Södermanland, Gustavs IV. Oheim, der, anfangs Regent des Königreichs, später, nach der Abdankung seines Neffen, König wurde.

Die Spinne.
Von Hanns Heinz Ewers.

Als der Student der Medizin Richard Bracquemont sich entschloß, das Zimmer Nr. 7 des kleinen Hotel Stevens, Rue Alfred Stevens 6, zu beziehen, hatten sich in diesem Raume an drei aufeinanderfolgenden Freitagen drei Personen am Fensterkreuz erhängt.

Der erste war ein Schweizer Handlungsreisender. Man fand seine Leiche erst Samstagabend; der Arzt stellte fest, daß der Tod zwischen fünf und sechs Uhr Freitag nachmittags eingetreten sein müsse. Die Leiche hing an einem starken Haken, der in das Fensterkreuz eingeschlagen war und zum Aufhängen von Kleidungsstücken diente. Das Fenster war geschlossen, der Tote hatte als Strick die Gardinenschnur benutzt. Da das Fenster sehr niedrig war, lagen die Beine fast bis zu den Knien auf dem Boden; der Selbstmörder mußte also eine starke Energie in der Ausführung seiner Absicht betätigt haben. Es wurde weiter festgestellt, daß er verheiratet und Vater von vier Kindern war, sich in durchaus gesicherter und auskömmlicher Lebensstellung befand und von heiterem, fast stets vergnügtem Charakter war. Irgend etwas Schriftliches, das auf den Selbstmord Bezug hatte, fand man nicht vor, ebensowenig ein Testament; auch hatte er keinem seiner Bekannten gegenüber jemals eine dahingehende Äußerung getan.

Nicht viel anders lag der zweite Fall. Der Artist Karl Krause, als Fahrradverwandlungskünstler in dem ganz nahe gelegenen Cirque Médrano engagiert, bezog das Zimmer Nr. 7 zwei Tage später. Als er am nächsten Freitag nicht zur Vorstellung erschien, schickte der Direktor den Theaterdiener in das Hotel; dieser fand den Künstler in dem nicht verschlossenen Zimmer am Fensterkreuz erhängt vor, und zwar unter den durchaus gleichen Umständen. Dieser Selbstmord schien nicht weniger rätselhaft; der beliebte Artist bezog recht hohe Gagen und pflegte, ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, sein Leben in vollen Zügen zu genießen. Auch hier nichts Schrift-

liches, keinerlei verfängliche Äußerungen. Die einzige Hinterbliebene war eine alte Mutter, der ihr Sohn pünktlich an jedem Ersten zweihundert Mark für ihren Lebensunterhalt zu schicken pflegte.

Für Frau Dubonnet, die Besitzerin des billigen Kleinen Hotels, dessen Kundschaft sich fast nur aus den Mitgliedern der nahegelegenen Montmartrevarietés zusammensetzen pflegte, war dieser zweite seltsame Todesfall in demselben Zimmer von sehr unangenehmen Folgen. Schon waren einige ihrer Gäste ausgezogen, andere regelmäßige Klienten nicht wiedergekommen. Sie wandte sich an den ihr persönlich befreundeten Kommissar des IX. Bezirkes, der ihr zusagte, alles für sie zu tun, was in seinen Kräften liege. So betrieb er denn nicht nur die Nachforschungen nach irgendwelchen Gründen für die Selbstmorde der beiden Hotelgäste mit besonderem Eifer, er stellte ihr auch einen Beamten zur Verfügung, der das geheimnisvolle Zimmer bezog.

Es war dies der Schutzmann Charles-Maria Chaumié, der sich freiwillig hierzu erboten hatte. Ein alter „Marsouin“, Marineinfanterist mit elfjähriger Dienstzeit, hatte dieser Sergeant in Tonkin und Annam so manche Nacht einsam auf Posten gelegen, so manchen unangemeldeten Besuch fagenschleichender gelber Stußpiraten mit einem erfrischenden Schuß aus der Lebelbüchse begrüßt, daß er wohl geeignet erschien, den „Gespenstern“, von denen sich die Rue Alfred Stevens erzählte, zu begegnen. Er bezog also bereits am Sonntag abend das Zimmer und legte sich befriedigt schlafen, nachdem er den Speisen und Getränken der würdigen Frau Dubonnet reichlich zugesprochen hatte.

Jeden Morgen und Abend machte Chaumié dem Polizeirevier einen kurzen Besuch, um Bericht zu erstatten. Diese beschränkten sich in den ersten Tagen darauf, daß er erklärte, auch nicht das allergeringste bemerkt zu haben. Dagegen sagte

er am Mittwoch abend, er glaube, eine Spur gefunden zu haben. Gedrängt, mehr zu sagen, bat er, einstweilen schweigen zu dürfen; er habe keine Ahnung, ob das, was er glaube entdeckt zu haben, wirklich mit dem Tode der beiden Leute in irgendeinem Zusammenhang stehe. Und er fürchte sehr, sich zu blamieren und dann ausgelacht zu werden. Am Donnerstag war sein Auftreten ein wenig unsicherer, auch ernster; doch hatte er wieder nichts zu berichten. Am Freitag morgen war er ziemlich aufgereggt; er meinte, halb lachend, halb ernst, daß dieses Fenster jedenfalls eine seltsame Anziehungskraft habe. Jedoch blieb er dabei, daß das mit dem Selbstmorde in gar keiner Beziehung stehe und daß man ihn nur auslachen würde, wenn er mehr sage. Am Abend dieses Tages kam er nicht mehr ins Polizeirevier: man fand ihn an dem Haken des Fensterkreuzes aufgehängt.

Auch hier waren die Indizien bis auf die kleinste Einzelheit dieselben wie in den andern Fällen: die Beine baumelten auf den Fußboden, als Strick war die Gardinenschnur benutzt. Das Fenster war zu, die Türe nicht verschlossen; der Tod war in der sechsten Nachmittagsstunde eingetreten. Der Mund des Toten war weit offen und die Zunge hing heraus.

Dieser dritte Tod im Zimmer Nr. 7 hatte zur Folge, daß noch am selben Tage sämtliche Gäste aus dem Hotel Stevens auszogen, mit Ausnahme eines deutschen Gymnasialprofessors auf Nr. 16, der aber die Gelegenheit benutzte, den Mietpreis um ein Drittel zu kürzen. Es war ein geringer Trost für Frau Dubonnet, als am anderen Tage Mary Garden, der Star der Opéra-Comique in ihrem Renault vorfuhr und ihr die rote Gardinenschnur um zweihundert Franken abhandelte. Einmal weil das Glück brachte und dann — weil es in die Zeitungen kam.

Wenn diese Geschichte im Sommer passiert wäre, so im Juli oder August, so würde Frau Dubonnet wohl das Drei-

fache für ihre Schnur erzielt haben; die Blätter hätten dann gewiß wochenlang ihre Spalten mit diesem Stoff gefüllt. So aber, mitten in der Saison, Wahlen, Marokko, Persien, Bank-Bruch in New York, nicht weniger wie drei politische Affären — wirklich, man wußte kaum, wo man den Platz hernehmen sollte. Die Folge war, daß die Affäre der Rue Alfred Stevens eigentlich weniger besprochen wurde als sie es wohl verdiente und weiter, daß die Berichte, knapp und kurz, meist sachlich den Polizeibericht wiedergaben und sich von Übertreibungen ziemlich frei hielten.

Diese Berichte waren das einzige, was der Student der Medizin Richard Bracquemont von der Angelegenheit wußte. Eine weitere kleine Tatsache kannte er nicht; sie schien so unwesentlich, daß weder der Kommissar noch irgendein anderer der Augenzeugen sie den Reportern gegenüber erwähnt hatten. Erst später, nach dem Abenteuer des Mediziners, erinnerte man sich wieder daran. Als nämlich die Polizisten die Leiche des Sergeanten Charles-Maria Chaumié von dem Fensterkreuze abnahmen, froh aus dem offenen Munde des Toten eine große schwarze Spinne heraus. Der Hausknecht knipste sie mit dem Finger fort, dabei rief er: „Pfui Teufel, wieder so ein Biest!“ — Im Verlaufe der weiteren Untersuchung — der, die auf Bracquemont Bezug hatte — sagte er dann aus, daß er, als man die Leiche des Schweizer Handlungsreisenden abgenommen habe, auf seiner Schulter eine ganz ähnliche Spinne habe laufen sehen. — — Aber hiervon wußte Richard Bracquemont nichts.

Er bezog das Zimmer erst zwei Wochen nach dem letzten Selbstmorde, an einem Sonntage. Was er dort erlebte, hat er täglich gewissenhaft in einem Tagebuche vermerkt.

Das Tagebuch des Richard Bracquemont, Studenten der Medizin.

Montag, 28. Februar.

Ich bin gestern abend hier eingezogen. Ich habe meine zwei Körbe ausgepackt und mich ein wenig eingerichtet, dann bin ich zu Bett gegangen. Ich habe ausgezeichnet geschlafen; es schlug gerade neun Uhr, als mich ein Klopfen an der Türe weckte. Es war die Wirtin, die mir selbst das Frühstück brachte, sie ist wohl sehr besorgt um mich, das merkt man aus den Eiern, dem Schinken und dem ausgezeichneten Kaffee, den sie mir brachte. Ich habe mich gewaschen und angezogen, dann zugeschaut, wie der Hausknecht das Zimmer machte. Dabei habe ich meine Pfeife geraucht.

So, nun bin ich also hier. Ich weiß recht gut, daß die Sache gefährlich ist, aber ich weiß auch, daß ich gemacht bin, wenn es mir gelingt, ihr auf den Grund zu kommen. Und wenn Paris einst eine Messe wert war — so billig gewinnt man es heute nicht mehr —, so kann ich wohl mein bißchen Leben dafür aufs Spiel setzen. Hier ist eine Chance — nun gut, ich will sie versuchen.

Übrigens waren andere auch so schlau, das herauszufinden. Nicht weniger wie siebenundzwanzig Leute haben sich bemüht, teils mit der Polizei, teils direkt bei der Wirtin, das Zimmer zu bekommen; es waren drei Damen darunter. Es war also genug Konkurrenz da; wahrscheinlich alles ebenso arme Teufel wie ich selbst.

Aber ich habe „die Stelle bekommen“. Warum? Ah, ich war wahrscheinlich der einzige, der der weisen Polizei mit einer — „Idee“ aufwarten konnte. Eine nette Idee! Natürlich war es ein Bluff.

Diese Rapporte sind auch für die Polizei bestimmt. Und da macht es mir Spaß, den Herren gleich im Anfang zu sa-

gen, daß ich ihnen hübsch was vorgemacht habe. Wenn der Kommissar vernünftig ist, wird er sagen: „S'm, gerade deshalb scheint der Bracquemont geeignet!“ — Übrigens ist es mir ganz gleichgültig, was er später sagt: jetzt sitze ich ja hier. Und mir scheint es ein gutes Omen, daß ich meine Tätigkeit damit begonnen habe, die Herren so gründlich zu bluffen.

Ich war auch zuerst bei Frau Dubonnet, die schickte mich zum Polizeirevier. Eine ganze Woche lang habe ich jeden Tag da herumgelungert, immer wurde mein Anerbieten „in Erwägung gezogen“ und immer hieß es, ich solle morgen wiederkommen. Die meisten meiner Konkurrenten hatten die Glinte längst ins Korn geworfen, hatten auch wohl etwas besseres zu tun, als in der muffigen Wachtstube stundenlang zu warten; der Kommissar war schon ganz ärgerlich über meine Hartnäckigkeit. Endlich sagte er mir kategorisch, daß mein Wiederkommen keinen Zweck habe. Er sei mir wie auch den anderen dankbar für meinen guten Willen, aber man habe absolut keine Verwendung für „dilettantische Laienkräfte“. Wenn ich nicht irgendeinen ausgearbeiteten Operationsplan habe —

Da sagte ich ihm, ich hätte einen solchen Operationsplan. Ich hatte natürlich gar nichts und hätte ihm kein Wörtchen erzählen können. Aber ich sagte ihm, daß ich ihm meinen Plan, der gut sei, aber recht gefährlich, und wohl auch denselben Schluß finden könne wie die Tätigkeit des Schutzmannes, nur dann mitteilen wolle, wenn er sich ehrenwörtlich bereit erkläre, ihn selbst auszuführen. Dafür bedankte er sich, er meinte, daß er durchaus keine Zeit für so etwas habe. Aber ich sah, daß ich Oberwasser bekam, als er mich fragte ob ich ihm nicht wenigstens eine Andeutung geben wolle — —

Und das tat ich. Ich erzählte ihm einen blühenden Unsinn, von dem ich selbst eine Sekunde vorher noch gar keine Ahnung hatte; ich weiß gar nicht, woher mir plötzlich dieser seltsame

same Gedanke kam. Ich sagte ihm, daß unter allen Stunden der Woche es eine gäbe, die einen geheimnisvollen, seltsamen Einfluß habe. Das sei die Stunde, in der Christus aus seinem Grabe verschwunden sei, um niederzufahren zur Hölle: die sechste Abendstunde des letzten Tages der jüdischen Woche. Und er möge sich erinnern, daß es diese Stunde gewesen sei, Freitag zwischen fünf und sechs Uhr, in der alle drei Selbstmorde begangen worden seien. Mehr könne ich ihm jetzt nicht sagen, verweise ihn aber auf die Offenbarung St. Johannis.

Der Kommissar machte ein Gesicht, als ob er davon etwas verstehe, bedankte sich und bestellte mich für den Abend wieder. Ich trat pünktlich in sein Bureau; vor ihm auf dem Tische sah ich das Neue Testament liegen. Ich hatte in der Zwischenzeit dieselben Studien gemacht wie er; ich hatte die Offenbarung durchgelesen und — nicht eine Silbe davon verstanden. Vielleicht war der Kommissar intelligenter wie ich, jedenfalls sagte er mir sehr verbindlich, daß er trotz meiner nur sehr vagen Andeutungen glaube, meinen Gedankengang zu verstehen. Und daß er bereit sei, auf meine Wünsche einzugehen und sie in jeder Weise zu fördern.

Ich muß anerkennen, daß er mir in der Tat sehr behilflich gewesen ist. Er hat das Arrangement mit der Wirtin getroffen, demzufolge ich während der Dauer meines Aufenthaltes im Hotel alles frei habe. Er hat mir einen ausgezeichneten Revolver gegeben und eine Polizeipfeife; die diensttunenden Schutzleute haben Befehl, möglichst oft durch die kleine Rue Alfred Stevens zu gehen und auf ein kleinste Zeichen von mir hinaufzukommen. Die Hauptsache ist aber, daß er mir in dem Zimmer ein Tischtelefon hat anbringen lassen, durch das ich mit dem Polizeirevier in direkter Verbindung stehe. Da dieses kaum vier Minuten entfernt ist, kann ich also jederzeit schnellste Hilfe haben. Bei alledem verstehe ich nicht recht, vor was ich Angst haben sollte.

Dienstag, 1. März.

Vorgefallen ist nichts, weder gestern noch heute. Frau Dubonnet hat eine neue Gardinenschnur gebracht aus einem anderen Zimmer — sie hat ja genug leer stehen. Sie benutzt überhaupt jede Gelegenheit, um zu mir zu kommen; jedesmal bringt sie etwas mit. Ich habe mir noch einmal in allen Einzelheiten die Vorkommnisse erzählen lassen, aber nichts Neues erfahren. Bezüglich der Todesursachen hat sie ihre eigene Meinung. Was den Artisten angehe, so glaube sie, daß es sich um eine unglückliche Liebschaft handele; als er im letzten Jahre bei ihr gewesen, sei häufig eine junge Dame zu ihm gekommen, die sich aber diesmal nicht habe blicken lassen. Was dem Schweizer Herrn seinen Entschluß eingegeben habe, wisse sie freilich nicht — — man könne ja aber auch nicht alles wissen. Aber der Sergeant habe ganz gewiß den Selbstmord nur begangen, um sie zu ärgern.

Ich muß sagen, daß diese Erklärungen der Frau Dubonnet etwas dürftig sind. Aber ich habe sie ruhig schwatzen lassen; immerhin unterbricht sie meine Langeweile.

Donnerstag, 3. März.

Noch immer gar nichts. Der Kommissar Klingelt ein paar- mal am Tage an, ich sage ihm dann, daß es mir ausgezeichnet gehe; offenbar befriedigt ihn diese Auskunft nicht ganz. Ich habe meine medizinischen Bücher herausgenommen und studiere; so hat meine freiwillige Haft doch einen Zweck auf alle Fälle.

Freitag, 4. März, 2 Uhr nachmittags.

Ich habe ausgezeichnet zu Mittag gespeist; dazu hat mir die Wirtin eine halbe Flasche Champagner gebracht; es war eine richtige Genßermahlzeit. Sie betrachtet mich als schon dreiviertel tot. Ehe sie ging, hat sie mich weinend gebeten, mitzukommen; sie fürchtete wohl, daß ich mich auch noch aufhängen würde, „um sie zu ärgern“.

Ich habe mir eingehend die neue Gardinenschnur betrachtet. Daran also soll ich mich gleich aufhängen? Um, ich verfühle wenig Lust dazu. Dabei ist die Schnur rauh und hart und zieht sich sehr schlecht in der Schlinge, man muß schon einen recht guten Willen haben, um das Beispiel der anderen nachzuahmen. Jetzt sitze ich an meinem Tisch, links steht das Telephon, rechts liegt der Revolver. Surcht habe ich gar nicht, aber neugierig bin ich.

6 Uhr abends.

Nichts ist passiert, beinahe hätte ich geschrieben — leider! Die verhängnisvolle Stunde kam und ging — und sie war wie alle anderen. Freilich kann ich nicht leugnen, daß ich manchmal einen gewissen Drang verspürte, zum Fenster zu gehen — o ja, aber aus anderen Gründen! — Der Kommissar Klingelte zwischen 5 und 6 wenigstens zehnmal an, er war ebenso ungeduldig wie ich selbst. Aber Frau Dubonnet ist vergnügt: eine Woche hat jemand auf Nr. 7 gewohnt, ohne sich aufzuhängen. Sabelhaft!

Montag, 7. März.

Ich bin nun überzeugt, daß ich nichts entdecken werde und neige der Ansicht zu, daß es sich bei den Selbstmorden meiner Vorgänger nur um einen seltsamen Zufall gehandelt hat. Ich habe den Kommissar gebeten, nochmals in allen drei Sälen eingehende Nachforschungen veranlassen zu wollen, ich bin überzeugt, daß man schließlich doch die Gründe finden wird. — Was mich anbetrifft, so werde ich so lange wie möglich hier bleiben. Paris werde ich freilich hier nicht erobern, aber ich lebe umsonst hier und müste mich ordentlich an. Dazu studiere ich tüchtig, ich merke ordentlich, wie ich in Schuß komme. Und endlich habe ich noch einen Grund, der mich hier hält.

Mittwoch, 9. März.

Also ich bin einen Schritt weitergekommen. Clarimonde—

Ach so, ich habe von Clarimonde noch nichts erzählt. Also sie ist mein „dritter Grund“, hier zu bleiben, und sie ist es auch, wegen der ich in jener „verhängnisvollen“ Stunde gerne zum Fenster gegangen wäre — aber gewiß nicht, um mich aufzuhängen. Clarimonde — warum nenne ich sie nur so? ich habe keine Ahnung wie sie heißt, aber es ist mir, als müsse ich sie Clarimonde nennen. Und ich möchte wetten, daß sie sich wirklich so nennt, wenn ich sie einmal nach ihrem Namen frage.

Ich habe Clarimonde gleich in den ersten Tagen bemerkt. Sie wohnt auf der anderen Seite der sehr schmalen Straße und ihr Fenster liegt dem meinen gerade gegenüber. Da sitzt sie hinter den Vorhängen. Übrigens muß ich feststellen, daß sie mich früher beobachtete, wie ich sie, und sichtlich ein Interesse für mich bewies. Kein Wunder, die ganze Straße weiß ja, daß ich hier wohne und weshalb, dafür hat Frau Dubonnet schon gesorgt.

Ich bin wirklich keine sehr verliebte Natur und meine Beziehungen zur Frau sind immer sehr karglich gewesen. Wenn man aus Verdun nach Paris kommt, um Medizin zu studieren und dabei kaum soviel Geld hat, um sich alle drei Tage einmal satt zu essen, dann hat man an etwas anderes zu denken, als an die Liebe. Ich habe also nicht viel Erfahrungen und vielleicht habe ich diese Sache ziemlich dumm angefangen. Immerhin, mir gefällt sie, so wie sie ist.

Im Anfang ist mir gar nicht der Gedanke gekommen, mein Gegenüber in irgendwelche Beziehungen zu mir zu bringen. Ich habe mir nur gedacht, da ich nun doch einmal hier sei, um zu beobachten, und sonst mit dem besten Willen nichts zu erforschen habe, so könne ich gerade so gut mein Gegenüber beobachten. Den ganzen Tag lang kann man ja doch nicht über den Büchern sitzen. Ich habe also festgestellt, daß Clarimonde die kleine Etage augenscheinlich allein bewohnt.

Sie hat drei Fenster, aber sie sitzt nur an dem Fenster, das dem meinen gegenüber liegt; sie sitzt da und spinnt, an einem kleinen altmodischen Rocken. Ich habe so einen Spinnrocken einmal bei meiner Großmutter gesehen; aber die hatte ihn auch nie gebraucht, ihn nur geerbt von irgendeiner Ur tante: ich wußte gar nicht, daß man heute noch damit arbeitet. Übrigens ist der Spinnrocken von Clarimonde ein ganz kleines, feines Ding, weiß und scheinbar aus Elfenbein; es müssen ungeheuer zarte Fäden sein, die sie macht. Sie sitzt den ganzen Tag hinter den Vorhängen und arbeitet unaufhörlich, erst wenn es dunkel wird, hört sie auf. Freilich wird es sehr früh dunkel in diesen Nebeltagen in der engen Straße, um fünf Uhr schon haben wir die schönste Dämmerung. Licht habe ich nie gesehen in ihrem Zimmer.

Wie sie aussieht — Ja, das weiß ich nicht recht. Sie trägt die schwarzen Haare in Wellenlocken und ist ziemlich bleich. Die Nase ist schmal und klein und die Flügel bewegen sich. Auch ihre Lippen sind bleich, und es scheint mir, als ob die kleinen Zähne zugespitzt wären wie bei Raubtieren. Die Lider schatten tief, aber wenn sie sie aufschlägt, leuchten ihre großen, dunklen Augen. Doch fühle ich das alles viel mehr, als ich es wirklich weiß. Es ist schwer, etwas genau zu erkennen hinter den Vorhängen.

Noch etwas: sie trägt stets ein schwarzes geschlossenes Kleid; große lilae Tupfen sind darauf. Und immer hat sie lange schwarze Handschuhe an, wohl um die Hände nicht bei der Arbeit zu verderben. Es sieht seltsam aus, wie die schmalen schwarzen Singer, schnell, scheinbar durcheinander, die Fäden nehmen und ziehen — wirklich, beinahe wie ein Gefrabbele von Insektenbeinen.

Unsere Beziehungen zueinander? Nun, eigentlich sind sie recht oberflächlich, und doch kommt es mir vor, als wenn sie viel tiefer wären. Es fing wohl so an, daß sie zu meinem

Senster hinübersah — und ich zu dem ihren. Sie beobachtete mich — und ich sie. Und dann muß ich ihr wohl ganz gut gefallen haben, denn eines Tages, als ich sie wieder so anschaute, lächelte sie, ich natürlich auch. Das ging so ein paar Tage lang, immer öfter und öfter lächelten wir uns zu. Dann habe ich mir fast stündlich vorgenommen, sie zu grüßen; ich weiß nicht recht, was mich immer wieder davon abhielt.

Endlich habe ich es doch getan, heute nachmittag. Und Clarimonde hat wieder gegrüßt. Nur ganz leise freilich, aber ich habe es wohl gesehen, wie sie genickt hat.

Donnerstag, 10. März.

Gestern bin ich lange aufgefressen über den Büchern. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich viel studiert habe: ich habe Luftschlösser gebaut und von Clarimonde geträumt. Ich habe unruhig geschlafen, bis tief in den Morgen hinein.

Als ich ans Fenster trat, saß Clarimonde da. Ich grüßte und sie nickte wieder. Sie lächelte und sah mich lange an.

Ich wollte arbeiten, aber ich fand die Ruhe nicht. Ich setzte mich ans Fenster und starrte sie an. Da sah ich, wie auch sie die Hände in den Schoß legte. Ich zog an der Schnur die weiße Gardine zurück und — im selben Augenblicke fast — tat sie das gleiche. Wir lächelten beide und sahen uns an.

Ich glaube, wir haben wohl eine Stunde so gegessen.

Dann spann sie wieder.

Samstag, 12. März.

Diese Tage gehen so hin. Ich esse und trinke, ich setze mich an den Arbeitstisch. Ich brenne dann meine Pfeife an und beuge mich über ein Buch. Aber ich lese keine Silbe. Ich versuche immer wieder, aber ich weiß zuvor, daß es gar nichts fruchten wird. Dann gehe ich ans Fenster. Ich grüße, Clarimonde dankt. Wir lächeln und starren uns an, stundenlang —

Gestern nachmittag um die sechste Stunde war ich ein wenig unruhig. Die Dämmerung brach sehr früh herein und

ich fühlte eine gewisse Angst. Ich saß an meinem Schreibtisch und wartete. Ich fühlte einen fast unbezwinglichen Drang zum Fenster — nicht um mich aufzuhängen freilich, sondern um Clarimonde anzusehen. Ich sprang auf und stellte mich hinter die Gardine. Nie, scheint es mir, habe ich sie so deutlich gesehen, trotzdem es schon recht dunkel war. Sie spann, aber ihre Augen schauten zu mir herüber. Ich fühlte ein seltsames Wohlbehagen und eine ganz leise Angst.

Das Telephon klingelte. Ich war wütend auf den albernen Kommissar, der mich mit seinen dummen Fragen aus meinen Träumen riß.

Heute morgen besuchte er mich, zusammen mit Frau Dubonnet. Sie ist zufrieden genug mit meiner Tätigkeit, es genügt ihr vollständig, daß ich nun schon zwei Wochen lang lebe im Zimmer Nr. 7. Der Kommissar aber will außerdem noch Resultate. Ich habe geheimnisvolle Andeutungen gemacht, daß ich einer höchst seltsamen Sache auf der Spur sei; der Esel hat mir alles geglaubt. Auf jeden Fall kann ich noch wochenlang hier bleiben — und das ist mein einziger Wunsch. Nicht wegen Frau Dubonnets Küche und Keller — Herrgott, wie rasch wird einem das gleichgültig, wenn man immer satt ist! — nur wegen ihres Fensters, das sie haßt und fürchtet, und das ich so liebe, dieses Fenster, das mir Clarimonde zeigt.

Wenn ich die Lampe angesteckt habe, sehe ich sie nicht mehr. Ich habe mir die Augen ausgeguckt, um zu sehen, ob sie ausgeht, aber ich habe sie nie einen Schritt auf die Straße setzen sehen. Ich habe einen großen bequemen Lehnstuhl und einen grünen Schirm über der Lampe, dessen Schein mich warm einhüllt. Der Kommissar hat mir ein großes Paket Tabak gebracht, ich habe nie so guten geraucht — — und trotzdem kann ich nicht arbeiten. Ich lese zwei, drei Seiten, und wenn ich zu Ende bin, weiß ich, daß ich nicht ein Wort verstanden habe. Nur das Auge nimmt die Buchstaben auf, mein Hirn lehnt

aber jeden Begriff ab. Komisch! Als ob es ein Schild trage: Eingang verboten. Als ob es keinen anderen Gedanken mehr zulasse als den einen: Clarimonde —

Endlich schiebe ich die Bücher weg, lehne mich tief zurück in meinen Sessel und träume.

S o n n t a g, 13. März.

Heute morgen habe ich ein kleines Schauspiel gesehen. Ich ging im Korridor auf und ab, während der Hausknecht mein Zimmer in Ordnung brachte. Vor dem kleinen Hohenfenster hängt ein Spinnweb, eine dicke Kreuzspinne sitzt darin. Frau Dubonnet läßt sie nicht wegfangen: Spinnen bringen Glück, und sie hatte gerade genug Unglück in ihrem Hause. Da sah ich, wie eine andere, viel kleinere Spinne, vorsichtig um das Netz herumlief, ein Männchen. Behutsam ging es ein wenig auf dem schwanken Saden der Mitte zu, aber so wie das Weibchen sich nur rührte, zog es sich schleunigst zurück. Lief an ein anderes Ende und versuchte von neuem, sich zu nähern. Endlich schien das starke Weibchen in der Mitte seinen Werbungen Gehör zu schenken, es rührte sich nicht mehr. Das Männchen zupfte erst leise, dann stärker an einem Saden, so daß das ganze Netz zitterte; aber seine Angebetete blieb ruhig. Da kam es schnell, aber unendlich vorsichtig näher heran. Das Weibchen empfing es still und ließ sich ruhig, ganz hingebend, seine zärtliche Umarmung gefallen; unbeweglich hingen sie beide minutenlang mitten in dem großen Netz.

Dann sah ich, wie das Männchen langsam sich löste, ein Bein ums andere; es war, als wolle es sich still zurückziehen und die Gefährtin allein lassen in dem Liebestraum. Plötzlich ließ es ganz los, und lief, so schnell es nur konnte, hinaus aus dem Netz. Aber in demselben Augenblicke kam ein wildes Leben in das Weibchen, rasch jagte es nach. Das schwache Männchen ließ sich an einem Saden herab, gleich machte die Geliebte das Kunststück nach. Beide fielen auf das Fenster-

brett, mit dem Aufgebot all seiner Kräfte suchte das Männchen zu entkommen. Zu spät, schon faßte es mit starkem Griff die Gefährtin und trug es wieder hinauf in das Netz, gerade in die Mitte. Und dieser selbe Platz, der eben als Bett gedient hatte für wollüstige Begierde, sah nun ein ander Bild. Vergeblich zappelte der Liebhaber, streckte immer wieder die schwachen Beinchen aus, suchte sich zu entwinden aus dieser wilden Umarmung: die Geliebte gab ihn nicht mehr frei. In wenigen Minuten spann sie ihn ein, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann schlug sie die scharfen Zangen in seinen Leib und sog in vollen Zügen das junge Blut des Geliebten. Ich sah noch, wie sie endlich das jämmerliche, unkenntliche Klümpchen — Beinchen, Haut und Säden — loslöste und verächtlich hinauswarf aus dem Netz.

So also ist die Liebe bei diesen Tieren — nun, ich bin froh, daß ich kein Spinnenjüngling bin.

M o n t a g , 14. März.

Ich werfe keinen Blick mehr in meine Bücher. Nur am Fenster verbringe ich meine Tage. Und wenn es dunkel ist, bleibe ich auch sitzen. Sie ist nicht mehr da, aber ich schließe die Augen und sehe sie doch —

Im, dies Tagebuch ist wirklich ganz anders geworden, als ich es mir vorstellte. Es erzählt von Frau Dubonnet und dem Kommissar, von Spinnen und von Clarimonde. Aber nicht eine Silbe über die Entdeckung, die ich machen wollte. — Kann ich dafür?

D i e n s t a g , 15. März.

Wir haben ein seltsames Spiel gefunden, Clarimonde und ich; wir spielen es den ganzen Tag lang. Ich grüße sie, so gleich grüßt sie zurück. Dann trommle ich mit der Hand gegen die Scheiben, sie sieht es kaum und schon beginnt sie auch zu trommeln. Ich winke ihr zu, sie winkt wieder; ich bewege die Lippen, als ob ich zu ihr spreche und sie tut dasselbe. Dann

streiche ich von der Schläfe mein Haar zurück und schon ist auch ihre Hand an der Stirne. Ein richtiges Kinderspiel, und wir lachen beide darüber. Das heißt — eigentlich lacht sie nicht, es ist ein Lächeln, still, hingebend — genau so glaube ich selbst zu lächeln.

Übrigens ist alles nicht ganz so dumm, wie es den Anschein hat. Es ist nicht nur ein reines Nachmachen, ich glaube, das würden wir beide bald leid werden; es muß wohl eine gewisse Gedankenübertragung dabei eine Rolle spielen. Denn Clarimonde folgt meinen Bewegungen in dem kleinsten Bruchteil einer Sekunde, sie hat kaum Zeit, sie zu sehen und führt sie schon selbst aus; manchmal scheint es mir, als ob es gleichzeitig wäre. Das ist es, was mich reizt, immer etwas ganz Neues, Unvorgesehenes zu machen, es ist verblüffend, wie sie zugleich dasselbe tut. Manchmal versuche ich, sie aufs Glatt-
eis zu führen. Ich mache eine Menge von verschiedenen Bewegungen schnell hintereinander; dann dieselben noch einmal und wieder. Schließlich mache ich zum vierten Male dieselbe Reihe, aber wechsle die Folge der Bewegungen oder ich mache eine anders, oder lasse eine aus. So wie Kinder, die „Alle Vögel fliegen“ spielen. Es ist ganz merkwürdig, daß Clarimonde auch nicht ein einziges Mal eine falsche Bewegung macht, obwohl ich so schnell wechsle, daß sie kaum Zeit hat, jede einzelne zu erkennen.

Damit verbringe ich meinen Tag. Aber ich habe keine Sekunde das Gefühl, daß ich unnütz die Zeit totschlage; es ist mir im Gegenteil so, als ob ich nie etwas Wichtigeres getrieben habe.

Mittwoch, 16. März.

Ist es nicht komisch, daß mir nie ernsthaft der Gedanke kommt, meine Beziehungen zu Clarimonde auf eine etwas vernünftigeren Basis zu stellen, als diese stundenlangen Spielereien? Letzte Nacht dachte ich darüber nach. Ich kann doch

einfach Hut und Mantel nehmen und hinuntergehen, zwei Treppen. Fünf Schritte über die Straße, dann wieder zwei Treppen. An der Türe ist ein kleines Schild, darauf steht „Clarimonde — —“. Clarimonde — was? Ich weiß nicht: was! aber Clarimonde steht da. Dann fopfe ich und dann —

Soweit kann ich mir alles genau vorstellen, jede kleinste Bewegung, die ich mache, sehe ich vor mir. Aber ich kann mir durchaus kein Bild machen, was dann weiter kommen soll. Die Türe öffnet sich, das sehe ich noch. Aber ich bleibe davor stehen und blicke hinein in ein Dunkel, das nichts, aber auch gar nichts erkennen läßt. Sie kommt nicht — nichts kommt; es ist überhaupt gar nichts da. Nur dieses schwarze undurchdringliche Dunkel.

Mir ist manchmal, als ob es eine andere Clarimonde gar nicht gäbe, als die ich dort am Fenster sehe und die mit mir spielt. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie diese Frau aussehen würde im Gute oder einem andern Kleide, als ihrem schwarzen, mit den großen lila Tupfen; nicht einmal ohne ihre Handschuhe kann ich sie mir denken. Wenn ich sie auf der Straße sehen sollte, oder gar in einem Restaurant, essend, trinkend, plaudernd — — ich muß ordentlich lachen, so unmöglich erscheint mir das Bild.

Manchmal frage ich mich, ob ich sie liebe. Ich kann das nicht recht beantworten, da ich ja noch nie geliebt habe. Ist aber das Gefühl, das ich zu Clarimonde habe, wirklich — Liebe, so ist sie jedenfalls ganz, ganz anders, als ich sie bei meinen Kameraden gesehen oder aus Romanen kennen gelernt habe.

Es wird mir sehr schwer, meine Empfindungen festzustellen. Es wird mir überhaupt schwer, an etwas zu denken, das sich nicht auf Clarimonde bezieht, oder vielmehr — — auf unser Spiel. Denn es läßt sich nicht leugnen, es ist eigent-

lich dieses Spiel, das mich immer beschäftigt, nichts anderes. Und das ist es, was ich am wenigsten begreife.

Clarimonde — — ja, ich fühle mich zu ihr hingezogen. Aber da hinein mischt sich ein anderes Gefühl, so, als ob ich mich fürchte. Fürchte? Nein, das ist es auch nicht, es ist eher eine Scheu, eine leise Angst vor irgend etwas, das ich nicht weiß. Und gerade diese Angst ist es, die etwas seltsam Bezwingendes, merkwürdig Wollüstiges hat, die mich von ihr abhält und doch näher zu ihr hinzieht. Mir ist, als liefe ich in großem Kreise weit um sie herum, käme hier ein wenig näher, zöge mich wieder zurück, liefe weiter, ginge an einer anderen Stelle vor und dann schnell wieder zurück. Bis ich endlich — und das weiß ich ganz gewiß — doch einmal hin muß zu ihr.

Clarimonde sitzt am Fenster und spinnt. Säden, lange, dünne, unendlich feine Säden. Sie macht ein Gewebe daraus, ich weiß nicht, was es werden soll. Und ich kann nicht begreifen, wie sie dies Netz machen kann, ohne immer wieder die zarten Säden zu verwirren und zu zerreißen. Es sind wunderliche Muster in ihrer feinen Arbeit, Sabeltiere und merkwürdige Fragen.

Übrigens — was schreibe ich da? Richtig ist, daß ich gar nicht sehen kann, was sie eigentlich spinnt; viel zu fein sind die Säden. Und doch fühle ich, daß ihre Arbeit genau so ist, wie ich sie sehe — — wenn ich die Augen schließe. Genau so. Ein großes Netz und viele Geschöpfe darin, Sabeltiere und merkwürdige Fragen —

Donnerstag, 17. März.

Ich bin in einer merkwürdigen Aufregung. Ich spreche mit keinem Menschen mehr; selbst Frau Dubonnet und dem Hausknecht sage ich kaum mehr guten Tag. Kaum lasse ich mir die Zeit um zu essen; ich mag nur noch am Fenster sitzen,

mit ihr zu spielen. Es ist ein aufregendes Spiel, wirklich, das ist es.

Und ich habe ein Gefühl, als müsse morgen etwas vorfallen.

Freitag, 18. März.

Ja, ja, es muß etwas passieren heute —. Ich sage mir vor — ganz laut spreche ich zu mir, um meine Stimme zu hören — daß ich ja deshalb hier sei. Aber das Schlimme ist: ich habe Angst. Und diese Angst, daß mir etwas ähnliches zustoßen könne, wie meinen Vorgängern in diesem Raume, mischt sich seltsam in die andere Angst: die vor Clarimonde. Ich kann sie kaum auseinanderhalten.

Ich habe Furcht, schreien möchte ich.

6 Uhr abends.

Rasch ein paar Worte, in Hut und Mantel.

Als es fünf Uhr war, war ich zu Ende mit meiner Kraft. Oh, ich weiß es jetzt gewiß, daß es irgendeine Bewandnis haben muß mit dieser sechsten Stunde des vorletzten Wochentages — jetzt lache ich nicht mehr über den Schwindel, den ich dem Kommissar vormachte. Ich saß auf meinem Sessel, mit Gewalt hielt ich mich da fest. Aber es zog mich, riß mich fast zum Fenster. Ich mußte spielen mit Clarimonde — und dann wieder diese gräßliche Angst vor dem Fenster. Ich sah sie da hängen, den Schweizer Kommiss, groß, mit dickem Halse und grauem Stoppelbart. Und den schlanken Artisten und den untergesetzten kräftigen Sergeanten. Alle drei sah ich, einen nach dem anderen und dann zusammen alle drei, an demselben Haken, mit offenen Mündern und weit herausgestreckten Zungen. Und dann sah ich mich selbst, mitten unter ihnen.

O diese Angst! Ich fühlte wohl, daß ich sie ebensosehr von dem Fensterkreuz hatte und dem gräßlichen Haken da oben, wie vor Clarimonde. Sie mag mir verzeihen, aber es ist so: in meiner schmähligen Furcht mischte ich sie immer hinein in

das Bild der drei, die da hingen, die Beine tief schleifend auf dem Boden.

Das ist wahr, ich fühlte keinen Augenblick in mir einen Wunsch, eine Sehnsucht, mich zu erhängen; ich hatte auch keine Furcht davor, daß ich das tun möchte. Nein — ich hatte nur Angst vor dem Fenster selbst — und vor Clarimonde — vor etwas Schrecklichem, Ungewissen, das jetzt kommen mußte. Ich hatte den leidenschaftlichen, unbezwingbaren Wunsch, aufzustehen und doch ans Fenster zu gehen. Und ich mußte es tun —

Da schellte das Telephon. Ich nahm die Muschel, und ehe ich noch ein Wort hören konnte, schrie ich selbst hinein: „Kommen! Sofort kommen!“

Es war, als ob der Schrei meiner gellenden Stimme im Augenblicke alle Schatten in die letzten Rigen des Fußbodens jagte. Ich war ruhig im Augenblick. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirne und trank ein Glas Wasser; dann überlegte ich, was ich dem Kommissar sagen solle, wenn er komme. Endlich ging ich ans Fenster, grüßte und lächelte.

Und Clarimonde grüßte und lächelte.

Fünf Minuten später war der Kommissar da. Ich erzählte ihm, daß ich endlich der Geschichte auf den Grund komme; heute möge er mich noch mit Fragen verschonen, aber ich würde ihm gewiß in kurzem merkwürdige Enthüllungen geben können. Das Komische dabei war, daß, als ich ihm das vorlog, ich durchaus überzeugt war, daß ich die Wahrheit sage. Und daß ich es jetzt noch fast so fühle — — entgegen meinem besseren Wissen.

Er bemerkte wohl meinen etwas sonderbaren Gemütszustand, besonders, als ich mich wegen meines ängstlichen Schreies ins Telephon zu entschuldigen und ihn möglichst natürlich zu erklären versuchte — — und doch nicht recht einen Grund dafür fand. Er meinte sehr liebenswürdig, ich solle durchaus

keine Rücksicht auf ihn nehmen; er stände mir immer zur Verfügung, das sei seine Pflicht. Lieber komme er ein Dutzend Mal vergebens, als daß er einmal auf sich warten lasse, wenn es nötig wäre. Dann lud er mich ein, heute abend mit ihm auszugehen, das würde mich zerstreuen; es sei nicht gut, wenn ich immer so ganz allein sei. Ich habe angenommen — obwohl es mir schwer fiel; ich mag mich nicht gerne trennen von diesem Zimmer.

S a m s t a g , 19. März.

Wir waren in der Gaieté Rochechouart, in der Ligale und in der Lune Rousse. Der Kommissar hatte recht gehabt: es war gut für mich, daß ich einmal hier heraus kam, andere Luft atmete. Anfangs hatte ich ein recht unangenehmes Gefühl, so, als ob ich etwas Unrechtes tue, als ob ich ein Deserteur sei, der der Sahne den Rücken gekehrt habe. Dann aber legte sich das; wir tranken viel, lachten und schwatzten.

Als ich heute morgen ans Fenster trat, glaubte ich in Clarimondens Blick einen Vorwurf zu lesen. Vielleicht aber bilde ich mir das nur ein: woher soll sie denn überhaupt wissen, daß ich gestern nacht aus war? Übrigens dauerte das nur einen Augenblick, dann lächelte sie wieder.

Den ganzen Tag haben wir gespielt.

S o n n t a g , 20. März.

Ich kann heute nur wieder schreiben: den ganzen Tag haben wir gespielt.

M o n t a g , 21. März.

Den ganzen Tag haben wir gespielt.

D i e n s t a g , 22. März.

Ja, und das haben wir auch heute getan. Nichts, gar nichts anderes. — Zuweilen frage ich mich — wozu eigentlich, warum? Oder: was will ich eigentlich, wohin soll das führen? Aber ich gebe mir nie eine Antwort darauf. Denn es ist gewiß, daß ich nichts anderes wünsche, als gerade das.

Und das, was auch immer kommen mag, ist es — — wonach ich mich sehne.

Wir haben miteinander gesprochen in diesen Tagen, freilich kein lautes Wort. Manchmal haben wir die Lippen bewegt, öfter nur uns angesehen. Aber wir haben uns sehr gut verstanden.

Ich hatte recht gehabt: Clarimonde machte mir Vorwürfe, weil ich weglief am letzten Freitag. Dann habe ich sie um Verzeihung gebeten und gesagt, daß ich es einsähe, daß es dumm von mir gewesen sei und häßlich. Sie hat mir verziehen und ich habe ihr versprochen, daß ich nie mehr weggehen wolle von diesem Fenster. Und wir haben uns geküßt, haben die Lippen lange an die Scheiben gedrückt.

Mittwoch, 23. März.

Ich weiß jetzt, daß ich sie liebe. Es muß so sein, ich bin durchdrungen von ihr bis in die letzte Siber. Mag sein, daß die Liebe anderer Menschen anders ist. Aber gibt es einen Kopf, ein Ohr nur, eine Hand, die irgendeiner anderen von tausend Millionen gleich wäre? Alle sind verschieden, so mag auch keine Liebe der anderen gleich sein. Absonderlich ist meine Liebe, das weiß ich wohl. Aber ist sie darum weniger schön? Beinahe bin ich glücklich in dieser Liebe.

Wenn nur nicht die Angst wäre! Manchmal schläft sie ein, dann vergesse ich sie. Aber nur auf Minuten, dann wacht sie wieder und läßt mich nicht los. Sie kommt mir vor, wie ein armseliges Mäuslein, das gegen eine große schöne Schlange kämpft, sich entwinden will ihrer starken Umarmungen. Warte nur, du dumme kleine Angst, bald wird diese große Liebe dich fressen.

Donnerstag, 24. März.

Ich habe eine Entdeckung gemacht: ich spiele nicht mit Clarimonde — sie spielt mit mir.

So kam es.

Gestern abend dachte ich — wie immer — an unser Spiel. Da habe ich mir fünf neue verzwickte Folgen aufgeschrieben, mit denen ich sie am Morgen überraschen wollte, jede Bewegung trug eine Nummer. Ich übte sie mir ein, um sie möglichst schnell machen zu können, vorwärts und dann rückwärts. Dann nur die geraden Ziffern und dann nur die ungeraden, und alle ersten und letzten Bewegungen der fünf Folgen. Es war sehr mühselig, aber es machte mir viel Freude, brachte es mich doch Clarimonde näher, auch wenn ich sie nicht sah. Stundenlang übte ich so, aber endlich ging es wie am Schnürchen.

Heute morgen nun trat ich ans Fenster. Wir grüßten uns, dann begann das Spiel. Hinüber, herüber, es war unglaublich, wie schnell sie mich verstand, wie sie im selben Augenblicke fast alles tat, was ich machte.

Da flopfte es; es war der Hausknecht, der mir die Stiefel brachte. Ich nahm sie an; wie ich zum Fenster zurückging, fiel mein Blick auf das Blatt, auf dem ich meine Folgen notiert hatte. Und da sah ich, daß ich soeben nicht eine einzige all dieser Bewegungen ausgeführt hatte.

Ich taumelte beinahe, ich faßte die Lehne des Sessels und ließ mich hineinfallen. Ich glaubte es nicht, las das Blatt wieder und wieder — — Aber es war so: ich hatte soeben am Fenster eine Reihe von Folgen gespielt — und nicht eine von meinen.

Und ich hatte wieder das Gefühl: eine Thür öffnet sich weit — ihre Thür. Ich stehe davor und starre hinein — — nichts, nichts — nur dieses leere Dunkel. Dann wußte ich: wenn ich jetzt hinausgehe, bin ich gerettet; und ich empfand wohl, ich konnte jetzt gehen. Trotzdem ging ich nicht. Das war, weil ich das bestimmte Gefühl hatte: du hältst das Geheimnis. Fest in beiden Händen. — P a r i s — du wirst Paris erobern!

Einem Augenblick war Paris stärker als Clarimonde.

— — Ach, jetzt denke ich kaum mehr daran. Jetzt fühle ich nur meine Liebe und in ihr diese stille, wollüstige Angst.

Aber in dem Augenblicke gab es mir Kraft. Ich las mir noch einmal meine erste Folge durch und prägte mir jede Bewegung deutlich ein. Dann ging ich zurück ans Fenster.

Genau gab ich acht auf das, was ich tat: es war keine Bewegung darunter, die ich ausführen wollte.

Dann nahm ich mir vor, den Zeigefinger an der Nase zu reiben. Aber ich küßte die Scheibe. Ich wollte trommeln auf der Fensterbank, aber ich fuhr mit der Hand durch das Haar. Es war also gewiß, nicht Clarimonde machte das nach, was ich tat: ich tat vielmehr das, was sie mir vormachte. Und tat es so schnell, so blitzartig, daß es fast zur selben Sekunde geschah, daß ich mir auch jetzt noch manchmal einbildete, von mir aus wäre die Willensäußerung ausgegangen.

Ich also, der so stolz darauf war, ihre Gedanken zu beeinflussen, ich bin es, der so ganz und gar beeinflusst wird. Nur — dieser Einfluß ist so leicht, so weich, o es gibt nichts, das so wohltuend wäre.

Ich habe noch andere Versuche gemacht. Ich steckte beide Hände in die Taschen, nahm mir fest vor, sie nicht zu rühren; starrte zu ihr hinüber. Ich sah, wie sie ihre Hand hob, wie sie lächelte und mir leicht drohte mit dem Zeigefinger. Ich bewegte mich nicht. Ich fühlte, wie meine Rechte sich heben wollte aus der Tasche, aber ich krallte die Finger tief in das Futter. Dann langsam, nach Minuten lösten sich doch die Finger — und die Hand kam heraus aus der Tasche und der Arm hob sich. Und ich drohte ihr mit dem Finger und lächelte. Es war, als ob gar nicht ich selbst das tue, sondern irgendein Fremder, den ich beobachtete. Nein, nein — so war es nicht. Ich, ich tat es wohl — — und irgendein Fremder beobachtete mich.

Eben der Fremde, der so stark war und die große Entdeckung machen wollte. Aber das war ich nicht —

Ich — was geht mich irgendeine Entdeckung an? Ich bin da, um zu tun, was sie will, Clarimonde, die ich liebe in köstlichster Angst.

Freitag, 25. März.

Ich habe den Telephondraht zerschnitten. Ich habe keine Lust mehr, immer gestört zu werden von dem albernen Kommissar, gerade dann, wenn die seltsame Stunde anbricht —

Herrgott — warum schreibe ich das nur! Kein Wort ist wahr davon. Es ist, als ob mir jemand die Feder führe.

Aber ich will — will — will hier das hinschreiben, was ist. Es kostet mich eine ungeheuere Überwindung. Aber ich will es tun. Nur einmal noch — das — — was ich will.

Ich habe den Telephondraht zerschnitten — — ah —

Weil ich mußte. — Da steht es, endlich! Weil ich mußte, mußte.

Wir standen am Fenster heute morgen und spielten. Unser Spiel ist anders geworden seit gestern. Sie macht irgendeine Bewegung und ich wehre mich, so lange es geht. Bis ich endlich nachgeben muß, willenlos das zu tun, was sie will. Und ich kann gar nicht sagen, welch wundervolle Lust es ist, dieses Besiegtwerden, dieses Eingeben in ihren Willen.

Wir spielten. Und dann, plötzlich, stand sie auf, ging zurück in das Zimmer. So dunkel war es, daß ich sie nicht mehr sehen konnte; sie schien verschwunden im Dunkel. Aber gleich kam sie wieder, trug in beiden Händen ein Tischtelefon, ganz wie meines. Sie setzte es lächelnd nieder auf das Fensterbrett, nahm ein Messer, schnitt die Schnur durch und trug es wieder zurück.

Wohl eine Viertelstunde lang habe ich mich gewehrt. Meine Angst war größer, wie je zuvor, aber um so köstlicher war dies Gefühl des langsamen Unterliegens. Und endlich



Hans Heinz Evers

Die Spinne

100

brachte ich meinen Apparat, schnitt die Schnur durch und stellte ihn zurück auf den Tisch.

So ist es geschehen.

— Ich sitze an meinem Tisch; ich habe Tee getrunken, soeben hat der Hausknecht das Geschirr hinausgetragen. Ich habe ihn nach der Zeit gefragt, meine Uhr geht nicht recht. Fünf Uhr fünfzehn ist es, fünf Uhr fünfzehn —

Ich weiß, wenn ich jetzt aufsehe, wird Clarimonde irgend etwas tun. Sie wird irgend etwas tun, das ich auch tun muß.

Ich sehe doch auf. Sie steht da und lächelt. Nun — wenn ich doch den Blick wegwenden könnte! — nun geht sie zur Gardine. Sie nimmt die Schnur ab — rot ist sie, genau so wie die meines Fensters. Sie macht eine Schlinge. Sie hängt die Schnur oben an den Haken des Fensterkreuzes.

Sie setzt sich und lächelt.

— Nein, das kann man nicht mehr Angst nennen, was ich empfinde. Es ist eine entsetzliche, beflummende Furcht, die ich doch nicht eintauschen möchte um nichts in der Welt. Es ist ein Zwang so unerhörter Art, und doch so seltsam wolüstig in seiner unentrinnbaren Grausamkeit.

Ich könnte gleich hinlaufen und das tun, was sie will. Aber ich warte, kämpfe, wehre mich. Ich fühle, wie es immer stärker wird mit jeder Minute —

So, ich sitze wieder hier. Ich bin rasch hingelaufen und habe getan, was sie wollte: die Schnur genommen, die Schlinge gemacht und an den Haken gehängt —

Und jetzt will ich nicht mehr aufsehen, ich will nur hierhin auf das Papier starren. Denn ich weiß, was sie tun wird, wenn ich jetzt wieder sie ansehe — — jetzt in der sechsten Stunde des vorletzten Wochentages. Sehe ich sie, so muß ich tun, was sie will, ich muß dann — —

Ich will sie nicht ansehen — —

Da lache ich — laut. Nein, ich lache nicht, irgend etwas lacht in mir. Ich weiß weshalb: über dieses „Ich will nicht — —“

Ich will nicht und weiß doch ganz sicher, daß ich muß. Ich muß sie ansehen, muß, muß es tun — — — und dann — — das übrige.

Ich warte nur, um diese Qualen noch länger auszudehnen, ja das ist es. Diese atemlosen Leiden, die höchste Wollust sind. Ich schreibe, schnell, schnell, um noch länger hier zu sitzen, um diese Sekunden der Schmerzen auszudehnen, die meiner Liebe Luste ins Unendliche steigern —

Noch mehr, noch länger — —

Wieder die Angst, wieder! Ich weiß, ich werde sie ansehen, werde aufstehen, werde mich erhängen: nicht davor fürchte ich mich. O nein — das ist schön, das ist köstlich.

Aber etwas, irgend etwas anderes ist noch da — was hernach kommt. Ich weiß nicht, was es sein wird — aber es kommt, es kommt ganz sicher, ganz sicher. Denn das Glück meiner Qualen ist so ungeheuer groß — o ich fühle, fühle, daß ihm ein Entsetzliches folgen muß.

Nur nicht denken —

Irgend etwas schreiben, irgend etwas, gleichgültig was. Nur schnell, nur nicht besinnen — —

Meinen Namen — Richard Bracquemont, Richard Bracquemont, Richard — — oh, ich kann nicht mehr weiter, — Richard Bracquemont — Richard Bracquemont — — jetzt — jetzt — ich muß sie ansehen — — Richard Bracquemont — ich muß — nein, noch mehr — — Richard — Richard Bracque — — —

— Der Kommissar des IX. Reviers, der auf wiederholtes telephonisches Anläuten keine Antwort erhalten hatte, betrat nun sechs Uhr fünf Minuten das Hotel Stevens. Er fand im Zimmer Nr. 7 die Leiche des Studenten Richard Bracquemont am Fensterkreuze hängen, genau in derselben Lage wie seine drei Vorgänger.

Nur das Gesicht hatte einen anderen Ausdruck; es war in gräßlicher Angst verzerrt, die Augen, weit geöffnet, drangen heraus aus den Höhlen. Die Lippen waren auseinandergezogen, die starken Zähne fest übereinandergebissen.

Und zwischen ihnen flebte, zerbissen und zerquetscht, eine große schwarze Spinne, mit merkwürdigen violetten Tupfen.

— Auf dem Tische lag das Tagebuch des Mediziners. Der Kommissar las es und begab sich sofort in das gegenüberliegende Haus. Er stellte dort fest, daß die zweite Etage seit Monaten leer stand und unbewohnt war — —

**Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte.
Von Rudyard Kipling.**

Diese Geschichte handelt ausschließlich von Geistern. Es gibt in Indien Geister, die die Form von dicken, Palten, flebrigen Leichnamen annehmen und sich in Bäumen nahe der Straße verbergen, bis ein Reisender vorbeikommt. Dann fallen sie ihm auf den Hals und bleiben da. Es gibt auch furchtbare Geister von Frauen, die im Kindbett gestorben sind. Diese streichen in der Abenddämmerung die Wege entlang oder verbergen sich in den Getreidefeldern nahe den Dörfern und rufen verführerisch. Aber ihrem Ruf zu folgen bringt Tod in dieser Welt und in der nächsten. Ihre Süße sind nach rückwärts gekehrt, so daß alle nüchternen Männer sie erkennen können. Es gibt auch Geister kleiner Kinder, die in Brunnen geworfen worden sind. Diese halten sich an Brunnenmauern und an den Rändern der Dschungel auf und wimmern unter den Sternen oder fassen Weiber am Handgelenk und bitten, daß man sie trage. Diese und die Leichnamgeister sind jedoch nur eingeborene Artikel und greifen Sahibs nicht an. Von keinem eingeborenen Geist ist bisher authentische Kunde geworden, der einen Engländer erschreckt hätte; aber viele englische Geister haben schon Weißen und Schwarzen die Seele herausgeängstigt.

Sast jede zweite Station besitzt ihren Geist. Zwei sollen sich in Simla befinden, nicht eingerechnet das Weib, das im Daß-Bungalow*) von Siri an der alten Straße den Blasebalg tritt. Massuri hat ein Haus, in welchem ein sehr unruhiges Ding spukt; eine weiße Dame soll rings um ein Haus in Lahore den Nachtwächter machen; Dalhousie behauptet von einem seiner Häuser, daß darin an Herbstabenden alle Einzelheiten

*) Ein Bungalow ist im allgemeinen ein einstöckiges Haus von dem Typ, wie er für den Gebrauch von Europäern in Ostindien hergestellt wird. Daß-Bungalows sind Unterkunftshäuser, die an den Straßen in gewissen Abständen für die in Palankinen oder Wagen Reisenden von der Regierung angelegt wurden.

Anm. d. Übers.

einer schrecklichen Pferde- und Abgrundkatastrophe wiederholt werden; Murri hat einen lustigen Geist, und nun, da es von der Cholera heimgesucht worden ist, wird es Raum für einen traurigen haben; es gibt Offizierswohnungen in Mian Mir, deren Türen sich ohne Ursache öffnen, und deren Möbel knacken, nicht von der Junihige, sondern von dem Gewicht Unsichtbarer, die sich's in den Sesseln bequem machen; Peschawur hat Häuser, die niemand gern mietet; und in einem großen Bungalow zu Allahabad ist etwas — nicht das Sieber — nicht, wie es sein soll. Die alten Provinzen starren förmlich von Häusern, in denen es spukt, und Gespensterarmeen marschieren durch die Hauptstraßen ihrer Städte.

Einige der Daß-Bungalows an der Grand-Trunk-Straße haben bequeme kleine Friedhöfe innerhalb ihrer Umzäunungen — Zeugen der Vergänglichkeit und der Zufälle dieses irdischen Lebens aus den Tagen, da man von Kalkutta nach dem Nordwesten im Wagen fuhr. Diese Bungalows sind keine einladenden Unterkunftsorte. Sie sind gewöhnlich sehr alt, immer sehr schmutzig, und der Khansamah*) ist so alt wie der Bungalow. Er ergeht sich entweder in greisenhaftem Geschwätz, oder verfällt in die lange Geistesabwesenheit des Alters. In beiden Zuständen ist er nutzlos. Wenn man zornig auf ihn wird, beruft er sich auf einen Sahib, der seit dreißig Jahren tot und begraben ist, und sagt, daß, als er in den Diensten jenes Sahibs stand, kein Khansamah der ganzen Provinz an ihn heranreichen konnte. Dann murmelt und stammelt er und hantiert zittrig mit den Tellern, und man bereut seine Aufwallung.

Vor nicht langer Zeit war es mein Beruf, in Daß-Bun-

*) Khansamah oder Konsumah im allgemeinen soviel wie Haushofmeister. In den Daß-Bungalows der meist einzige Bewirtschafter.

Anm. d. Übers.

galows zu wohnen. Ich hielt mich nie drei aufeinander folgende Nächte in demselben Hause auf und wurde mit der Zeit ein guter Kenner der Gattung. Ich wohnte in solchen, die von der Regierung erbaut worden waren, mit roten Ziegelwänden und Pfofendecken, einem Inventar der Einrichtung in jedem Zimmer angeschlagen, und einer aufgeregten Cobraschlange als Willkomm an der Schwelle. Ich wohnte in „konvertierten“ — alten Häusern, die als Daß-Bungalows dienten —, wo nichts sich an seinem richtigen Plage befand und man nicht einmal ein Huhn zum Essen haben konnte. Ich wohnte in baufälligen Palästen, wo der Wind durch offenes Marmormasßwerf ebenso ungemütlich blies, wie durch eine zerbrochene Scheibe. Ich wohnte in Daß-Bungalows, wo die letzte Eintragung im Fremdenbuch fünfzehn Monate alt war, und wo man das Zicklein für das Ragout mit einem Säbel köpfte. Ich hatte das Glück, mit allen Arten von Menschen zusammenzutreffen, von bescheiden reisenden Missionaren und Deserteuren aus englischen Regimentern bis zu betrunkenen Landstreichern, die auf alle Vorüberkommenden Branntweinflaschen warfen; und das noch größere Glück, mit knapper Not einem Paternitätsprozeß zu entgehen. In Anbetracht, daß ein beträchtlicher Teil des Dramas meines Lebens sich in Daß-Bungalows abspielte, wunderte ich mich, daß ich noch keinen Geist getroffen hatte. Ein Geist, der sich freiwillig in einem Daß-Bungalow aufhielte, wäre natürlich verrückt; aber es sind so viele Leute verrückt in Daß-Bungalows gestorben, daß es einen ansehnlichen Prozentsatz wahnsinniger Geister geben muß.

Und endlich fand ich meinen Geist, oder eigentlich meine Geister, denn es waren ihrer zwei.

Wir wollen den Bungalow den Katmal-Daß-Bungalow nennen; aber das war das am wenigsten Schreckliche daran. Ein Mensch mit empfindlicher Haut hat kein Recht, in Daß-Bungalows zu wohnen. Er sollte heiraten. Der Katmal-Daß-

Bungalow war alt, verfallen und vernachlässigt. Der Boden war mit ausgetretenen Ziegelsteinen belegt, die Wände waren flebrig, die Fenster nahezu blind vor Schmutz. Er stand an einer Seitenstraße, die stark von eingeborenen Sub-Vize-Assistenten aller Verwaltungszweige von Finanz- bis Forstwirtschaft benutzt wurde, aber wirkliche Sahibs waren selten. Der Khansamah, der infolge hohen Alters fast zur Erde gebeugt war, sagte mir das.

Als ich dort eintraf, fiel ein launenhafter, ungewisser Regen auf das Land herab, begleitet von einem ruhelosen Winde, und jeder Stoß des letzteren brachte in den steifen Toddypalmen draußen ein Geräusch gleich dem Rasseln durrer Knochen hervor. Der Khansamah verlor über meine Ankunft vollständig den Kopf. Er hatte einmal bei einem Sahib gedient. Kenne ich den Sahib? Er nannte mir den Namen eines wohlbekannten Mannes, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert begraben war, und zeigte mir eine uralte Daguerreotypie, die ihn in seiner prähistorischen Jugend darstellte. Ich hatte vor einem Monat ein Stahlstichbild des Mannes vor dem Titelblatte eines dicken Bandes Memoiren gesehen und empfand ein unsagbares Altertumsgefühl.

Der Tag ging zur Neige, und der Khansamah machte sich daran, mir zu essen zu geben. Er ließ sich nicht zu der Vorstellung herbei, das Essen „Khana“ — menschliche Nahrung — zu nennen. Er sagte „Ratub“, was unter anderem Hundefutter bedeutet. Er hatte keine beleidigende Absicht bei der Wahl des Wortes. Er hatte das andere vergessen, wie ich glaube.

Während er einige Tierkadaver flein schnitt, machte ich es mir bequem, nachdem ich den Daß-Bungalow durchforscht hatte. Es gab noch drei Zimmer außer dem meinigen, welches eine Ecke bildete, und sie standen durch schmutzig-weiße, mit großen eisernen Riegeln versehene Türen miteinander in Ver-

bindung. Der Bungalow war sehr solid gebaut, aber die Scheidewände der Zimmer waren dünn wie Papier. Jeder Schritt und jedes Zuklappen des Koffers hallte von einem Zimmer durch die andern drei, und der Schall jedes Trittes wurde zitternd von den entfernten Wänden zurückgeworfen. Aus diesem Grunde schloß ich die Tür. Es gab keine Lampen, nur Kerzen in langen Glaszylindern. Ein Öllämpchen stand im Badezimmer.

In bezug auf niederdrückende, ungemischte Trübseligkeit war dieser Daß-Bungalow der ärgste der vielen, die ich je betreten hatte. Es war keine Feuerstelle da, und die Fenster waren nicht zu öffnen; daher wäre auch ein Kohlenbecken nicht zu verwenden gewesen. Der Regen und der Wind peitschten und gurgelten und stöhnten um das Haus, und die Toddypalmen raschelten und knarrten. Ein halbes Duzend Schakale durchzogen singend den Hof, und eine Hyäne stand in der Entfernung und äffte ihnen nach. Eine Hyäne würde einen Sadduzäer von der Auferstehung der Toten — der bösesten Art von Toten — überzeugen. Dann kam das Ratub — ein seltsames Gericht, halb eingeborener, halb englischer Zusammensetzung — und der alte Khansamah lallte hinter meinem Sessel von längstverstorbenen Engländern, und die Schatten der im Winde flackernden Kerzenflammen spielten Versteckens mit dem Bett und dem Moskitonez. Es war ein Abend und eine Mahlzeit, um einem an jede einzelne seiner vergangenen Sünden und alle, die man noch zu begehen beabsichtigte, zu erinnern.

Zu schlafen war aus mehreren hundert Ursachen nicht leicht. Die Lampe im Badezimmer warf die wunderlichsten Schatten, und der Wind fing an, Unsinn zu reden.

Gerade als die Ursachen, vom Blut saugend, schläfrig wurden, hörte ich das wohlbekannte „Auf=und=fort=damit!“ = Brungen von Sesselträgern draußen auf dem Hofe. Erst kam

ein Tragsessel herein, dann ein zweiter, dann ein dritter. Ich hörte den dumpfen Stoß der niedergesetzten Tragsessel, und dann wurde an meiner Thür gerüttelt.

„Da will jemand herein,“ sagte ich zu mir. Aber keine Stimme wurde hörbar, und ich trachtete mich zu überreden, daß es ein Windstoß gewesen sei. Dann wurde an der Thür zu dem Zimmer nächst dem meinigen gerüttelt und sie ging auf. „Das ist irgendein Sub-Vize-Assistent,“ dachte ich, „und er hat seine Freunde mitgebracht. Jetzt werden sie über eine Stunde lang schwätzen und spuken und rauchen.“

Aber ich hörte weder Stimmen noch Schritte. Niemandes Gepäck wurde im nächsten Zimmer abgesetzt. Die Thür schloß sich wieder, und ich dankte Gott, daß ich in Ruhe gelassen wurde. Aber ich war neugierig, was mit den Tragsesseln geschehen war. Ich stand auf und sah in die Sinsternis hinaus. Es war keine Spur von Tragsesseln zu sehen. Gerade als ich im Begriffe war, wieder ins Bett zu steigen, hörte ich im nächsten Zimmer den Ton, den kein vernünftiger Mensch verkennen kann — das Rollen eines Billardballes, wenn ein Spieler den ersten Stoß macht. Kein anderer Laut ähnelt ihm. Eine Minute darauf kam ein zweites Rollen, und ich legte mich ins Bett. Ich hatte keine Angst — wirklich nicht. Ich war sehr neugierig, was aus den Tragsesseln geworden war. Aus diesem Grunde legte ich mich eiligst ins Bett.

In der nächsten Minute hörte ich den Doppelflick eines Karambols, und mein Haar stand zu Berge. Es ist vielleicht eine Hyperbel, zu sagen, daß einem das Haar zu Berge steht. Die Kopfhaut zieht sich zusammen und man spürt ein prickelndes Stechen in allen Haarwurzeln. Das ist das Zubergerstehen des Haares.

Dann kam wieder ein Rollen und ein Klick, und beide Töne konnten nur von einem Ding in der Welt herrühren — einem Billardball. Ich überlegte die Sache des längeren hin

und her, und je mehr ich überlegte, desto weniger wahrscheinlich war es, daß ein Bett, ein Tisch und zwei Sessel — das ganze Mobiliar des nächsten Zimmers — so genau die Geräusche eines Billardspieles wiedergeben konnten. Nach einem neuen Karambol — einem Triplet, dem Laufen des Balles nach — überlegte ich nicht mehr. Ich hatte meinen Geist gefunden und hätte Welten darum gegeben, weit weg von dem Daß-Bungalow zu sein. Ich horchte, und mit jedem Mal Zorchen wurde das Spiel deutlicher. Es folgte Lauf auf Lauf und Klick auf Klick. Manchmal kam ein Doppeltkick und ein Lauf und wieder ein Klick. Es war kein Zweifel möglich, im nächsten Zimmer wurde Billard gespielt. Und das nächste Zimmer hatte nicht Raum genug für einen Billardtisch!

In den Pausen des Windes hörte ich das Spiel weitergehen, Stoß auf Stoß. Ich trachtete mir einzureden, daß ich keine Stimme hörte; aber es gelang mir nicht.

Weiß der Leser, was Furcht ist? Nicht gewöhnliche Furcht vor Beschimpfung, Schlag oder Tod, sondern sinnlose, zitternde Angst vor etwas, was man nicht sieht, — eine Furcht, die den Gaumen und die Kehle austrocknet, — eine Furcht, die einem den Schweiß aus den Handflächen treibt und einem zu krampfhaftem Schlucken zwingt? Das ist eine besondere Art von Furcht, — eine große Feigheit, die man gefühlt haben muß, um sie zu verstehen. Gerade die Unwahrscheinlichkeit von Billardtischen in einem Daß-Bungalow bewies die Wirklichkeit der Sache. Kein Mensch, nüchtern oder betrunken, konnte sich ein Billardspiel einbilden oder das unnachahmliche Geräusch eines Tiefstoßkarambols erfinden.

Eine lange Folge von Daß-Bungalows hat den Nachteil, daß sie eine unendliche Gläubigkeit hervorruft. Wenn jemand zu einem altgewohnten Daß-Bungalow-Besucher sagte: „Im nächsten Zimmer liegt ein Leichnam, und ein wahnsinniges Mädchen ist im Zimmer neben diesem, und der Mann und

das Weib auf jenem Kamel sind eben erst von einem sechzig Meilen entfernten Orte durchgegangen," so würde der Hörer keinen Zweifel in seine Worte setzen, weil nichts zu wild, grotesk oder grauenhaft ist, um in einem Daß-Bungalow zu geschehen.

Diese Gläubigkeit erstreckt sich unglücklicherweise auf Geister. Ein vernünftiger, eben erst aus seinem Hause kommener Mensch würde sich auf die Seite gelegt haben und wieder eingeschlafen sein. Ich tat das nicht. So sicher wie ich von den wimmelnden Dingen im Bette als trockener Leichnam aufgegeben wurde, weil die überwiegende Menge meines Blutes in meinem Herzen war, so sicher hörte ich jeden Stoß eines langen Billardspiels, das in dem hallenden Zimmer hinter der verriegelten Tür gespielt wurde. Meine größte Furcht war, daß die Spieler vielleicht eines Markörs bedürfen würden. Es war eine dumme Furcht; denn Wesen, die im Finstern spielen konnten, waren wohl über derlei kleine Behelfe erhaben. Ich weiß nur, daß ich davor eine Todesangst hatte und die war sehr wirklich.

Nach langer, langer Dauer hörte das Spiel auf und die Tür schlug zu. Ich schlief ein, weil ich todmüde war. Sonst hätte ich es vorgezogen, wach zu bleiben. Nicht um ganz Asien hätte ich den Türriegel zurückgeschoben und in die Finsternis des nächsten Zimmers geschaut.

Als der Morgen kam, fand ich, daß ich wohl und weise getan hatte, und erkundigte mich nach Weiterbildungsmitteln.

„Nebenbei, Khansamah," sagte ich, „was hatten die drei Tragsessel gestern nacht im Hofe zu tun?"

„Es waren keine Tragsessel da," sagte der Khansamah.

Ich ging ins Nebenzimmer, und das Tageslicht strömte durch die offene Tür herein. Ich war ungemein mutig. Ich

hätte um diese Stunde Black Pool*) selbst mit dem Herrn des großen schwarzen Pfuhls da drunten gespielt.

„War dieses Haus immer ein Daß-Bungalow?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte der Khansamah. „Vor zehn oder zwanzig Jahren, ich habe vergessen, wie lange es her ist, war es ein Billardzimmer.“

„Ein was?“

„Ein Billardzimmer für die Sahibs, die die Eisenbahn bauten. Ich war damals Khansamah in dem großen Hause, wo alle die Eisenbahn-Sahibs wohnten, und ich brachte ihnen immer Brandy-Shrab**) herüber. Diese drei Zimmer waren damals eines, und darin stand ein großer Tisch, auf welchem die Sahibs jeden Abend spielten. Aber die Sahibs sind nun alle tot, und die Eisenbahn geht, wie Sie sagen, fast bis nach Kabul.“

„Wissen Sie noch etwas von den Sahibs?“

„Es ist lange her, aber ich erinnere mich, daß ein Sahib, ein dicker Mann und immer zornig, eines Abends hier spielte, und er sagte zu mir: ‚Mangal Khan, brandy pani do‘, und ich füllte das Glas, und er beugte sich über den Tisch, um zu spielen, und sein Kopf sank tiefer und tiefer, bis er auf den Tisch schlug, und seine Augengläser fielen herunter, und als wir — die Sahibs und ich — herbeisprangen, um ihn aufzuheben, war er tot. Ich half ihn hinaustragen. Ah, er war ein starker Sahib! Aber er ist tot, und ich, der alte Mangal Khan, lebe immer noch, mit Ihrer gnädigen Erlaubnis.“

Das war mehr als genug! Ich hatte meinen Geist, einen erstklassigen, beglaubigten Geist! Ich wollte der Gesellschaft für psychologische Forschung schreiben — ich wollte das ganze Reich mit meiner Entdeckung in starres Staunen versetzen!

*) Ein Billardspiel; wörtlich auch: schwarzer Pfuhi.

**) Sorbett.

Anm. d. Übers.

Aber ich wollte vor allem andern achtzig Meilen wohlbesteuerten Ackerlandes zwischen mich und den Daß-Bungalow bringen, ehe die Nacht kam. Die Gesellschaft konnte dann ihren Vertreter herfenden um weitere Nachforschungen anzustellen.

Ich ging in mein Zimmer, um zu packen, nachdem ich mir die Einzelheiten des Salles notiert hatte. Während ich rauchend dsaß, hörte ich das Spiel wieder beginnen — mit einem Schlstoß diesmal, denn das Rollen war nur kurz.

Die Tür war offen, und ich konnte in das Zimmer hineinsehen. Klicf, flicf! Das war ein Karambol. Ich betrat das Zimmer ohne Furcht, denn es war sonnenhell darinnen und ein frischer Wind draußen. Das unsichtbare Spiel ging mit enormer Schnelligkeit weiter. Und das war kein Wunder, da eine ruhelose kleine Ratte innerhalb des über der Zimmerdecke gespannten Tuches hin und her rannte und ein lockeres Stück Sensterrahmen vom Winde gegen den Riegel geschlagen wurde!

Unmöglich das Anschlagen der Billardbälle zu verkennen! Unmöglich das Laufen eines Balles über das Tuch zu verkennen! Aber ich war zu entschuldigen. Selbst wenn ich meine nun geöffneten Augen schloß, war das Geräusch erstaunlich gleich dem eines lebhaften Billardspieles.

Serein trat aufgebracht der treue Gefährte meiner Leiden, Kadir Bafsch.

„Dieser Bungalow ist sehr schlecht und gemein. Kein Wunder, daß Seine Gnaden gestört wurde und empört ist. Drei Trupps von Sesselträgern kamen diese Nacht zu dem Bungalow, als ich draußen schlief, und sagten, daß es ihre Gewohnheit sei, in den Zimmern zu rasten, die für die Engländer bestimmt sind. Wo ist die Ehre des Khansamah? Sie versuchten hereinzukommen, aber ich sagt ihnen, sie sollten fortgehen. Kein Wunder, wenn diese Uriasse dagewesen sind, daß Seine

Gnaden übler Laune sind. Es ist eine Schande und das Tun eines schmutzigen Menschen!”

Kadir Baſſch erzählte nicht, daß er ſich von jedem Trupp zwei Annas als Miete hatte vorausbezahlen laſſen und die Leute dann, außerhalb meiner Hörweite, mit dem großen grünen Schirm geprügelt hatte, deſſen Verwendung mir bis dahin ein Räſſel geweſen war. Aber Kadir Baſſch hatte keine Moralbegriffe.

Der Khansamah wurde zur Rede geſtellt, aber da er augenblicklich den Kopf verlor, wich der Zorn dem Mitleid, und das Mitleid führte zu einem längeren Geſpräche, im Laufe deſſen er des dicken Eiſenbahn-Sahibs tragischen Tod nach drei verſchiedenen Stationen verlegte — zwei davon fünfzig Meilen entfernt. Die dritte Verlegung geſchah nach Kalkutta, und hier ſtarb der Sahib, während er im Kutfchierwagen ausfuhr.

Ich ging nicht ſo ſchnell fort, als ich beabſichtigt hatte. Ich blieb noch eine Nacht, während welcher der Wind und die Ratte und der Fenſterrahmen und der Riegel eine Hals über Kopfpartie auf Hundertfünfzig ſpielten. Dann legte ſich der Wind, und das Billardſpiel hörte auf, und ich fühlte, daß ich meine einzige echte Geiſtergeſchichte ruiniert hatte.

Hätte ich nur zur richtigen Zeit aufgehört nachzuforſchen ſo hätte ich a l l e s daraus machen können.

Das war der bitterſte Gedanke von allen!

Die Maske des Roten Todes.
Von Edgar Allan Poe.

Lange schon wütete der „Rote Tod“ im Lande; nie war eine Pest verheerender, nie eine Krankheit gräßlicher gewesen. Blut war der Anfang, Blut das Ende — überall das Rot und der Schrecken des Blutes. Mit stechenden Schmerzen und Schwindelanfällen setzte es ein, dann quoll Blut aus allen Poren, und das war der Beginn der Auflösung. Die scharlachroten Tupfen am ganzen Körper der unglücklichen Opfer — und besonders im Gesicht — waren des Roten Todes Bannsiegel, das die Gezeichneten von der Hilfe und der Teilnahme ihrer Mitmenschen ausschloß; und alles, vom ersten Anfall bis zum tödlichen Ende, war das Werk einer halben Stunde.

Prinz Prospero aber war fröhlich und unerschrocken und weise. Als sein Land schon zur Hälfte entvölkert war, erwählte er sich unter den Rittern und Damen des Hofes eine Gesellschaft von tausend heiteren und leichtlebigen Kameraden und zog sich mit ihnen in die stille Abgeschiedenheit einer befestigten Abtei zurück. Es war dies ein ausgedehnter prächtiger Bau, eine Schöpfung nach des Prinzen eigenem exzentrischen aber vornehmen Geschmack. Das Ganze war von einer hohen mächtigen Mauer umschlossen, die eiserne Tore hatte. Nachdem die Höflingschar dort eingezogen war, brachten die Ritter Schmelzöfen und schwere Hämmer herbei und schmiedeten die Riegel der Tore fest. Es sollte weder für die draußen wütende Verzweiflung noch für ein etwaiges törichtes Verlangen der Eingeschlossenen eine Türe offen sein. Da die Abtei mit Proviant reichlich versehen war und alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, glaubte die Gesellschaft der Pestgefahr Trotz bieten zu können. Die Welt da draußen mochte für sich selbst sorgen! Jedenfalls schien es unsinnig, sich vorläufig bangen Gedanken hinzugeben. Auch hatte der Prinz für allerlei Zerstreuungen Sorge getragen. Da waren Gaukler und Komödianten, Musikanten und Tänzer —

da war Schönheit und Wein. All dies und dazu das Gefühl der Sicherheit war drinnen in der Burg — draußen war der Rote Tod.

Im fünften oder sechsten Monat der fröhlichen Zurückgezogenheit versammelte Prinz Prospero — während draußen die Pest noch mit ungebrochener Gewalt raste — seine tausend Freunde auf einem Maskenball mit unerhörter Pracht. Reichtum und zügellose Lust herrschten auf dem Feste. Doch ich will zunächst die Räumlichkeiten schildern, in denen das Fest abgehalten wurde.

Es waren sieben wahrhaft königliche Gemächer. Im allgemeinen bilden in den Palästen solche Festräume — da die Flügeltüren nach beiden Seiten bis an die Wand zurückgeschoben werden können — eine lange Zimmerflucht, die einen weiten Durchblick gewährt. Dies war hier jedoch nicht der Fall. Des Prinzen Vorliebe für alles Absonderliche hatte die Gemächer vielmehr so zusammengegliedert, daß man von jedem Standort immer nur einen Saal zu überschauen vermochte. Nach Durchquerung jedes Einzelraumes gelangte man an eine Biegung, und jede dieser Wendungen brachte ein neues Bild. In der Mitte jeder Seitenwand befand sich ein hohes schmales gotisches Fenster, hinter dem eine schmale Galerie den Windungen der Zimmerreihe folgte. Diese Fenster hatten Scheiben aus Glasmosaik, dessen Farbe immer mit dem vorherrschenden Farbenton des betreffenden Raumes übereinstimmte. Das am Ost-Ende gelegene Zimmer zum Beispiel war in Blau gehalten, und so waren auch seine Fenster leuchtend blau. Das folgende Gemach war in Wandbekleidung und Ausstattung purpurn, und auch seine Fenster waren purpurn. Das dritte war ganz in Grün und hatte dementsprechend grüne Fensterscheiben. Das vierte war orangefarben eingerichtet und hatte orangefarbene Beleuchtung. Das fünfte war weiß, das sechste violett. Die Wände des siebenten Zim-

mers aber waren dicht mit schwarzem Sammet bezogen, der sich auch über die Deckenwölbung spannte und in schweren Falten auf einen Teppich von gleichem Stoffe niederfiel. Und nur in diesem Raume glich die Farbe der Fenster nicht derjenigen der Dekoration: hier waren die Scheiben scharlachrot — wie Blut.

Nun waren sämtliche Gemächer zwar reich an goldenen Ziergegenständen, die an den Wänden entlang standen oder von der Decke herabhingen, kein einziges aber besaß einen Kandelaber oder Kronleuchter. In der ganzen Zimmerreihe gab es weder Lampen- noch Kerzenlicht. Statt dessen war draußen auf der an den Zimmern hinlaufenden Galerie vor jedem Fenster ein schwerer Dreifuß aufgestellt, der ein kupfernes Feuerbecken trug, dessen Flamme ihren Schein durch das farbige Fenster hereinwarf und so den Raum schimmernd erhellte. Hierdurch wurden die phantastischsten Wirkungen erzielt. In dem westlichsten oder schwarzen Gemach aber war der Glanz der Flammenglut, der durch die blutig roten Scheiben in die schwarzen Sammetfalten fiel, so gespenstisch und gab den Gesichtern der hier Eintretenden ein derart erschreckendes Aussehen, daß nur wenige aus der Gesellschaft Kühn genug waren, den Fuß über die Schwelle zu setzen.

In diesem Gemach befand sich an der westlichen Wand auch eine hohe Standuhr in einem riesenhaften Ebenholzfaßten. Ihr Pendel schwang mit dumpfem wuchtigem eintönigem Schlag hin und her; und wenn der Minutenzeiger seinen Kreislauf über das Zifferblatt beendet hatte und die Stunde schlug, so kam aus den ehernen Lungen der Uhr ein voller tiefer sonorer Ton, dessen Klang so sonderbar ernst und so feierlich war, daß bei jedem Stundenschlag die Musikanten des Orchesters, von einer unerklärlichen Gewalt gezwungen, ihr Spiel unterbrachen, um diesem Ton zu lauschen. So mußte der Tanz plötzlich aussetzen, und eine kurze Mißstimmung

befiel die heitere Gesellschaft. Solange die Schläge der Uhr ertönten, sah man selbst die Stöhllichsten erbleichen, und die Älteren und Besonneneren strichen mit der Hand über die Stirn, als wollten sie wirre Traumbilder oder unliebsame Gedanken verscheuchen. Kaum aber war der letzte Nachhall verklungen, so durchlief ein lustiges Lachen die Versammlung. Die Musikanten blickten einander an und schämten sich lächelnd ihrer Empfindsamkeit und Torheit, und flüsternd vereinbarten sie, daß der nächste Stundenschlag sie nicht wieder derart aus der Fassung bringen solle. Allein wenn nach wiederum sechzig Minuten (dreitausendsechshundert Sekunden der flüchtigen Zeit) die Uhr von neuem anschlug, trat dasselbe allgemeine Unbehagen ein, dasselbe Bangen und Sorgen wie vordem.

Doch wenn man hiervon absah, war es eine prächtige Lustbarkeit. Der Prinz hatte einen eigenartigen Geschmack bewiesen. Er hatte ein feines Empfinden für Farbenwirkungen. Alles Herkömmliche und Modische war ihm zuwider, er hatte seine eigenen kühnen Ideen, und seine Phantasie liebte seltsame glühende Bilder. Es gab Leute, die ihn für wahnsinnig hielten. Sein Gefolge aber wußte, daß er es nicht war. Doch man mußte ihn sehen und kennen, um dessen gewiß zu sein.

Die Einrichtung und Ausschmückung der sieben Gemächer war eigens für dieses Fest fast ganz nach des Prinzen eigenen Angaben gemacht worden, und sein eigener merkwürdiger Geschmack hatte auch den Charakter der Masquerade bestimmt. Gewiß, sie war grotesk genug. Da gab es viel Prunkendes und Glitzerndes, viel Phantastisches und Pikantes. Da gab es Masken mit seltsam verrenkten Gliedmaßen, die Arabesken vorstellen sollten, und andere, die man nur mit den Hirngespinnsten eines Wahnsinnigen vergleichen konnte. Es gab viel Schönes und viel Üppiges, viel Übermütiges und viel Gro-

testes, und auch manch Schauriges — aber nichts, was irgendwie widerwärtig gewirkt hätte. In der That, es schien, als wogten in den sieben Gemächern eine Unzahl von Träumen durcheinander. Und diese Träume wanden sich durch die Säle, deren jeder sie mit seinem besonderen Licht umspielte, und die tollen Klänge des Orchesters schienen wie ein Echo ihres Schreitens. Von Zeit zu Zeit aber riefen die Stunden der schwarzen Riesenuhr in dem Sammetaal, und eine kurze Weile herrschte eisiges Schweigen — nur die Stimme der Uhr erdröhnte. Die Träume erstarrten. Doch das Geläut verhallte — und ein leichtes halbunterdrücktes Lachen folgte seinem Verstummen. Die Musik rauschte wieder auf, die Träume belebten sich von neuem und wogten noch fröhlicher hin und her, farbig beglänzt durch das Strahlenlicht der Flammenbecken, das durch die vielen bunten Scheiben strömte. Aber in das westliche der sieben Gemächer wagte sich jetzt niemand mehr hinein, denn die Nacht war schon weit vorgeschritten, und greller noch floß das Licht durch die blutroten Scheiben und überflammte die Schwärze der düsteren Draperien; wer den Fuß hier auf den dunklen Teppich setzte, dem dröhnte das dumpfe schwere Atmen der nahen Riesenuhr warnender, schauerlicher ins Ohr als allen jenen, die sich in der Fröhlichkeit der anderen Gemächer umhertummelten.

Diese anderen Räume waren überfüllt, und in ihnen schlug fieberheiß das Herz des Lebens. Und der Trubel rauschte lärmend weiter, bis endlich die ferne Uhr den Zwölfschlag der Mitternacht erschallen ließ. Und die Musik verstummte, so wie früher; und der Tanz wurde jäh zerrissen, und wie früher trat ein plötzlicher unheimlicher Stillstand ein. Jetzt aber mußte der Schlag der Uhr zwölfmal ertönen; und daher kam es, daß jenen, die in diesem Kreis die Nachdenklichen waren, noch trübere Gedanken kamen, und daß ihre Versunkenheit noch länger andauerte. Und daher kam es wohl auch, daß



Edgar Allan Poe

Die Maske des roten Todes

bevor noch der letzte Nachhall des letzten Stundenschlages erstorben war, manch einer Muße genug gefunden hatte, eine Maske zu bemerken, die bisher noch keinem aufgefallen war. Das Gerücht von dieser neuen Erscheinung sprach sich flüsternd herum, und es erhob sich in der ganzen Versammlung ein Summen und Murren des Unwillens und der Entrüstung — das schließlich zu Lauten des Schreckens, des Entsetzens und höchsten Abscheus anwuchs.

Man kann sich denken, daß es keine gewöhnliche Erscheinung war, die den Unwillen einer so toleranten Gesellschaft erregen konnte. Man hatte in dieser Nacht der Maskenfreiheit zwar sehr weite Grenzen gezogen, doch die fragliche Gestalt war in der That zu weit gegangen — über des Prinzen weitgehende Duldsamkeit hinaus. Auch in den Herzen der Übermütigsten gibt es Saiten, die nicht berührt werden dürfen, und selbst für die Verstocktesten, denen Leben und Tod nur Spiel ist, gibt es Dinge, mit denen sie nicht Scherz treiben lassen. Einmütig schien die Gesellschaft zu empfinden, daß in Tracht und Benehmen der befremdenden Gestalt weder Witz noch Anstand sei. Lang und hager war die Erscheinung, von Kopf zu Fuß in Leichentücher gehüllt. Die Maske, die das Gesicht verbarg, war dem Antlitz eines Toten täuschend nachgebildet. Und doch, all dieses hätten die tollen Gäste des tollen Gastgebers, wenn es ihnen auch nicht gefiel, noch hingehen lassen. Aber der Verwegene war so weit gegangen, die Gestalt des „Roten Todes“ darzustellen. Sein Gewand war mit Blut besudelt, und seine breite Stirn, das ganze Gesicht sogar, war mit dem scharlachroten Todesiegel gefleckt.

Als die Blicke des Prinzen Prospero diese Gespenstergestalt entdeckten, die, um ihre Rolle noch wirkungsvoller zu spielen, sich langsam und feierlich durch die Reihen der Tanzenden bewegte, sah man, wie er im ersten Augenblick von einem Schauer des Entsetzens oder des Widerwillens ge-

schüttelt wurde; im nächsten Moment aber rötete sich seine Stirn im Zorn.

„Wer wagt es,“ fragte er mit heiserer Stimme die Höflinge an seiner Seite, „wer wagt es, uns durch solch gottesslästerlichen Hohn zu empören? Ergreift und demaskiert ihn, damit wir wissen, wer es ist, der bei Sonnenaufgang an den Zinnen des Schlosses aufgeknüpft werden wird!“

Es war in dem östlichen, dem blauen Zimmer, in dem Prinz Prospero diese Worte rief. Sie hallten laut und deutlich durch alle sieben Gemächer — denn der Prinz war ein kräftiger und fühner Mann, und die Musik war durch eine Bewegung seiner Hand zum Schweigen gebracht worden.

Das blaue Zimmer war es, in dem der Prinz stand, umgeben von einer Gruppe bleicher Höflinge. Sein Befehl brachte Bewegung in die Höflingschar, als wolle man den Eindringling angreifen, der gerade jetzt ganz in der Nähe war und mit würdevoll gemessenem Schritt dem Sprecher näher trat. Doch das namenlose Grauen, das die wahnwitzige Vermessenheit des Vermummten allen eingeflößt hatte, war so stark, daß keiner die Hand ausstreckte, um ihn aufzuhalten. Ungehindert kam er bis dicht an den Prinzen heran — und während die zahlreiche Versammlung zu Tode entsetzt zur Seite wich und sich in allen Gemächern bis an die Wand zurückdrängte, ging er unangefochten seines Weges, mit den nämlichen feierlichen und gemessenen Schritten wie zu Beginn. Und er schritt von dem blauen Zimmer in das purpurrote — von dem purpurroten in das grüne — von dem grünen in das orangefarbene — und aus diesem in das weiße — und weiter noch in das violette Zimmer, ehe eine entscheidende Bewegung gemacht wurde, um ihn aufzuhalten. Dann aber war es Prinz Prospero, der rasend vor Zorn und Scham über seine eigene unbegreifliche Feigheit die sechs Zimmer durcheilte — er allein, denn von den andern vermochte in-

folge des tödlichen Schreckens kein einziger ihm zu folgen. Den Dolch in der erhobenen Hand, war er in wildem Ungestüm der weiterschreitenden Gestalt bis auf drei oder vier Schritte nahe gekommen, als diese, die jetzt das Ende des Sammetgemaches erreicht hatte, sich plötzlich zurückwandte und dem Verfolger gegenüberstand. Man hörte einen durchdringenden Schrei, der Dolch fiel blitzend auf den schwarzen Teppich, und im nächsten Augenblick sank auch Prinz Prospero im Todeskampf zu Boden.

Nun stürzten mit dem Mute der Verzweiflung einige der Gäste in das schwarze Gemach und ergriffen den Vermummten, dessen hohe Gestalt aufrecht und regungslos im Schatten der schwarzen Uhr stand. Doch unbeschreiblich war das Grauen, das sie befiel, als sie in den Leichentüchern und hinter der Leichenmaske, die sie mit rauhem Griffe packten, nichts Greifbares fanden — sie waren leer —.

Und nun erkannte man die Gegenwart des Roten Todes. Er war gekommen, wie ein Dieb in der Nacht. Und einer nach dem andern sanken die Festgenossen in den blutbetauten Hallen ihrer Lust zu Boden und starben — ein jeder in der verzerrten Lage, in der er verzweifelt niedergefallen war. Und das Leben in der Ebenholzuhr erlosch mit dem Leben des letzten der Ströhlichen. Und die Gluten in den Kupferpfannen verglommen. Und unbeschränkt herrschte über alles mit Sinisternis und Verwesung der Rote Tod.

Das Präparat.
Von Gustav Meyrink.

Die beiden Freunde saßen in einem Eckfenster des Café Radezky und steckten die Köpfe zusammen.

„Er ist fort, — heute nachmittag mit seinem Diener nach Berlin gefahren. — Das Haus ist vollkommen leer, — ich komme soeben von dort und habe mich genau überzeugt; — die beiden Perser waren die einzigen Bewohner.“

„Also ist er doch auf das Telegramm hereingefallen?!“

„Darüber war ich keinen Moment im Zweifel; — wenn er den Namen Sabio Marini hört, ist er nicht zu halten.“

„Wundert mich eigentlich, denn er hat doch Jahre mit ihm zusammengelebt, — bis zu seinem Tode, — was könnte er da noch Neues über ihn in Berlin erfahren?“

„Oho, — Professor Marini soll ihm noch vieles geheim gehalten haben, — er hat es selbst einmal so gesprächsweise fallen lassen, — ungefähr vor einem halben Jahr, als unser guter Axel noch unter uns war.“

„Ist denn tatsächlich etwas Wahres an dieser geheimnisvollen Präparationsmethode Sabio Marinis, — glaubst du wirklich so fest daran, Sinclair? —“

„Von ‚glauben‘ kann hier gar keine Rede sein. Mit diesen Augen habe ich in Florenz eine von ihm präparierte Kindesleiche gesehen. Ich sage dir, jeder hätte geschworen, daß das Kind bloß schlafe, — keine Spur von Starre, keine Runzeln, keine Falten — sogar die rosa Hautfarbe eines Lebendigen war vorhanden.“

„Hm. — Du denkst, der Perser könne wirklich Axel ermordet und — — —“

„Das weiß ich nicht, Ottokar, aber es ist denn doch unser beider Gewissenspflicht, uns Sicherheit über Axels Schicksal zu verschaffen. — Was, wenn er damals durch irgendein Gift bloß in eine Art Totenstarre versetzt worden wäre! — Gott, wie habe ich auf dem anatomischen Institut den Ärzten zugeredet, — sie angefleht, noch Wiederbelebungsversuche zu

machen. — — Was wollen Sie denn eigentlich, hieß es, — der Mann ist tot, das ist klar, und ein Eingriff an der Leiche ohne Erlaubnis des Dr. Daraschefoh ist unzulässig. Und sie wiesen mir den Kontrakt vor, in dem ausdrücklich stand, daß Axel dem jeweiligen Inhaber dieses Scheines seinen Körper nach dem Tode verkaufe und dafür bereits am so und sovielten 500 fl. in Empfang genommen und quittiert habe.“

„Nein, — es ist gräßlich, — und so etwas hat in unserem Jahrhundert noch Gesetzeskraft. — So oft ich daran denke, faßt mich eine namenlose Wut. — Der arme Axel! — Wenn er eine Ahnung gehabt hätte, daß dieser Perser, sein wütendster Feind, der Besitzer des Kontraktes sein könne! — Er war immer der Ansicht, das anatomische Institut selbst — — — Und konnte denn der Advokat gar nichts ausrichten? —“

„Alles umsonst. — Nicht einmal das Zeugnis des alten Milchweibes, daß Daraschefoh einmal in seinem Garten bei Sonnenaufgang den Namen Axels so lange verflucht habe, bis ihm im Paroxysmus der Schaum vor den Mund getreten sei, wurde beachtet. — — Ja, — wenn er nicht europäischer medicinae doctor wäre! — Wozu aber noch reden, — willst du mitgehen oder nicht, Ottokar, entschieße dich.“

„Gewiß will ich — aber bedenke, wenn man uns erwischt — als Einbrecher! — Der Perser hat einen tadellosen Ruf als Gelehrter! Der bloße Hinweis auf unseren Verdacht ist doch, — weiß Gott, — kein plausibler Grund. — Nimm es mir nicht übel, — ist es wirklich ganz ausgeschlossen, daß du dich irren konntest, als du Axels Stimme vernahmst? — — Sahre nicht auf, Sinclair, bitte, — sage mir noch einmal genau, wie das damals geschah. — Warst du nicht vielleicht schon vorher irgendwie aufgeregt?“ —

„Aber gar keine Spur! — Eine halbe Stunde früher war ich auf dem Gradschin und sah mir wieder einmal die Wenzelskapelle und den Veitsdom an, diese alten fremdartigen

Bauten, mit ihren Skulpturen, wie aus geronnenem Blut, die immer von neuem einen so tiefen, unerhörten Eindruck auf unsere Seele machen, — und den Hungerturm und die Alchemystengasse. — Dann ging ich die Schloßstiege herab und bleibe unwillkürlich stehen, da die kleine Türe, die durch die Mauer zum Hause Daraschekohs führt, offen ist. — Im selben Augenblick höre ich deutlich, — es mußte aus dem Fenster herübertönen — eine Stimme — und ich schwöre einen heiligen Eid darauf: es war Arels Stimme, — rufen: — Eins — — zwei — — drei — — vier. —

„Ach Gott, wäre ich doch damals sofort in die Wohnung eingedrungen; — aber ehe ich mich recht besonnen, hatte der türkische Diener Daraschekohs die Mauerpforte zugeschlagen. — Ich sage dir, wir müssen in das Haus — wir müssen. — Was, — wenn Arel wirklich noch lebte! — Schau, — man kann uns ja gar nicht erwischen. — Wer geht denn nachts über die alte Schloßstiege, bitte dich — und ich kann jetzt mit Sperrhaken umgehen, daß du staunen wirst.“

Die beiden Freunde hatten sich bis zur Dunkelheit in den Straßen umhergetrieben, ehe sie ihren Plan ausführten. — Dann waren sie über die Mauer geklettert und standen nun vor dem altertümlichen Hause, welches dem Perser gehörte.

Das Gebäude, — einsam auf der Anhöhe des Fürstenbergischen Parkes, — lehnt wie ein toter Wächter an der Seitenmauer der grasbewachsenen Schloßstiege.

„Dieser Garten, — diese alten Ulmen da unten haben etwas namenlos Grauenhaftes,“ sagte Ottokar Dohnal, „sieh nur, wie drohend sich der Gradschin vom Himmel abhebt, — und diese paar erleuchteten Nischenfenster dort in der Burg. — Wahrhaftig, es weht eine seltsame Luft hier auf der Kleinseite. — Als ob sich alles Leben tief in die Erde zurück-

gezogen hätte, — aus Angst vor dem lauernnden Tode, und hast du nicht auch das Gefühl, daß eines Tages dieses schattenhafte Bild plötzlich versinken müsse, — wie eine Vision, — eine Sata Morgana, — daß dieses schlafende zusammengekauerte Leben wie ein gespenstisches Tier zu etwas Neuem, Schreckhaften erwachen müsse! —

Und sieh nur, da unten die weißen Kieswege, — wie Adern.“ —

„Komm doch schon,“ drängte Sinclair, „mir schlottern die Knie vor Aufregung, — hier, — halte mir unterdessen den Situationsplan.“ — — — — —

Die Türe war bald geöffnet, und die beiden tappten eine alte Treppe empor, auf die der dunkle Sternenhimmel durch die runden Fenster kaum einen Schein warf.

„Nicht anzünden, man könnte von unten, — vom Gartenhaus — das Licht bemerken, hörst du, Ottokar. — — — — — Geh dicht hinter mir. — — — — — Achtung, hier ist eine Stufe ausgebrochen. — — — — — Die Gangtür ist offen — — — — — hier, hier — links.“

Sie standen jetzt in einem Zimmer.

„So mach doch keinen solchen Lärm.“

„Ich kann nicht dafür, die Tür ist von selbst wieder zugefallen.“

„Wir werden Licht machen müssen, ich fürchte jeden Augenblick etwas umzuwerfen, es stehen lauter Stühle im Weg.“

In diesem Moment blitzte ein blauer Funken an der Wand auf, — ein Geräusch wurde hörbar — wie ein seufzendes Einatmen.

Leises Knirschen schien aus dem Boden, aus allen Fugen zu dringen. — —

Eine Sekunde wieder Totenstille, — dann zählte laut und langsam eine röchelnde Stimme:

Eins — — — — — zwei — — — — — drei — — —

Ottokar Dohnal schrie auf, fragte wie wahnsinnig an seiner Streichholzschachtel, — seine Hände flogen vor grauenhaftem Entsetzen. — Endlich Licht — Licht! Die beiden Freunde blickten sich in die kalbweißen Gesichter: „Axel!“ —

— — — — — vier — fünf — sechs — sieben —

Dort aus der Nische kam das Zählen.

„Die Kerze anzünden! rasch, rasch!“

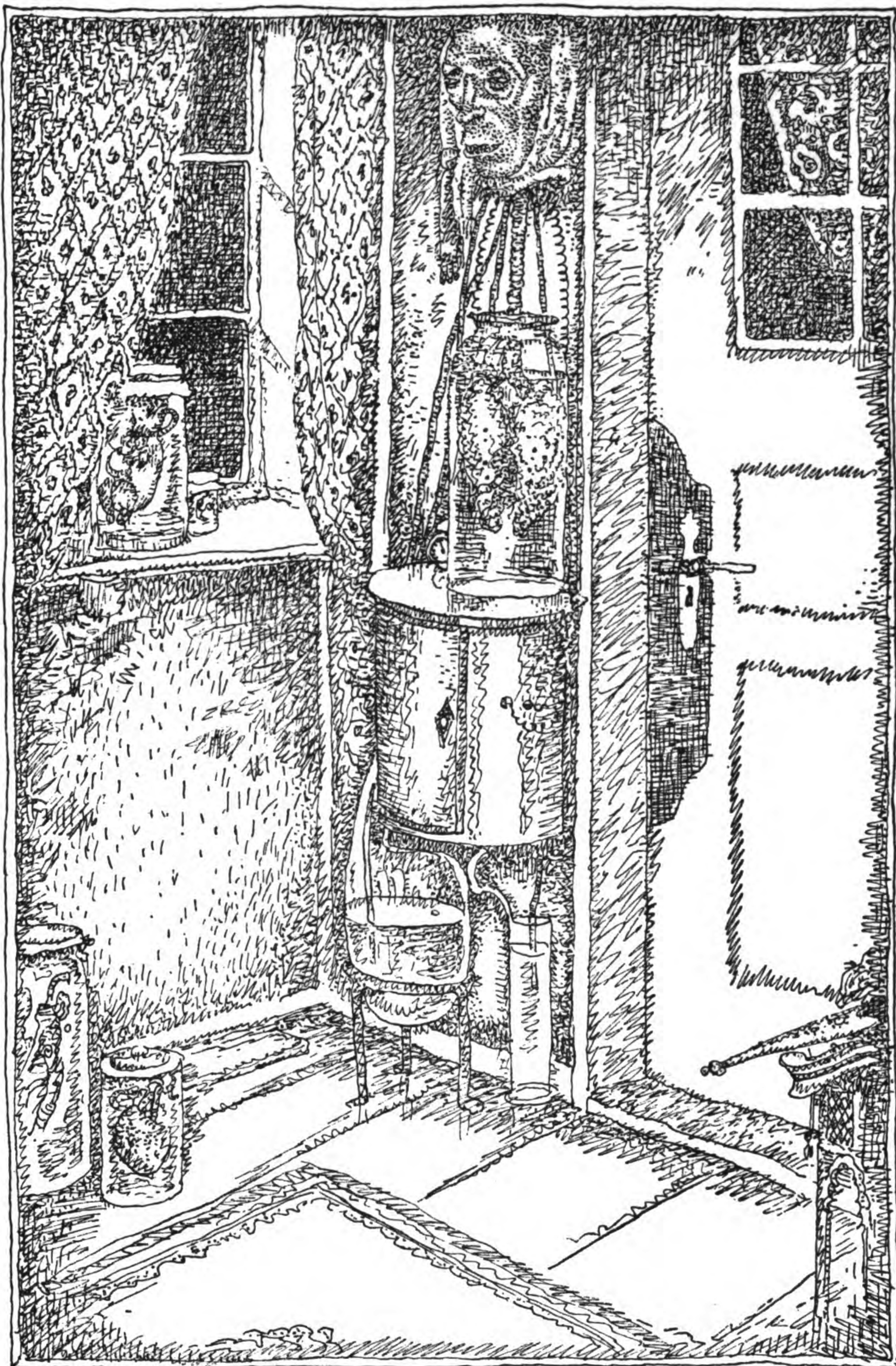
— acht — neun — zeeehn — elf —

Von der Decke der Wandvertiefung an einem Kupferstab hing ein menschlicher Kopf mit blondem Haar. — Der Stab drang mitten in die Scheitelwölbung. — Der Hals unter dem Kinn mit einer seidenen Schärpe umwickelt, — — und darunter mit Luftröhren, und Bronchien die zwei rötlichen Lungenflügel. — Dazwischen bewegte sich rhythmisch das Herz, — mit goldenen Drähten umwunden, die auf den Boden zu einem kleinen elektrischen Apparate führten. — Die Adern, straff gefüllt, leiteten Blut aus zwei dünnhalsigen Flaschen empor.

Ottokar Dohnal hatte die Kerze auf einen kleinen Leuchter gestellt und flammerte sich an seines Freundes Arm, um nicht umzufallen.

Das war Axels Kopf, — die Lippen rot, — mit blühender Gesichtsfarbe, wie lebend. — Die Augen, weit aufgerissen, starrten mit einem gräßlichen Ausdruck auf einen Brennspiegel an der gegenüberliegenden Wand, die mit turkmenischen und kirgisischen Waffen und Tüchern bedeckt schien. — Überall die bizarren Muster orientalischer Gewebe. —

Das Zimmer war voll präparierter Tiere — Schlangen und Affen in seltsamen Verrenkungen lagen unter umhergestreuten Büchern. —



Gustav Meyrink

Das Präparat.

In einer gläsernen Wanne auf einem Seitentische schwamm ein menschlicher Bauch in einer bläulichen Flüssigkeit.

Die Gipsbüste Sabio Marinis blickte von einem Postamente ernst auf das Zimmer herab. —

Die Freunde konnten kein Wort hervorbringen, — hypnotisiert starrten sie auf das Herz dieser furchtbaren menschlichen Uhr, das wie lebendig zitterte und schlug.

„Um Gotteswillen, — fort von hier, — ich werde ohnmächtig. — Verflucht sei dieses persische Ungeheuer.“

Sie wollten zur Türe. —

Da! — wieder dieses unheimliche Knirschen, das aus dem Munde des Präparates zu kommen schien. —

Zwei blaue Sunken zuckten auf und wurden von dem Brennspiegel gerade auf die Pupillen des Toten reflektiert.

Seine Lippen öffneten sich, — schwerfällig streckte sich die Zunge vor, — bog sich hinter die Vorderzähne, — und die Stimme röchelte:

Ein Vier—rrr—tel.

Dann schloß sich der Mund, und das Gesicht stierte wieder geradeaus. —

„Gräßlich!! — Das Gehirn funktioniert — lebt. — — — Sort — fort — ins Freie — — — hinaus! — Die Kerze, — nimm die Kerze, Sinclair.“

„So öffne doch, um Himmels willen — warum öffnest du nicht?“

„Ich kann nicht, da — da, schau!“

Die innere Türklinke war eine menschliche Hand, mit Ringen geschmückt — die Hand des Toten, — die weißen Finger prallten ins Leere. —

„Hier, hier, nimm das Tuch, was fürchtest du dich — — es ist doch unseres Arels Hand.“

Sie standen wieder auf dem Gang und sahen, wie die
Türe langsam ins Schloß fiel.

Eine schwarze gläserne Tafel hing daran:

Dr. Mohammed Darasche-Koh

Anatom.

Die Kerze flackerte im Luftzug, der über die ziegelsteinerne
Treppe emporwehte.

Da taumelte Ottokar an die Wand und sank stöhnend in
die Knie: „Hier! das da — —“ und er wies auf den Glos-
fenzug. — —

Sinclair leuchtete näher hin. — —

Mit einem Schrei sprang er zurück und ließ die Kerze
fallen. — —

Der blecherne Leuchter flirrte von Stein zu Stein — —

Wie wahnsinnig, — die Haare gestäubt, — mit pfeifen-
dem Atem rasten sie in der Sinsternis die Stufen hinab.

„Persischer Satan! — Persischer Satan!“

Die arge Nonn’.
Von Karl Hans Strobl.

Eines Nachts erwachte ich plötzlich aus tiefem Schlaf. Mein erster Gedanke war eine gewisse Verwunderung darüber, daß ich überhaupt erwachte; denn ich hatte tagsüber auf dem Trümmerfeld der Jesuitenkirche zu tun gehabt und war sehr ermüdet. Ich legte mich auf die andere Seite und versuchte einzuschlafen. Aber da hörte ich einen Schrei, der mir den Schlaf verscheuchte. Es war ein Schrei der Angst, und im Augenblick saß ich aufgerichtet im Bett. Zuerst versuchte ich, mich zurechtzufinden. Wie es oft nachts zu geschehen pflegt, wußte ich nicht, wo ich die Thür und wo ich das Fenster zu suchen hatte. Ich besann mich endlich, daß ich merkwürdigerweise nur in einer Lage schlafen kann, die von Nord nach Süd gerichtet ist, und nun wußte ich, daß ich die Thür zur Rechten und das Fenster zur Linken hatte. Im Bett zu meiner Rechten schlief meine Frau ihren ruhigen, friedlichen Kinderschlaf. Nach einer Weile, die ich gespannt horchend verbrachte, legte ich mich wieder zurück und überzeugte mich davon, daß ich doch geträumt haben müsse. Seltsam stark und wild freilich mußte dieser Traum gewesen sein, aus dem ein Schrei noch so deutlich in die Dämmerung meines Bewußtseins drang. Erst nach zwei Stunden schlief ich wieder ein.

Am Tage ließ mich meine Arbeit nicht dazu kommen, meinen Gedanken, die sich unaufhörlich mit meinem Traum beschäftigen wollten, ungestört nachzuhängen. Zwischen den Trümmern der Jesuitenkirche herumfletternd, mußte ich die Demolierungsarbeiten leiten und überwachen. Die Sonne war unbarmherzig, der Staub des abgebrochenen Gemäuers hüllte mich ein und legte sich auf meine Lungen. Pünktlich um elf Uhr, wie alle Tage, fand sich der Vorstand des Landesarchivs, Doktor Holzbock, bei mir ein und erkundigte sich nach dem Fortschritt der Arbeiten. Er interessierte sich ungemein für die Zerstörung des uralten Gebäudes, das in seinen ältesten Teilen fast in die Gründungszeit der Stadt zurückreichte. Da er die

Geschichte des Landes zu seinem Studium gemacht hatte, erhoffte er von der Sezierung dieses ehrwürdigen Körpers manche Aufschlüsse. Wir standen in dem großen Hofe und sahen zu, wie die Arbeiter das erste Stockwerk des Hauptflügels abtrugen.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß wir noch viel Sonderbares finden werden, wenn wir erst zu den Fundamenten kommen. Auf die Zeugnisse der Vergangenheit wirkt eine Kraft, die der physikalischen Schwerkraft verwandt ist, sie zieht sie zum Grunde. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich solche alte Gebäude fesseln, wenn sie eine so reiche Geschichte haben wie dieses. Zuerst ein Kaufmannshof, dann ein Nonnenkloster, dann eine Festung der Jesuiten und endlich eine Kaserne. Auf einem verhältnismäßig übergroßen Teil der alten, von Wällen eingegürteten Stadt gebaut, scheint sie von allen Ereignissen berührt worden zu sein, jede Äußerung des Lebens in sich hineingesogen zu haben, so daß ihre Spur zurückblieb. An diesen Ablagerungen, an diesen Schichten, deren Uebereinander die Folgen der Zeiten bedeutet, könnte man eine Geologie der Geschichte aufstellen. Ich glaube, daß wir noch seltsame Dinge in diesem alten Mauerwerk entdecken werden — nicht bloß Töpfe mit alten Münzen und übertünchte Fresken, sondern auch versteinerte Abenteuer und fossile Schicksale.“

So sprach der fanatische Archivarius, und uns gegenüber arbeiteten die Spitzhauen an dem festen Mauerwerk. Ein Bogengang war da oben bloßgelegt, und ich mußte mir die aufeinanderfolgenden Züge von Kaufleuten, Nonnen und Jesuiten vorstellen, die einen Teil ihres Lebens unter dem lastenden, grauen Gewölbe dieses Ganges zugebracht hatten. Während Doktor Holzbock seine Rhapsodie fortsetzte, faßte ich, da ich den Verführungen der Romantik nicht widerstehen kann, den Entschluß, einmal nachts die Ruine aufzusuchen.

Ich wollte den Reiz des Unheimlichen auf mich wirken lassen und mich mit den Geistern des Ortes befreunden.

In dieser Nacht erwachte ich, genau so wie in der vorigen Nacht, aus dem Schlaf und hörte kurz darauf den furchtbaren Schrei. Ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn zu hören und strengte mich an, genau festzustellen, woher er komme. Aber in dem entscheidenden Augenblick faßte mich eine unerklärliche Angst, so daß ich wirklich nicht genau wußte, ob er aus dem Innern unseres Hauses oder von der Straße kam. Kurz nachher glaubte ich, von der Straße die Schritte laufender Menschen zu hören. Bis zum Morgen lag ich in unruhigem Halbschlaf, in dem ich mich mit dem Rätsel dieses Schreies beschäftigte. Als ich beim Frühstück meiner Frau von dieser Sache sprach, lachte sie zuerst. Dann aber sagte sie besorgt: „Ich glaube, du fängst an, nervös zu werden, seitdem du in der alten Jesuitenkaserne beschäftigt bist. Nimm doch Urlaub und laß dich von einem Kollegen vertreten. Du bist übermüdet und hast Pflichten gegen deine Gesundheit.“ Aber ich wollte nichts davon wissen; denn das Graben im Schutt dieses alten Gebäudes, das Suchen nach den Dingen, von denen der Archivar so viel erwartete, war mir zur Leidenschaft geworden. Nur so viel erreichte meine Frau, daß ich ihr versprach, ich würde sie wecken, wenn ich selbst nachts erwachen sollte.

Auch in dieser Nacht fuhr ich wieder aus dem Schlaf. Hastig und ängstlich rüttelte ich meine Frau wach, und wir saßen nebeneinander aufrecht in den Betten. Da kam auch schon der Schrei, gellend und ganz deutlich — von der Straße herauf. „Hörst du . . . jetzt, jetzt . . .“ Aber meine Frau zündete Licht an und leuchtete mir ins Gesicht: „Mein Gott, wie du aussiehst! Es ist doch nichts. Ich höre gar nichts.“ Ich war so außer mir, daß ich sie anschrte: „Schweig doch . . . und jetzt . . . jetzt laufen sie unten auf der Straße.“ „Du

tust mir weh“ — rief meine Frau, denn ich drückte ihren Arm, als müsse ich sie durch Anwendung von Gewalt überzeugen. „Hast du nichts gehört?“ — „Nichts! Gar nichts!“

Ich sank in die Polster zurück. Schweißbedeckt erschöpft wie nach einer schweren körperlichen Arbeit und unfähig, den besorgten Fragen meiner Frau irgendeine beruhigende Antwort zu geben. Gegen Morgen, als sie schon wieder schlief, wurde ich mir darüber klar, was ich zu tun hatte, um meinen Verstand zu erhalten. Durch ein völlig gelassenes und besonnenes Betragen während des Tages gelang es mir, meine Frau glauben zu machen, daß ich mich beruhigt habe. Ich scherzte während des Nachtmahls über meine nächtlichen Halluzinationen und gab ihr das Versprechen, heute bis zum Morgen zu schlafen und mich weder um den Schrei noch um den Tumult auf der Straße zu kümmern. Ich gab ihr sogar das Versprechen, sofort nach Beendigung der besonders verantwortungsvollen Arbeiten um einen längeren Urlaub anzufuchen. Kaum aber hörte ich an den Atemzügen meiner Frau, daß sie eingeschlafen war, als ich mich erhob und mich wieder ankleidete. Da ich keinerlei unsinnige Gedanken in mir aufkommen lassen wollte, nahm ich Kants „Kritik der reinen Vernunft“ vor und versuchte, mich in die strengen und logischen Vorstellungsreihen zu versenken. Aber als es gegen Mitternacht ging, kam eine Unruhe über mich, die mich unfähig machte, weiter zu lesen. Es war unmöglich, dem eisernen Zwang des Buches zu folgen. Ein Stärkeres zog mich von ihm weg. Leise erhob ich mich und ging vor das Haus. An meinem wachsenden Zittern merkte ich, daß die Zeit herankam. In die Vertiefung des Hauseinganges gedrückt, wartete ich; meinen ganzen Mut hatte ich aufzubieten, aber ich war entschlossen, die Qual meiner Nächte durch ein rasches Aufdecken der natürlichen Ursachen zu beenden. Zwanzig Schritte entfernt brannte eine Gaslaterne und gab genügend Licht für

den Teil der Straße vor meinem Haus. Ein junger Mann, der offenbar etwas zu viel getrunken hatte, kam an der jenseitigen Häuserfront bis zu dem gegenüberliegenden Haus, wo er stehen blieb und nach einigen mißlungenen Versuchen endlich das Tor aufschloß. Ich hörte die Geräusche seiner Heimkehr noch im Hausflur und auf dem Beginn der Treppe. Dann war wieder alles still. — Und plötzlich flammte der Schrei in diese Stille. Ich taumelte in den tiefen Schatten zurück und griff nach der Klinke, deren kaltes Metall ich deutlich in meiner Hand fühlte. Verzweifelt und außer mir vor Angst wollte ich flüchten. Aber trotzdem ich das Haustor nicht versperrt hatte, konnte ich nun nicht öffnen. Da hörte ich auch schon die eilenden Schritte vieler Menschen auf der Straße und nun flog etwas an mir vorüber. Ich konnte nicht erkennen, ob es nur ein Schatten oder ein Mensch war. Im Augenblick des Sehens schien es nicht die Schwere eines Menschen zu besitzen, aber es hinterließ sofort den vollen Eindruck der Körperlichkeit: einer Frau, die im rasendsten Lauf die Straße herabkam, einer Frau in einem langen wallenden Gewand, das sie, um besser laufen zu können, aufgenommen hatte. Und hinterdrein kam, wenige Schritte hinter ihr, eine ganze Schar von Männern in sonderbaren Trachten, die unserer Zeit fremd sind. Auch bei ihnen wiederholte sich diese Erscheinung: wie Schemen vorübergleitend, hinterließen sie die Vorstellung der Körperlichkeit. Ich weiß nicht, welcher Wahnsinn mich erfaßte und mich zwang, hinter ihnen dreinzulaufen. Es mag eine dem Wahnsinn der Schlacht verwandte Art gewesen sein, jenes Wahnsinns, der stärker ist als die Furcht und den Soldaten in das feindliche Feuer wirft. Niemals bin ich so gerannt wie damals; es war weniger ein Laufen als ein Gleiten und Schweben, wie man es sonst nur aus Träumen kennt. Ich sah immer die Jagd vor mir, die Frau voran und die Schar der Männer hinterdrein. Es schien mir, als laufe

ich schon lange so, und dennoch spürte ich keine Erschöpfung. Plötzlich verschwand die Frau, ich sah noch ein irres Hin und Her der verfolgenden Männer und dann schien es, als ginge alles in den Schatten der Nacht ein. Zu meinem Erstaunen stand ich vor dem Plankenzaun, der das Trümmerfeld der Jesuitenkaserne umzieht. Am Eingang, über dem die Tafel mit der Aufschrift angebracht war: Nichtbeschäftigten ist das Betreten des Platzes verboten! Ich riß die Thür auf und stürmte hinein. Da stand der Nachtwächter, ganz in der Nähe des Eingangs an einen Balken gelehnt und grüßte, als er mich plötzlich vor sich sah. Stolz darauf, daß ihn mein Überfall auf den Posten gefunden hatte, gab er sich einen Ruck und wollte seine Meldung abstaten. Aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Haben Sie nicht eine Frau gesehen? Eben jetzt . . . sie trug ein graues, langes Gewand, das sie zusammengerafft hielt, und lief hier hinein!“

„Ich habe nichts gesehen, Herr Baumeister, gar nichts.“ „Aber, zum Teufel, sie kann doch nicht in der Luft zerfließen sein. Haben Sie nicht am Ende geschlafen? Mit offenen Augen geschlafen.“

Der Wächter war sehr gekränkt über meinen Verdacht und versicherte mit allem Nachdruck, daß er nicht geschlafen und doch nichts gesehen habe. Nun begann ich selbst zu suchen. Überall kroch ich herum, blickte in alle Winkel der Höfe, und übersah keines der vielen Zimmer und Zimmerchen, über deren zackig abgebrochenen Wänden die Decke der vom Widerschein der Stadt erhellten Nacht hing. Über gefährliche Reste des Mauerwerks wagte ich mich, in jedem Augenblick vom Zusammensturz bedroht, um in sonst unzugängliche Kammern blicken zu können.

Dann wieder rannte ich halboffene Galerien entlang, auf deren schmutziger Malerei der Schein der Laternen seltsame Schattenspiele trieb. Die Kirche, die einst von dem alten Ge-

bäude vollständig eingeschlossen gewesen war, so daß nur Dach und Turm über die grauen Mauern ragten, war nun schon zum größten Teile freigelegt, und hier gab es eine Menge Schlupfwinkel. Aber auch hier fand ich nichts, und ich ging mit schwerem Kopf und zitternden Knien nach Haus; immerwährend legte ich mir zurecht, was ich gesehen hatte, und gab den Dingen neue Deutungen, aber ich wurde nur immer verwirrter.

„Heute hast du hoffentlich nichts gehört,“ fragte meine Frau.

„Nein — ich habe fest geschlafen,“ log ich und versteckte meinen Kopf rasch in der Waschschüssel, damit meine Frau nicht die Zeichen dieser Nacht auf meinem Gesicht entdecken sollte.

An diesem Tage machten wir auf dem Trümmerfelde eine Entdeckung, die den Archivar in höchstes Entzücken versetzte. Bei der Abtragung eines schönen alten Portals, das bedeutenden Kunstwert hatte, mußte mit besonderer Sorgfalt vorgegangen werden, denn man wollte dieses Denkmal alter Kunst an anderer Stelle wieder aufstellen. Über zwei Pilastern, die eine reiche Ornamentik mit Blumen- und Früchtemotiven zeigten, schwang sich ein schöner Bogen über die Einfahrt. Auf den Simsen über diesem Bogen standen Heiligenstatuen im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts. Heilige, die ihre Attribute vor sich hinhielten wie Hieroglyphen ihres Schicksals. Als man einen heiligen Jakobus von seinem Postament heben wollte, fiel der Kopf vom Hals, rollte ein paar Schritte weiter und blieb im Schutt liegen. Man sah im Ansatz des Kopfes eine runde, zylindrische Vertiefung, als ob da einmal eine Eisenstange darin befestigt gewesen wäre, und als man den Rumpf herabgehoben hatte, fand sich, daß dieser Vertiefung eine Fortsetzung in dem Rumpfe der Statue entsprach. Zuerst machte ich den Arbeitern wegen ihrer Unachtsamkeit

Vorwürfe, aber Doktor Holzbock, der den Kopf aufgehoben hatte und gespannt betrachtete, unterbrach mich: „Die Leute können nichts dafür, lieber Freund. Das ist kein neuer Bruch, sondern ein alter. Keine zufällige Trennung, sondern eine beabsichtigte, und es würde mich nicht wundern . . .“

In diesem Augenblick kam einer der Arbeiter auf mich zu und reichte mir eine kleine Rolle schmutzigen Papiers: „Das war in dem Loch drin,“ sagte er, „und vielleicht steht etwas darauf . . .“

Der Archivar sah mich an und nahm mir die Rolle aus der Hand. Mit aller Sorgfalt versuchte er, sie aufzurollen und endlich gelang es ihm, sie auf dem Zeichentisch meiner Bauhütte auszubreiten und mit Reißnägeln zu befestigen. Es war ein Stück des starken Urkundenpapiers, auf dem die wichtigsten Verträge der Vergangenheit aufgezeichnet zu werden pflegten. Umsonst versuchte ich mich in dem Gewirr der roten und schwarzen Linien zurechtzufinden. Es schien ein Plan zu sein, und als ich alle meine Kenntnisse als Baumeister vergebens aufgeboten hatte, um seinen Sinn zu finden, gab ich meine Bemühungen auf. Doktor Holzbock aber erklärte, er sei entschlossen, das Papier zu enträtseln und bat mich, ihm zu gestatten, daß er den Sund mit sich nehme.

Noch vor Feierabend kehrte er zurück und winkte mir schon von weitem mit der Hand. Ganz feierlich legte er die Hand auf meinen Arm und führte mich durch eine kleine Nebentür in die Kirche, wo wir ungestört waren. Ein wunderbarer Abendhimmel, in dem auf unergründlichen purpurroten und smaragdenen Tiefen violette Boote mit weißen Segeln der Nacht entgegenfuhren, gab der einsamen Kirche etwas von seinen Farben. Die hohen, barocken Silberleuchter, zwischen denen wir standen, waren rötlich überhaucht, die heilige Agnes an der Wand gegenüber ließ ihre Wehmut verschwinden und erhielt durch die grellen Reflexe eine lodernde Sinnlichkeit

im Ausdruck. Die Heiligenstatuen, die Kanzel, die Engel unterhalb der Emporen waren verändert, als wären sie vom Zwang des Tages erlöst, und freuten sich auf die Nacht, in der sie ganz frei sein konnten und vielleicht ein Leben lebten, von dem wir nichts ahnen.

Inzwischen hatte der Archivar unseren Plan aus der Tasche gezogen und begann: „Ich war mir nach einigem Nachdenken darüber klar, daß der Plan, so wie wir ihn zu sehen bekamen, sinnlos sei oder vielmehr, daß er seinen Sinn verberge. Wenn wir das Gewirr von Strichen betrachten, so ahnen wir gerade so viel, daß es ein Plan sein könnte, aber wir sind nicht imstande festzustellen, was er zu bedeuten hat. Dem Aussehen des Papiers, den Buchstaben nach, die sich hier und da unter den Linien finden, kann ich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß es aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt, und zwar aus dessen erster Hälfte, also aus einer Zeit, in der dieses Bauwerk noch ein Nonnenkloster war. Nun habe ich eine alte Chronik gefunden, in der gerade in dieser Zeit des Klosters recht oft und recht wenig freundlich gedacht wird. Sie wissen, daß man damals manchen Klöstern die sonderbarsten Dinge nachsagte. So weiß auch meine Chronik über dieses Kloster sehr viel zu berichten, aber im ganzen wenig Erbauliches. Hatte unsere Vermutung recht, daß das aufgefundenene Papier einen Plan vorzustellen habe, so möchte er wohl irgendwelche Geheimnisse des alten Bauwerks bezeichnen und dann absichtlich verwirrt worden sein, um anderen unverständlich zu erscheinen. Eine andere Erwägung stärkte mich in meiner Vermutung. Das Portal, mit dessen Abtragung Sie heute begonnen haben, befand sich an einem der Innentrakte!“

„Jawohl. Es zielt die Einfahrt des Verbindungsflügels zwischen dem nördlichen und dem südlichen Trakt, und zwar die gegen den sogenannten Dreifaltigkeitshof liegende Front.“

„Gut, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß dieses Portal mit der Spitze bis in die Höhe des zweiten Stockwerkes reicht, so daß einzelne der Figuren, das heißt die Köpfe der Statuen ohne Schwierigkeiten aus den Fenstern dieses zweiten Stockes zu erreichen sind.“

„Gewiß. Wir können es uns ja ansehen.“

„Bleiben Sie nur, es ist ganz sicher so. Die Köpfe einiger Figuren, darunter auch der des heiligen Jakobus, sind also aus den Fenstern des zweiten Stockes ohne Mühe abzunehmen, wenn sie vom Rumpfe getrennt sind. Man kann ganz gut in einer geschickt angebrachten Vertiefung ein gefährliches Papier verstecken.“

„Sie meinen also? . . .“

„Habe ich Ihnen nicht gleich gesagt, daß es kein frischer Bruch sei? Nun war ich also vollkommen davon überzeugt, daß sich hinter dem wirren Gefirgeln unseres Planes ein Geheimnis verberge. Wie aber sollte ich dahinter kommen? Ich mußte mir alles wohl überlegen, bevor ich irgendein chemisches Reagens anwendete, denn die Gefahr war nicht ausgeschlossen, daß ich alles damit verdarb. Als Urkundenforscher habe ich oft Gelegenheit gehabt, die vielfältigen und sinnreichen Geheimmittel des Mittelalters zu bewundern. Ich kenne viele seiner Rezepte für Geheimschriften. Die sympathetischen Tinten spielen unter diesen eine große Rolle. Und die einfachste Art der sympathetischen Tinten ist die, deren Züge nach dem Trocknen wieder unsichtbar werden und erst hervorkommen, wenn man das Papier erwärmt. Hier konnte von dieser Art keine Rede sein, denn unser Plan war ohnehin schon genug verfrizelt. Aber war nicht das Gegenteil möglich: daß die unwichtigen und verwirrenden Linien beim Erwärmen verschwanden und nur die wichtigen Linien stehen blieben. Das war ein Versuch, den ich machen konnte, ohne Schaden für unseren Schatz befürchten zu müssen. Nun, mein lieber Freund,

ich habe ihn gemacht, und er ist vollkommen gelungen. Wollen Sie einmal zusehen?"

Doktor Holzbock zog eine kleine Taschenlampe hervor und entzündete sie. Dann legte er seinen Plan an den Zylinder an. Wir warteten schweigend in der hereinbrechenden Dämmerung, die nur von dem furchtsamen Licht der kleinen Lampe gestört wurde. Nach einigen Minuten glaubte ich zu beobachten, daß einige der Linien blässer wurden, sie verschwanden endlich ganz und es blieb nur eine Anzahl von ihnen zurück.

„Ein regelrechter Plan, ein Grundriß," sagte ich.

„Es wird nun Ihre Aufgabe sein, ihn zu lesen."

In einem Augenblick hatte ich mich zurechtgefunden. „Hier haben wir den Dreifaltigkeitshof, hier ist der Kreuzgang, hier das bezeichnet die Kirche und von der Sakristei aus geht . . . was ist das? diesen Linien hier entspricht kein Bauwerk, das muß . . . ja, das ist ohne Zweifel ein unterirdischer Gang, der aus dem Kloster führt."

Der Archivar war vor Freude außer sich, daß sich seine Vermutungen bestätigten. Und auch ich war erregt; denn es schien mir, als müsse diese Entdeckung auf irgendeine Weise mit meinen nächtlichen Erlebnissen in Zusammenhang stehen. Schon war ich im Begriff, ihm davon zu erzählen, als mich eine eigentümliche Scheu zurückhielt. Ich habe mich immer davor gehütet, von Angelegenheiten, die erst im Beginn der Entwicklung stehen, viel zu sprechen; denn ich fürchtete die Wirkungen des gesprochenen Wortes. Das Wort ist mächtiger, als unser Alltagsverstand denkt, und es beeinflusst die Zukunft auf eine geheimnisvolle und unfehlbare Art. Aber Doktor Holzbock mußte doch etwas von den Vorgängen in mir bemerkt haben, denn er fragte mich fast besorgt: „Was ist Ihnen, Sie sehen so merkwürdig drein?"

Aber ich zog ihn, ohne zu antworten, in die Sakristei. Hier begann ich nach den Maßen, die der Plan angab, die

Wände abzusuchen. Ich fand, daß dort, wo der Beginn des unterirdischen Ganges sein sollte, ein ungeheurer Kasten an der Wand stand. Es war einer jener riesigen Kästen, die einen ganzen Reichtum an Meßgewändern und Kostbarkeiten verbergen, ein gut gearbeitetes Stück alter Handwerkskunst. Ein Ungetüm, schwer wie ein Felsblock, mit reichen Schnitzereien verziert, ein Kolos von dem Boden bis zur Decke. Der Archivar setzte seine Entstehungszeit in das sechzehnte Jahrhundert. Wir waren beide davon überzeugt, daß sich der Eingang hinter diesem Kasten befinden müsse, aber wir waren uns auch darüber klar, daß wir das Ungeheuer nicht von der Stelle bewegen konnten, wenn wir den geheimen Mechanismus nicht kannten. — „Genug für heute,“ sagte Doktor Holzbock, und er wußte mich zu überreden, daß ich nach Hause ging, obzwar ich anfangs beabsichtigte, in der Sakristei die Nacht über zu bleiben, als hätte ich irgendeine Kostbarkeit vor Dieben zu bewachen.

Unser Sund und die Vermutungen, die wir an den Plan knüpften, beschäftigten mich so sehr, daß meine Frau behauptete, ich sei ganz verstört. Sie setzte mir so lange zu, bis ich ihr versprach, schon früher, als ich es mir vorgenommen hatte, um meinen Urlaub anzusuchen. Obzwar ich entschlossen war, diese Nacht nicht wieder außer dem Bett zu verbringen, zwang mich ein sonderbares Gefühl, in dem sich Angst mit Neugier mischte, aufzustehen und die dunkle Stunde unten auf der Gasse zu erwarten.

Es schlug zwölf Uhr, und gleich darauf hörte ich den furchtbaren Schrei. Das Geräusch laufender Menschen kam näher, und die Verfolgung ging an mir vorüber, genau so wie in der vorigen Nacht. Diesmal sah ich deutlich, daß das Weib ein langes, nonnenartiges Gewand trug, das über der Brust ein wenig offen stand, als habe sie es eilig umgeworfen. Einen Augenblick kehrte sie mir ihr Gesicht zu, ein blasses, schönes

Gesicht, in dem dunkle Augen ein seltsames Licht ausstrahlten. Wieder war ich gezwungen, laufend der Jagd zu folgen, und wieder verschwand das Ganze bei der den Trümmerplatz umgebenden Planke. Ich glaubte aber deutlich gesehen zu haben, daß das verfolgte Weib die Türe aufriß und den Bauplatz betrat.

„Haben Sie heute wieder nichts gesehen?“ schrie ich den Nachtwächter an. Der Mann zog sich ängstlich vor mir zurück und erklärte, er habe nichts gesehen. „Ich weiß es aber, daß sie hier hereingekommen ist. Sie müssen eine Frau gesehen haben.“ Als der Nachtwächter dabei beharrte, keine Frau und überhaupt keinen anderen erblickt zu haben, stieß ich ihn beiseite und begann zu suchen. Ohne mir darüber Rechenschaft zu geben, warum ich eigentlich so darauf entbrannt war, der Sache auf den Grund zu kommen, fletterte ich alle Trümmerhaufen ab, untersuchte alle Mauerreste und glaubte hundertmal in den tiefen Schatten eine Frau in einem langen, grauen, nonnenartigen Kleid zu sehen. Einmal wandte ich mich plötzlich um, weil es mir war, als folge sie mir im Mondenschein nach, mit leisen Tritten, so dicht hinter mir, daß ich ihr Atmen hören konnte. Ich öffnete die Kirche mit dem Schlüssel, den ich heute abend in einer dunklen Absicht in der Tasche meines Rockes gelassen hatte. In diesem Augenblick überdachte ich nicht, daß sie doch keinesfalls in die verschlossene Kirche geflüchtet sein konnte. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß kein lebendes Wesen in der Kirche war, betrat ich die Sakristei und zog meinen Plan hervor. Hell und grün lag der Mondschein auf dem alten Schrank, daß die Schnörkel wie aus Bronze gearbeitet schienen. Die schönen Schnitzereien sprangen aus einem braungoldenen Grund hervor und der Übermut der vielen Putten schien in dem Licht lebendig zu werden. Ein Bild über dem alten Schrank, das ich bei Tage nicht beachtet hatte, fiel mir auf. Es war ein altes Gemälde,

von Weihrauch und Kerzenflammen geschwärzt und nur das Gesicht der Heiligen, das es darstellen mochte, trat wie hinter den Schatten der Jahrhunderte hervor. Oder war es nicht das Gesicht einer Heiligen? War es nicht etwa das Porträt einer Frau, die einmal in diesen Mauern gelebt hatte? Es schien mir belebter und persönlicher als ein Heiligenbild, und jetzt im grünen Mondlicht war es mir, als habe ich dieses Gesicht schon einmal gesehen. Diese dunkeln, flammensprühenden Augen brannten sich in die meinen.

Ich zitterte in einer unerklärlichen Furcht. Und plötzlich kam mir ein banger Gedanke. Man hat oft das Empfinden, als sei einer dieser Gedanken, die uns so plötzlich überkommen, nicht in uns geboren, als sei er gar nicht unser Eigentum, als komme er irgendwie von außen her, als werde er uns mitgeteilt, genau so, wie der Gedanke eines Fremden. Dieses Empfinden war so stark, daß ich den Eindruck hatte, der Gedanke sei neben mir ausgesprochen worden, als habe mich jemand gewarnt . . . mit einer flüsternden Frauenstimme gewarnt. Jawohl, gewarnt . . . denn der Sinn dieses fremden Gedankens war eine Warnung. Es war, als ob mir jemand zuflüsterte, ich sollte mich hüten, den Gang aufzudecken, der auf meinem Plan verzeichnet war. Ich wollte den Gedanken abschütteln und versuchte, seine Entstehung aus der absonderlichen Stille, aus diesem wie mit Weihrauch gesättigten Schweigen begreiflich zu finden. In dem alten Mauerwerk der Sakristei, das durch die Erschütterungen der Arbeit, durch die Zerstörung der angrenzenden Gebäude beunruhigt worden sein mochte, rieselte es unaufhörlich. Das Mondlicht schien von diesem Geriesel erfüllt, als bestehe es aus Körnern eines silbernen Sandes, der durch die Sanduhr der Zeit gleitet. Je mehr ich mich bemühte, meine Aufmerksamkeit mit diesen Beobachtungen der Umgebung zu beschäftigen, desto hartnäckiger kam die Warnung wieder: ich sollte mich hüten, meinen

Plan zu verfolgen, ich würde sonst ein schweres Unglück auf mich herabziehen. Immer wieder versuchte ich, mich kampfhaft auf die wunderlichen Spiele des Mondlichtes hinzulernen und immer eindringlicher und bohrender wurde der fremde Gedanke. Einen Moment lang war es mir, als lege mir jemand die Hand auf die Schulter und flüsterte nahe bei meinem Ohr. Und dann spürte ich ganz deutlich, wie ein fremder Wille über den meinen Herr werden wollte. Ich sah auf und blickte in die dunkeln, flammensprühenden Augen des Bildes über dem Schrank —

Da kam es mir mit einemmal ganz schmerzhaft klar zum Bewußtsein: vorhin, als die Jagd an mir vorbeiging, hatte ich diese Augen schon gesehen, es waren die Augen der verfolgten Frau. Obzwar ich nicht furchtsam bin, erschraß ich so sehr, daß mich die Besinnung verließ. Ich schrie nicht auf und lief nicht davon, aber ich tat etwas, was viel ärger war: langsam, die Augen fest in denen des Bildes, zog ich mich Schritt vor Schritt zurück, als gelte es einer wirklichen Gefahr zu entkommen. Dabei hielt ich den großen Kirchenschlüssel fest in der Hand, wie man bei einem Überfall von Räubern das nächste Gerät als Waffe benutzt. Endlich war ich in der Kirche und warf die Thür der Sakristei zu. Es widerhallte unter den in Dunkelheit verlorenen Wölbungen. Die Bilder und Statuen schienen ihre Stellungen verändert zu haben und mit höhnischen Grimassen auf mich herabzusehen.

Rasch verließ ich die Kirche.

Der Rest der Nacht war schlaflos bis in den Morgen hinein. Obzwar ich erst in der Dämmerung einschlief, erwachte ich dennoch bald; denn ich wollte sofort mit der Arbeit in der Sakristei beginnen lassen. Trotz der nächtlichen Warnung war ich entschlossen, den Gang aufzudecken. Meine Furcht war am Tage keine Macht, die mich bestimmen konnte.

Als ich den Bauplatz betrat, fand ich dort bereits den

Archivar, der von der gleichen Ungeduld wie ich hergetrieben worden war. Ich wählte eine Anzahl geschickter Arbeiter aus und gab an, wie sie es anfangen sollten, den ungeheueren Schrank von seiner Stelle zu rücken. Das Bild über dem Schrank, das ich mit einigem Bangen betrachtete, war ein gewöhnliches, unter einer dicken Schmutzkruste verborgenes Duzendgemälde, von dem man wenig mehr als einen bleichen Fleck — das Gesicht der dargestellten Heiligen — deutlicher erkennen konnte. Es war nicht im geringsten unheimlich, und ich wollte eben den Archivar um seine Meinung über das Bild befragen, als er mich ansprach.

„Hören Sie,“ sagte er, „es muß recht hübsch in diesem Nonnenkloster zugegangen sein. Gestern, spät abends, nahm ich noch die Chronik vor, und ich denke, daß uns dieser Gang einige Dinge von Interesse verraten wird. Ich glaube, ich habe Ihnen bereits einige Andeutungen darüber gemacht, was die Chronik von diesem Kloster berichtet. Gestern habe ich mir noch einmal alles durchgelesen, weil ich hoffte, einen Anhaltspunkt für unsere Forschungen zu gewinnen. Die Scheu der Nonnen, ihr Kloster in Verruf zu bringen, war hier einer wüsten Schamlosigkeit gewichen. Man gab sich ganz offen den schlimmsten Ausschweifungen hin, und die Chronik berichtet, daß oft genug Gläserklirren und freches Gelächter die ganze Nacht hindurch die Nachbarschaft empörte. Es muß eine Art von Wahnsinn gewesen sein, eine Raserei, die das ganze Kloster angesteckt hatte und die Nonnen zu den wildesten Orgien anstachelte. Oft genug sahen die Bürger auch die Kirche selbst erleuchtet, und an dem Lärm war zu hören, daß man das Gotteshaus zur Stätte des Gelages erkoren hatte. Als Teilnehmer an diesen Orgien wurden die Geistlichen der Stadt herangezogen, und wenn sie anfangs nur bei Nacht und heimlich in das Kloster Einlaß fanden, so kamen sie später ganz offen auch am hellen Tage. Man sah die Männer

oft wankend, mit gedunsenen Gesichtern das Haus verlassen, und man sah betrunkene Nonnen in den Höfen und im Klostergarten herumtaumeln. Den frommen Bürgern, denen dieses Treiben ein Greuel war, ist es nicht zu verdenken, daß sie die Anzeige beim Bischof machten. Der Bischof kam zur Untersuchung selbst herbei, aber er fand nichts als eine Schar frommer Nonnen, die in diesem Kloster ein beschauliches, dem Gebet geweihtes Leben führten, wie es sich für Bräute Christi schickt. Und eine Umfrage bei der Geistlichkeit der Stadt ergab nur die Bestätigung dieser Beobachtung. Die verleumderischen Anzeiger wurden vor ein Gericht gestellt, das sie unter dem Druck der bischöflichen Autorität zu harten Strafen verurteilte. Als der Bischof der Stadt den Rücken gekehrt hatte, begann das unverschämte Treiben von neuem. Aber es wagte niemand mehr, eine Anzeige zu machen, aus Furcht, selbst in Strafe zu verfallen. Unter allen den lockeren Nonnen war Schwester Agathe die ärgste. Ihr genügten die im Kloster veranstalteten Orgien bald nicht mehr. Es muß ein ganz seltsames Weib gewesen sein, von einer entsetzlichen, teuflischen Brunst, die alles an sich riß und vernichtete. Sie muß die Unerfättlichkeit eines Raubtieres besessen haben; denn die Chronik erzählt von ihr, daß sie oft auf heimlichen Wegen das Kloster verließ und sich nachts in der Stadt herumtrieb. In den Frauenhäusern und den Spelunken der Vorstädte war sie zu Gast und saß unter dem Gesindel, unter den Spielern und Trunkenbolden, als ob sie zu ihnen gehöre. Dabei war sie von adeliger Geburt, aus einer der vornehmsten Familien des Landes. Alle durch Generationen sorglich verhehlten Laster ihres Geschlechtes waren in ihr in widerliche Erscheinung getreten. Wenn ihr ein junger Mann gefiel, so umflammerte sie ihn und ließ ihn nicht mehr frei, wüßt und wild wie eine Bacchantin riß sie ihn zu sich herab. Man kannte sie bald in der ganzen Stadt und sprach von ihr wie von einem

Alpdrücken, einem Gespenst. Man nannte sie nur die ‚arge Nonn‘. Nun geschah es, daß die Lustseuche in die Stadt verschleppt wurde. Auch Agathe wurde von ihr ergriffen, aber sie war nicht imstande, ihren Trieben Einhalt zu tun und setzte ihr Leben fort. Nach wie vor tanzte sie in den Schenken, saß unter dem Gesindel und fiel wie ein Vampir junge Männer auf der Straße an.“

„Was haben Sie!“ unterbrach sich Doktor Holzbock, „Sie sehen so krank aus.“

Ich wehrte ab und bat ihn, einen Augenblick mit seiner Erzählung einzuhalten, um den Fortschritt der Arbeiten zu prüfen. Rings um den ungeheueren Schrank war der Fußboden aufgerissen, an den Wänden war der Mörtel abgekratzt, aber es war nicht gelungen, den Schrank auch nur um eine Linie zu verrücken. „Ich glaub’ halt,“ sagte der Polier, „der Kasten is in der Wand verankert.“

Es konnte nicht anders sein, aber dann mußte man ihn gleich damals mit der Wand verbunden haben, als man die Sakristei anbaute. Dann war entweder unser Plan eine Mystifikation oder —

Wir sahen uns an, und der Archivar sprach meinen Gedanken aus: „Der Weg geht durch den Schrank hindurch.“ Ich war aufgeregt, außer mir vor Ungeduld über den neuen Aufenthalt und wütend über soviel Hindernisse.

„Wie sollen wir aber herausfinden, wo man hindurchging? Wir müßten den ganzen Kasten in Stücke brechen und das dürfen wir nicht, da er Kircheninventar ist. Was sollen wir tun!“ Der Archivar war fast ebenso ungeduldig wie ich.

Während Doktor Holzbock nachsann, suchte ich den ganzen Kasten ab, drückte auf alle vorspringenden Ornamente, zog alle Schubfächer auf, sofern sie nicht versperrt waren und maß alle Dimensionen ab, um vielleicht aus irgendeinem seltsamen Verhältnis auf verborgene Türen schließen zu können.

„Geben Sie sich keine Mühe,“ sagte der Archivar, „dieser Kasten, der sicher ganzen Generationen von Neugierigen sein Geheimnis vorenthalten hat, wird es auch uns nicht ohne weiteres verraten. Wir müssen in den Archiven suchen, vielleicht . . .“

Ich hörte nicht weiter zu; denn, indem ich mit den Augen die Höhe des Kastens abschätzte, war mein Blick auf das darüberhängende Bild gefallen. Und plötzlich war es mir, als würde mir dieses Bild den Schlüssel geben müssen. Zur Verwunderung des Archivars befahl ich, eine Leiter an den Schrank zu legen und fletterte hinauf. In so großer Nähe des blassen Gesichtes, Auge in Auge mit ihm, wollte das Grauen der Nacht wieder über mich kommen. Aber ich bezwang mich und begann, das Porträt zu untersuchen. Die dicke Schmutzschicht ließ selbst in dieser Nähe wenig mehr erkennen, als daß die Dargestellte ein nonnenartiges Gewand trug, während der Kopf von Bändern oder Hauben frei war und von Haaren umringelt schien. Seltsam genug waren diese Haare, eher wie Schlangen durcheinandergewirrt, wie man wohl den Kopf einer Medusa malen mochte. Aber der schlechte Zustand des Gemäldes ließ kein sicheres Urteil zu. Um den Hals trug sie an einer Schnur einen Schmuck. Kein Kreuz, wie man es sonst wohl bei Nonnen finden mag, sondern eine Art Brosche, eine bloße Verzierung, ein Ornament. Es sah wie eine Lilie aus, die in ein Polygon eingeschlossen ist. Es war mir, als hätte ich dieses Ornament auch unten auf dem Kasten gesehen, die Lilie bald in einem Sechseck, bald in einem Rhombus und dann wieder in einem Fünfeck wie hier.

„Doktor,“ rief ich, indem ich die Leiter herabstieg, „ich glaube, ich bin dem Rätsel auf der Spur.“

„Und die Spur haben Sie da oben auf dem Bild gefunden?“

„Ich glaube es. Die Lilie im Sünfect ist der Schlüssel. Suchen wir.“

Obzwar ich ganz genau wußte, das Ornament gesehen zu haben, war ich dennoch so verwirrt, daß ich es nicht sogleich wiederfand. Wie in einem Nebel verschwammen mir die Bestandteile des Schranke und vergebens kämpfte ich gegen die Müdigkeit an, die ich mir jetzt, im Augenblick der Entscheidung, nicht zu erklären wußte. Es war ungefähr so, wie es einem Erfrierenden zumute sein muß. Da rief der Archivar neben mir aus: „Hier ist eine Lilie im Sünfect. Und was nun?“

Meine Spannkraft war plötzlich wieder zurückgekehrt, als stünde ich nun vor einem Unabwendbaren, wo kein Zweifel über den Ausgang mehr steht. Ich untersuchte die Lilie, während uns die Arbeiter neugierig umstanden. Es war mir, als gebe das Holz unter meiner Hand nach, ich drückte mit aller Kraft — da ging ein Ächzen durch den alten Schrank, ein tief aus dem Innersten kommendes Ächzen und ein schmaler Spalt zerschnitt den Schrank von oben bis unten. Wir stemmten die Schultern an, aber die rostigen, jahrhundertlang nicht gebrauchten Angeln gaben nur widerwillig nach. Ruckweise mußten wir die Tür öffnen und hatten so Zeit, den sinnreichen Geheimmechanismus zu bewundern. Außerlich folgte auch dieser Teil des Schranke der Breitegliederung, beim Druck auf die Lilie aber vereinigten sich die scheinbar getrennten Flächen zu einer Tür. Im selben Maße, in dem sich diese öffnete, schoben sich die Fächer des Schranke nach links und rechts auseinander und wir standen vor der Hinterwand des Kastens. Hier war es nicht schwer, den Knopf zu finden, auf den wir drücken mußten, um auch diese Tür offen zu haben.

Die dunkle Mündung eines Ganges lag dahinter. Ich wollte mich hineinstürzen, aber der Archivar hielt mich zurück. „Geduld, wir müssen erst erproben, ob die Luft da drinnen

atembar ist.“ Eine Kerze wurde an einen Stocß gebunden, angezündet und in den Gang gehalten. Sie brannte mit einer wilden Flamme, das geschmolzene Stearin fiel in großen Tropfen in die Dunkelheit.

Wir betraten den Gang.

Einige Stufen hinab, dann geradeaus, dann wieder einige Stufen hinab und geradeaus. „Ich glaube, wir befinden uns auf dem geheimen Weg der ‚argen Nonn‘,“ flüsterte der Archivar. Er glaubte es bloß, ich war dessen gewiß. Trotzdem die Luft hier verhältnismäßig frisch war, war mir doch sehr beflommen zumute.

„Marandjosef,“ sagte plötzlich der Arbeiter, der mit der Kerze voranging und blieb stehen. Die Wände sprangen hier in die Dunkelheit zurück, der Gang mündete in eine Art Gruft, in deren Mitte auf Holzgestellen vier hölzerne Särge standen. Ganz einfache, schmucklose Särge, deren Form und Zuschnitt gleichwohl um einige Jahrhunderte zurückwies. Der Archivar hob einen der Deckel ab, eine Nonne lag darin mit einem mumienartig eingetrockneten Gesicht, die Hände über der Brust gekreuzt, die Kleider waren zerfallen, so daß an manchen Stellen das Fleisch, das der Verwesung widerstanden hatte, durch die Löcher sichtbar wurde.

Wir hoben auch von den übrigen Särgen die Deckel ab. In dem vierten Sarge lag Agathe, die „arge Nonn“. Ich erkannte sie sofort, es war das Weib, das nachts verfolgt von einer Schar wütender Männer an meinem Haus vorüberlief, es war das Urbild des Gemäldes in der Sakristei.

Da sagte der Archivar neben mir: „Wissen Sie auch, daß hier unter diesen Leichen auch Schwester Agathe, die ‚arge Nonn‘ sein dürfte?“

„Ich weiß es; diese dort ist es. Ich erkenne sie wieder. Sehen Sie nur, wie viel besser sie aussieht als die andern. Man

merkt, daß die andern wirkliche Leichname sind, daß aber diese . . .“

Doktor Holzbock faßte meine Hand und sagte: „Wir wollen trachten, bald wieder aus diesem Gange herauszukommen, die Luft hier unten scheint doch gefährlich zu sein. Vorwärts!“

Es ging nicht mehr weit vorwärts. Nach dreißig Schritten mußten wir haltmachen. Ein Teil der Decke war hier eingestürzt und hatte den Gang verschüttet. Nach meiner Berechnung befanden wir uns hier unter der Straße und ich sah, daß der Einsturz erst vor kurzem erfolgt sein mußte, wahrscheinlich infolge der Erschütterung durch die schwer beladenen Lastwagen, die den Schutt des alten Gebäudes wegschafften. Da die Gefahr bestand, daß noch andere Teile nachstürzen konnten, gab ich den Auftrag, augenblicklich einen Schacht von der Straße aus durchzustößen, alles genau zu untersuchen und alle Vorkehrungen zu treffen, um einen Unglücksfall zu verhüten. Dann kehrten wir durch die Gruft zurück. Im Vorbeigehen überzeugte ich mich davon, daß meine Beobachtungen richtig gewesen waren. Sie sah wirklich anders aus als die drei andern. Fast als ob sie noch lebte. Ihre Haut war noch gespannt, hatte ein Schimmer von Farbe und ihre glatte Stirn leuchtete. Sie war noch immer schön, und es schien mir im Licht der Kerze, als blinze sie unter den Augenlidern hervor, als verfolge sie unser Tun mit listigen, verstohlenen Blicken.

Als wir in der Sakristei angelangt waren, mußte ich mich niederlegen. Ich war atemlos und meine Beine zitterten.

„Ich muß Ihnen erklären,“ sagte der Archivar, „wie ich zu der Behauptung komme, daß eine der Mumien dort unten Schwester Agathe ist. Meine Chronik gibt die Erklärung dafür in der Fortsetzung ihrer Geschichte dieses Klosters. Die Seuche, deren Priesterin Agathe war, griff um sich und endlich brach eine furchtbare Empörung der Bürgerschaft aus.

Man lauerte der Nonne auf und wollte sie erschlagen. Aber es war, als ob die Gefahr ihrer Lust nach Abenteuern noch einen Ansporn gegeben hätte. Sie trieb es noch toller als vorher, und es ist seltsam, daß sie eine Menge von Beschützern fand, von jungen Männern, die sie liebten, trotzdem sie wußten, daß sie von ihr vergiftet wurden. Ich sagte schon, daß sie ein fürchterliches Weib gewesen sein muß. Ihre Macht über die Leiber war schrankenlos. Eines Tages aber zog ein bewaffneter Haufe vor das Kloster und verlangte die Auslieferung der Schwester Agathe. Die Wut des Volkes war aufs Äußerste gestiegen, und man drohte, das Kloster zu stürmen und anzuzünden, wenn die „arge Nonn“ nicht herausgegeben würde. Da sah sich die Äbtissin gezwungen, mit den Aufrührern zu verhandeln. Sie versprach, Agathe zu bestrafen und erbat sich eine Frist von drei Tagen. Den Besonnenen unter den Stürmern gelang es, die Annahme dieses Anerbietens durchzusetzen. Nachdem die drei Tage abgelaufen waren, erschien der Haufe wieder vor dem Kloster und vernahm von der Äbtissin, daß Schwester Agathe plötzlich erkrankt und gestorben sei. Die Chronik läßt es unklar, ob wirklich ein Zufall der Äbtissin zu Hilfe kam oder ob man, um die Bürger zu beruhigen, einen Mord beging. Die Zeiten waren danach angetan, daß man das letztere mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit annehmen kann als das erstere. Aber die erhoffte Beruhigung trat nicht ein. Trotzdem ein Begräbnis stattgefunden hatte und ein Sarg in die Erde versenkt worden war, trotzdem man sich davon überzeugen konnte, daß ein Stein mit dem Namen der „argen Nonn“ auf diesem Grabe errichtet worden war, tauchten Gerüchte auf, Schwester Agathe lebe noch. Wie es früher häufig vorkam, daß man an den Tod sehr verruchter oder sehr geliebter Personen nicht glauben konnte, so war es auch mit ihr. Man wollte die Nonne da und dort noch gesehen haben, man berichtete von

den Streifzügen, die sie unternahm, auf denen sie junge Männer überfiel, und endlich war man davon überzeugt, daß die Äbtissin eine Komödie gespielt habe, um die drohende Gefahr abzuwenden. Andere, die geneigt waren, den Tod der Schwester Agathe zu glauben, fanden, daß es eine Entweihung der heiligen Friedhofserde sei, ihren Leichnam neben die Körper braver und frommer Bürger zu betten. Die Gläubigen und die Mißtrauischen vereinigten sich in dem Verlangen, daß das Grab geöffnet werden müsse, um sich zu überzeugen, daß die Nonne darin sei. Es muß ein furchtbarer Haß gewesen sein, der dieses Weib verfolgte. Als man im Kloster von der Absicht der Wütenden erfuhr, nahm man zur Nachtzeit den Leichnam aus seinem Grab und brachte ihn in das Kloster zurück. Meine Chronik schildert die ganze Geschichte so, als ob es sich um einen ernsthaften Aufstand gehandelt habe, der die Bürger fortriß, wieder vor das Kloster zu ziehen, als sie das Grab leer fanden. Man zeigte ihnen von einem Fenster aus den Leichnam der Nonne. Steine und Holzstücke flogen gegen die Tote, ein Schuß wurde gegen sie abgefeuert. Und die Chronik fügt hinzu, daß unter den Empörern die jungen Männer die Empörtesten waren, die sie geliebt hatten, als sie noch lebte. Da man im Kloster erkannte, daß die Schwester Agathe auch durch den Tod nicht vor dem Haß ihrer Verfolger geschützt war, behielt man den Leichnam und setzte ihn in einer Gruft bei, in der man sonst solche Nonnen verbarg, die man aus irgendeinem Grunde getötet hatte. Diese Gruft haben wir heute gefunden. Sie liegt auf dem Wege, auf dem sie sonst zu ihren Abenteuern ausging.“

„So ist es,“ sagte ich.

„Und nun müssen Sie mir sagen, wie Sie auf den Gedanken kamen, daß wir die ‚arge Nonn‘ gefunden haben. Sie hatten ja noch nicht den Schluß meiner Geschichte gehört? Und wie Sie gerade die eine der Mumien als Schwester

Agathe bezeichnen konnten? Und was Sie darauf brachte, gerade jenes Bild dort um ein Zeichen zu befragen, wie wir weiterkommen sollten?"

Was sollte ich dem Archivar sagen? Konnte ich ihm von meinen nächtlichen Erscheinungen erzählen? Ich suchte ihn durch eine Gegenfrage auf die Spur zu bringen: „Haben Sie nicht eine Ähnlichkeit zwischen diesem Bild und der Toten dort unten gefunden?"

„Nein,“ sagte Doktor Holzbock und betrachtete das Bild, das jetzt im hellen Vormittagssonnenschein recht deutlich sichtbar war, „übrigens müßte man es ganz in der Nähe betrachten“ . . . und er legte die Leiter an, die noch von vorher in der Ecke lehnte. Aber er war nicht imstande, das Bild von der Wand herabzunehmen. Ich — ich — weigerte mich, ihm zu helfen. Ich rief zwei Arbeiter zu seiner Unterstützung herein und verließ ihn, denn ich konnte mich des abergläubischen Gedankens nicht erwehren, daß dieses Bild besser an der Wand bleiben sollte. Wieder gewannen die Erscheinungen meiner Nächte auch am hellen Tage in solcher Weise über mich Gewalt. Ich sah mich in eine sehr absonderliche Geschichte verstrickt und ich fühlte mit Grauen, daß ich mich nicht befreien konnte. Es lag wie Schlingen um mich. Als ich im hellen Sonnenschein, im Staub und Lärm der Arbeit draußen stand, faßte ich den Entschluß, unbekümmert um das, was nach mir geschah, mich morgen krank zu melden und einen Urlaub anzutreten. Aber vorher wollte ich noch diese Nacht meine Beobachtungen zu Ende bringen; denn ich war überzeugt, daß eine Art Entscheidung fallen mußte.

Nach einer Viertelstunde kam der Archivar mit seinen beiden Arbeitern und erklärte, daß es auf keine Weise gelungen sei, das Bild von der Wand herabzubringen, wenn man nicht etwa den Rahmen zerbrechen oder die Leinwand ausschneiden wollte. „Zucken Sie nicht mit den Achseln,“

sagte er, „Sie tun, als ob Sie mehr von allen diesen merkwürdigen geheimnisvollen Dingen wüßten, als meine Chronik. Sie werden mir noch Ihre Ansicht über alles das sagen müssen, denn ich beabsichtige, über unsere Sunde einen Aufsatz für die ‚Blätter des Geschichtsvereins‘ zu schreiben.“

Damit ging er und hinterließ mir den Eindruck eines sehr braven, gelehrten, von romantischen Neigungen nicht sehr geplagten Mannes.

Dieser Tag war mir endlos. Alle Stunden hatten graue Gesichter und schlichen an mir vorüber, wie gelangweilte, träge Schatten. Als der Abend kam, merkte meine Frau meine Aufregung, und ich konnte sie nur durch das Versprechen beruhigen, mich schon morgen der Arbeit zu entziehen. Es wurde elf Uhr und noch immer brannte das Licht am Bett meiner Frau. Gerade heute schien sie nicht einschlafen zu können, und ich war außer mir vor Angst, daß mein Vorhaben vereitelt werden könnte. Endlich, es ging schon gegen zwölf, beugte sie sich noch einmal über mich, und da ich tat, als schlafe ich, löschte sie mit einem Seufzer das Licht aus und war zwei Minuten später nicht mehr imstande, zu hören, wie ich mich leise erhob und das Zimmer verließ. Eben, als ich vor die Haustür trat, schlug es auf dem Turm der alten Klosterkirche zwölf Uhr. Ich hörte den Schrei, dann das Geräusch laufender Menschen und nun flog das Weib an mir vorüber — es war Agathe, die furchtbaren, glimmenden Augen sahen mich an — dann kam die Meute der Verfolger.

Ich rannte hinterdrein.

Es war wieder dasselbe traumhafte Gleiten und Schweben, in dem mir die Häuser links und rechts wie steile Wände erschienen, die unseren Lauf bestimmten. Nur zweierlei sah ich mit voller Deutlichkeit. Die Gruppe der Verfolger vor mir und den Nachthimmel über uns, der von vielen einzelnen weißen Wolkenschollen bedeckt war, wie ein Fluß mit Eis-

schollen zur Zeit der Schneeschmelze. In den Spalten und Rissen der Wolkenschollen tauchte von Zeit zu Zeit die Mond-
sichel auf, ein Boot auf dem dunkeln, abgründigen Wasser
des Himmels.

Nun ging die Jagd neben der Planke des Trümmerplatzes
hin, und nun verschwanden die Gestalten vor mir. Aber es
war kein unschlüssiges Hin- und Herlaufen der Verfolger wie
sonst, sondern sie schienen wie von einem Trichter verschlungen.
Es war mir, als wirbelten sie durcheinander und empor wie
eine Rauchsäule und würden dann von der Erde eingesogen.
Da stand ich auch schon vor dem Schacht, der im Laufe des
Tages auf meinen Befehl gegraben worden war. Die ausge-
hobene Erde lag um seine Mündung, einige Bretter und zwei
rote Laternen gaben den Vorübergehenden eine Warnung.
Aber die Bretter über der Öffnung, die zu der Gruft hinunter-
führte, waren zur Seite geworfen. Ich riß die Türe des
Zaunes auf und lief — ohne erst den Nachtwächter zu suchen,
der auf irgendeinem anderen Teil des ausgedehnten Platzes
sein mochte — zwischen den Schutthaufen hindurch dem
großen Hof zu, der noch durch Reste der umgebenden Gebäude
bezeichnet war. Ich weiß nicht, welche Stimme mir sagte, daß
ich hier sein müsse; es war ein Zwang, dem ich mich nicht
entziehen konnte. Kaum hatte ich ein Versteck hinter dem Rest
eines großen Laubenbogens gefunden, als ich schon den Hof
von Gestalten erfüllt sah.

Was ich nun erblickte, ist fast unmöglich zu beschreiben.
Es war alles wie im Traum und doch vollkommen deutlich.
Die Gestalten kamen von der Kirche her, die ich im Mondlicht
vor mir sah. Ob sie aber durch die Türe kamen, die weit
offen stand, oder ob sie aus den Wänden quollen, vermag ich
nicht anzugeben. Es schien mir nur, als wären ihrer so viele,
daß sie nicht auf einmal hätten aus der Türe kommen können.
Das Seltsamste aber war, daß ich sie alle in lebhaftester Be-



Karl Hans Strobl

Die arge Norrn

wegung sah, in einem Durcheinander von Gebärden, daß ich sah, wie sie aufeinander einschrien, wie sie sich zuriefen, sich zur Seite stießen und unter wilden Gestikulationen vordrängten, ohne daß ich mehr vernahm, als das Geräusch vieler Schritte. Keines der Worte, die ich doch sprechen sah, wurde laut, keiner der Rufe drang bis zu mir. Ich hatte den Eindruck, als sähe ich die Vorgänge auf einer Bühne, von der ich durch eine dicke, für den Schall undurchlässige Glaswand getrennt war, so daß ich die Handlung bloß sehen, aber keinen Ton hören konnte. Dieser Eindruck wurde dadurch verstärkt, daß die Akteure dieser aufgeregten Szene im Kostüm erschienen. Sie trugen zumeist das behagliche und bequeme Bürgergewand des sechzehnten Jahrhunderts, einige von ihnen aber waren looser, wie Studenten oder ernster und feierlicher, wie Ratsherren gekleidet.

Es gibt ein gewisses Maß des Entsetzens, bei dem alle Besorgnis um das eigene Ich verschwunden ist und man nur durch die Augen lebt, während alle anderen Sinne gleichsam ausgeschaltet scheinen. Dieses Maß hatte ich erreicht, und ich kann mich dafür verbürgen, daß sich alles das, was ich sah, auch wirklich zutrug. Der ganze Hof war von Gestalten erfüllt, und einige Male kamen einzelne von ihnen so nahe an meinem Versteck vorüber, daß ich deutlich ihr etwas starres Gesicht sehen konnte. Nach einer Weile aufgeregten Durcheinanderlaufens richtete sich die Aufmerksamkeit aller auf das offene Thor der Kirche, und aus ihm kam eine Gruppe von Männern hervor, in deren Mitte ein Weib geführt wurde. Man stieß sie mit Säusten vorwärts, schlug ihr ins Gesicht und zerrte an dem Strick, den man um ihren Hals gelegt hatte. Ich sah sie mit den Schultern zucken, als ob sie bloß ein lästiges Insekt abwehren wollte. Einer der Studenten drängte die übrigen zurück, stürzte vor, schien ihr irgendeine Beschimpfung ins Gesicht zu schleudern, und schlug sie mit der Breite

des blanken Kaufdegens zweimal über den Kopf. Da hob das Weib die glatte, weiße Stirn und sah den Mann mit dunklen, flammensprühenden Augen an. Es war Schwester Agathe, die arge Nonn'. Unter unaufhörlichen Schlägen und Fußtritten zerrte man sie bis in die Mitte des Hofes, wo eine Anzahl schwarzgekleideter Ratsherren stand. Hochaufgerichtet sah ich ihre Gestalt in einem blassen, ängstlichen Mondlicht vor einer Gruppe von Männern, in der der gemeinsame Haß der ganzen wütenden Menge verkörpert schien. Das weiße Tuch war vom Kopf der Nonne zurückgeglitten und sie sah so aus, wie auf dem Bild in der Sakristei. Jetzt trat einer der Ratsherren vor, und während die Menge von allen Seiten herandrängte, brach einer ein weißes Stäbchen über dem Kopf der Nonne und schleuderte es ihr mit einer Gebärde des Abscheues vor die Füße. Da wich das Volk zurück und ließ einen Platz frei, auf dem die Nonne neben einem Block stand; von dem Block erhob sich ein Mann in einem roten Mantel. Ich sah alle Einzelheiten der schauerlichen Exekution. Ich sah, wie der Mann ein blankes, breites Schwert hervorzog und den roten Mantel abwarf, wie er das Kleid der Nonne öffnete, so daß der weiße Hals und die schönen Schultern sichtbar wurden, und wie er sie vor dem Block in die Knie zwang. Ich hätte schreien mögen und war doch dankbar, daß die dunkeln drohenden Augen endlich von mir abgewendet waren, die sich in den letzten Minuten starr nach meinem Versteck gerichtet hatten, als hätten sie mich dort erblickt. Nun lag der Kopf auf dem Block, nun sah ich das Richtschwert in hohem Schwung im Mondschein, und nun sprang ein Blutstrahl auf. Aber er fiel nicht zur Erde, zerstäubte nicht in einzelne Tropfen, sondern blieb in der Luft stehen, als wäre er im Augenblick erstarrt, während der Kopf vom Block fiel und, als folge er einem letzten Antrieb der Gerichteten, geraden Wegs auf mich zurollte. Da schleuderte die Menge ihre Hüte in die Luft und

brach in einen ungeheueren Jubel aus, dessen Gebärden ich deutlich sah, obwohl ich keinen Laut vernahm, und wie in einer plötzlichen Eingebug stürzten sie sich alle auf den Leichnam los, stießen, schlugen und zerrten ihn herum, als wäre ihre Wut noch immer nicht ganz befriedigt. Der Kopf aber rollte indessen weiter, ohne seine Richtung zu verändern, auf mich zu, und blieb endlich dicht vor meinem Versteck liegen. Die dunkeln, flammensprühenden Augen sahen mich an, und ich hörte Worte, die ersten während der ganzen schrecklichen Szene, Worte aus dem Munde des Kopfes . . .: „Du sollst der argen Nonn' gedenken.“ — Da verschwand alles vor mir, das Getümmel der Menge, der Kopf, der Henker samt dem Bloß, und nur die rote Sichel des erstarrten Blutstrahles schwebte einen Augenblick im grünen Mondlicht.

Es bleibt nichts mehr übrig, als hinzuzufügen, daß man am nächsten Morgen den Körper der Schwester Agathe in der Gruft in einem schrecklichen Zustand auffand. Er war durch Stöße und Schläge entstellt, alle Glieder waren gebrochen und der Kopf durch einen glatten Schnitt vollkommen vom Rumpf getrennt. Man vermutete einen Fall sexuellen Wahnsinns und stellte die eingehendsten Untersuchungen an, in deren Verlauf auch ich vernommen wurde. Aber die Nachforschungen der Behörden ergaben kein Resultat, denn ich hütete mich wohl, zu erzählen, was ich nachts gesehen hatte.“

Ein fürchterliches Verbrechen versetzte am Morgen des 17. Juli 19 . . die ganze Stadt in Aufregung. Als das beim Ingenieur und Baumeister Hans Anders bedienstete Mädchen nach mehrfachem vergeblichen Klopfen an der Schlafzimmertür ihrer Herrschaft endlich gegen zehn Uhr vormittags noch einmal an der Tür rüttelte, fand sie, daß diese unversperrt sei, und betrat das Schlafzimmer. Die junge Frau lag in ihrem Bett, inmitten einer Blutlache. Von dem Herrn war nichts zu

sehen. Schreiend lief das Mädchen davon, bekam einen Weinkrampf, und als man endlich mühsam aus ihr herausgebracht hatte, was sie gesehen, schickte der junge Student aus dem dritten Stock, der Besonnenste unter den aufgeregten und entsetzten Hausgenossen, sofort nach der Rettungsgesellschaft und nach der Polizei. Die Kommission erschien und stellte fest, daß ein Verbrechen vorliege. Die junge Frau war schon seit mehreren Stunden tot; der Kopf war durch einen mit ungeheurer Kraft geführten Schnitt glatt vom Rumpfe getrennt. Sonst war alles in der Wohnung in Ordnung geblieben, nur eines der Bilder im Schlafzimmer war von der Wand herabgenommen und vollständig zertrümmert. Der Rahmen in kleine Stücke zerschlagen, die Leinwand in Segen zerrissen. Keine Spur deutete auf das Eindringen eines Mörders von außen, das Dienstmädchen bestätigte, daß die Herrschaften gestern abend wie sonst zu Bett gegangen seien. Als man sie fragte, ob sie vielleicht in der letzten Zeit Zwistigkeiten zwischen Anders und seiner Frau bemerkt habe, sann sie einen Augenblick nach und erklärte dann, daß ihr nichts aufgefallen sei, als eine zunehmende Schweigsamkeit beider und manchmal ein nervöses Zittern der Frau. Trotz dieser Aussage blieb nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß Frau Anders aus bisher nicht erkennbaren Gründen von ihrem Mann ermordet worden, und daß dieser dann entwichen sei. Die Beobachtungen der Hausgenossen stimmten mit denen des Dienstmädchens überein, aber aus allen diesen Angaben ließ sich kein Schluß auf ein ernstes Zerwürfniß ziehen, aus dem eine solche furchtbare Tat hätte folgen können. Der Gerichtsarzt aber erklärte, daß man durch einen Mangel an äußerlichen Anzeichen eines Zwistes nicht verführt werden dürfe, an eine vollständige Übereinstimmung der Gatten zu glauben; denn gerade bei Menschen von hoher Kultur, wie Hans Anders und seine Frau gewesen seien, spielten sich solche Katastrophen geräusch-

los und nach innen ab; und dadurch bestärkte er nur die Ansicht des Polizeikommissars, der sofort die eifrigsten Nachforschungen nach dem Gatten der Ermordeten anordnete.

Man fand Hans Anders nachmittags auf einer Bank im Stadtpark, mit bloßem Kopf, Hut und Spazierstock neben sich, eben damit beschäftigt, eine Zigarette zu drehen. Ohne Widerstand folgte er der Aufforderung des Wachmannes, indem er sagte, er habe selbst schon daran gedacht, auf die Polizei zu gehen und eine Aufklärung des Vorfalles abzugeben. Lächelnd und in bester Laune betrat er das Amtszimmer des Polizeikommissars und bat ihn um einen Augenblick Gehör, er wolle ihm mitteilen, warum er dem Weibe den Hals abgeschnitten habe.

Entsetzt starrte ihn der Kommissar an: „Herr, Sie geben zu, Ihre Frau ermordet zu haben?“

Anders lächelte: „Meine Frau? — Nein!“ Und nun gab er eine so seltsame und unverständliche Erklärung ab, daß weder der Kommissar, noch der Untersuchungsrichter, dem der Fall noch am selben Abend abgetreten wurde, daraus etwas zu verstehen imstande war. Nur so viel konnte man daraus entnehmen, daß Hans Anders bekannte, der Frau mit dem türkischen Handschar aus seiner Waffensammlung den Kopf abgeschnitten zu haben, daß er jedoch behauptete, daß diese Frau nicht seine Frau gewesen sei. Als er sah, daß man ihn durchaus nicht verstehen wollte, berief er sich auf seinen Bekannten, den Archivar Doktor Holzbock, der durch seine Aussagen alles bestätigen werde. Ehe man jedoch noch den Archivar vorgeladen hatte, erschien er selbst freiwillig vor dem Untersuchungsrichter und gab folgende Aussage ab:

„Ich erachte es für meine Pflicht, durch meine Angaben in die furchtbare Geschichte des Hans Anders etwas Licht zu bringen, soweit sich eben in eine so geheimnisvolle und höchst sonderbare Angelegenheit Licht bringen läßt. Seit langer Zeit

mit ihm bekannt, fand ich mich fast alltäglich auf dem Trümmerfeld der ehemaligen JesuitenKaserne ein, wo Anders die Demolierungsarbeiten leitete. Meine historischen und archäologischen Arbeiten sind Ihnen ja bekannt, und ich hoffte, auch bei der Abtragung des mehrere Jahrhunderte alten Bauwerkes wieder einiges Interessante zu entdecken. Gewisse Anzeichen brachten mich auf die Spur eines geheimen Ganges, und Anders, dessen Tüchtigkeit als Baumeister außer Frage steht, folgte dieser Spur mit so viel Scharfsinn und Glück, daß es uns gelang, eine alte Gruft mit einigen mumifizierten Leichen zu entdecken. Sie werden sich erinnern, daß man eine dieser Leichen am Tage nach Auffindung der Gruft in einem Zustand antraf, der auf ein Verbrechen schließen ließ. Die Untersuchung aber hat damals bekanntlich kein Resultat ergeben. Einige Tage später kam Hans Anders zu mir. Ich muß vorausschicken, daß mir schon in der letzten Zeit an ihm sein verändertes Wesen aufgefallen war; er war unruhig, ganz gegen seine sonstige energische und doch lebenswürdige Art manchmal wie geistesabwesend und dann wieder mürrisch auffahrend, manchmal aber zitterte er, als ob er von einer schrecklichen Angst gefoltert werde. Dieser Zustand fiel mir bei diesem Besuch ganz besonders auf, und als ich ihn fragte, was ihm fehle, gab er mir eine ausweichende Antwort. Nach einer Weile endlich, als er nicht länger seine Unruhe zu bemeistern vermochte, begann er: „Heute ist mir ihr Bild ins Haus geschickt worden.“ — „Welches Bild?“ — „Das Porträt der Schwester Agathe, der argen Nonn“. — „Was Ihnen nicht einfällt, das hängt in der Sakristei fest, so fest, daß man es nicht von der Wand nehmen kann.“ — „Nicht wahr,“ sagte er, „Ihnen ist es nicht gelungen, das Bild herabzunehmen? Aber ich schwöre Ihnen, daß es jetzt in meiner Wohnung hängt.“ — „Wer hat es denn in Ihr Haus gebracht?“ — „Ich weiß es nicht, es kam in meiner Abwesenheit. Ein fremder Mann

brachte es, hängte es an die Wand und ging wieder, ohne zu sagen, wer ihn geschickt habe.' — 'Aber es muß doch auszuforschen sein, wer ihn beauftragt hat, Ihnen das Bild zu bringen!' — 'Das ist es eben, ich kann das nicht feststellen. Ich ging endlich zum Pfarrer, aber auch der wußte nichts davon; als ich ihn fragte, ob er keine Ansprüche darauf erhebe, da das Bild doch zum Kircheninventar gehöre, entgegnete er, er sei froh, das Bild los zu sein, und er habe sich schon längst vorgenommen, es einmal zu entfernen. Das Furchtbare ist aber, daß ich das Porträt nicht einmal zurückstellen könnte, selbst wenn ich wollte.' — 'Warum?' — 'Weil es jetzt an meiner Wand ebenso fest hängt, wie früher in der Sakristei. Es ist unbegreiflich, aber dennoch unbestreitbar, und ich bitte Sie, mich zu besuchen, um sich davon zu überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche.' — Ich muß gestehen, daß mir diese Mitteilung des Baumeisters recht sonderbar vorkam; denn das Bild, um das es sich handelte, war nach der Behauptung des Hans Anders das Porträt der Schwester Agathe, einer der Nonnen, deren Mumien wir in der Gruft gefunden hatten. Um den Aufgeregten zu beruhigen, versprach ich ihm, ihn an einem der nächsten Tage zu besuchen und erinnerte mich meines Versprechens, als ich gegen Ende der Woche einmal zufällig an seiner Wohnung vorbeiging. Hans Anders war ausgegangen, aber ich traf seine Frau daheim an. 'Ach, ich freue mich sehr,' sagte sie, 'daß Sie zu uns kommen; ich war schon entschlossen, Sie aufzusuchen. Sie sind der einzige Bekannte meines Mannes, mit dem er näher verkehrt; er hält sehr viel von Ihnen und ich hoffe darum, daß Sie etwas Einfluß auf ihn haben werden.' Als ich meine Bereitwilligkeit ausgedrückt hatte, ihr zu Diensten zu sein, begann sie mir unter Tränen zu klagen, daß ihr Mann krank sein müsse. Er gehe so seltsam verstört herum, spreche tagsüber kaum ein Wort und werfe sich nachts schlaf-

los im Bett hin und her. Er habe ihr schon vor mehreren Tagen versprochen, sofort Urlaub zu nehmen und abzureisen, denn er sei sichtlich überarbeitet und müde, aber er sei jetzt nicht dazu zu bewegen, die Stadt zu verlassen. „Mein Gott,“ sagte sie, „ich wage es kaum mehr, vom Arzt zu sprechen. Bei diesem Wort fährt er auf und macht mir Vorwürfe, als ob ich ihm irgendeine erniedrigende Handlung zumute.“ Ich bestätigte Frau Blanka, daß man trachten müsse, ihren Gatten zu einer Reise zu bewegen. Wenige Augenblicke später kam Anders nach Haus.

Er begrüßte mich sichtlich erfreut, gab auch seiner Frau einen Gruß, aber irgendeine Ahnung sagte mir, daß etwas zwischen den beiden Gatten stehe. Ein Schatten, ein wesenloses Ding, ein unsichtbarer Einfluß, der auf beide wirkte und sie trennte. Auf Frau Blanka wirkte dieser Einfluß als Angst und auf Anders — ich glaubte zuerst mich zu irren, aber ich sah meine Beobachtung bestätigt — als Abscheu vor seiner Frau. Ein mit Surcht gemischter Abscheu. Das erschien mir höchst seltsam, da ich wußte, daß Anders seine Frau früher ungemein geliebt hatte. Nach einer kurzen, gleichgültigen Unterredung zog sich Frau Blanka zurück, um mir für meine versprochene Einwirkung auf Hans Gelegenheit zu geben. Kaum war sie draußen, so faßte mich Anders am Arm und zog mich nach dem Schlafzimmer mit sich. „Kommen Sie,“ flüsterte er, „Sie sollen sie sehen.“ Über einer Ottomane hing — den Betten gegenüber — das Bild aus der Sakristei. Ein grüner Vorhang hing zurückgezogen neben ihm. Es ist ein etwas unheimliches Bild, ein Gesicht, das von wilden Sünden zu erzählen scheint, und wenn es wirklich die Schwester Agathe vorstellen sollte, so entspricht es wohl allem, was eine alte Chronik von dem lästerlichen Treiben dieser Nonne berichtet. Ich ging auf das Bild los, mit der Absicht, den Versuch zu machen, es herabzunehmen. Denn ich wollte Anders

beweisen, daß seine unsinnigen Einbildungen der Wirklichkeit weichen müßten. Aber da sprang er auf mich zu, mit so zorniger Gebärde, daß ich erschraf, und stieß mich zurück. ‚Was fällt Ihnen ein, es ist unmöglich. Nun hängt es einmal an der Wand dort und keine Macht der Welt bringt es von dort weg.‘ Er hatte offenbar vergessen, daß er mich vor wenigen Tagen selbst ersucht hatte, mich in seiner Wohnung von der Richtigkeit seiner Erzählung zu überzeugen. ‚Aber warum‘ — fragte ich — ‚haben Sie das Bild gerade in Ihrem Schlafzimmer anbringen lassen? Dieses Gesicht kann in die friedlichsten Träume Verwirrung bringen.‘ — ‚Ich sagte Ihnen schon,‘ antwortete Anders, ‚daß ich nicht zu Hause war, als das Bild kam. Der Mann, der es brachte, hängt es, ohne weiter zu fragen, hierher, und ich kann es nun nicht mehr entfernen. Ich habe es versucht, einen Vorhang über das Bild zu ziehen. Aber‘ — und seine Stimme wurde vor der Aufregung ganz heiser — ‚sie duldet den Vorhang nicht. Wenn ich ihn abends vorziehe, so ist er um Mitternacht wieder zurückgezogen. Sie sieht mich immer an, immerfort an, mit diesen entsetzlichen Augen. Ich kann es nicht ertragen. Und wissen Sie, warum sie mich so ansieht? Ich will es Ihnen sagen.‘ Er zog mich von dem Bild fort und flüsterte mir zu, so leise, daß ich ihn kaum verstand: ‚Sie hat mir Rache geschworen, und sie hält Wort. Sie plant etwas Furchtbares, und ich glaube, zu ahnen, was sie will.‘ Und plötzlich unterbrach er sich durch eine, wie mir damals schien, mit seinen Gedanken unzusammenhängende Frage: ‚Haben Sie meine Frau genau angesehen?‘ Aber ehe ich antworten konnte, fuhr er schon wieder fort: ‚Unsinn! Es ist ein Unsinn, was ich mir manchmal einbilde,‘ und dann kehrte er wieder zurück: ‚Sie will mich vernichten, weil ich den unterirdischen Gang aufgedeckt habe, weil ich den Durchstich zur Straße anordnete und ihren Verfolgern dadurch die Möglichkeit gab, in die Gruft zu

dringen.' Meine Einwände wies Anders mit einer Handbewegung zurück: 'Glauben Sie mir nur, Doktor, es ist so. Ich habe die Sache genau erwogen, und wenn Sie gesehen hätten, was ich gesehen habe, so würden Sie mir zustimmen.' Ich sollte erst später erfahren, was Anders mit diesen dunkeln Anspielungen meinte. Die Worte dieser Unterredung prägten sich meinem Gedächtnis mit größter Treue ein, das Gesicht des Baumeisters, das er flüsternd dicht an das meine brachte, werde ich immer vor mir sehen. Aus seinem ganzen Gebaren gewann ich den Eindruck, daß er sehr krank sei, aber mein Zureden, er möge die Stadt verlassen und auf einige Wochen in die Berge gehen, war umsonst. 'Ich muß aushalten,' sagte er, 'es wäre vergebens, ihr entfliehen zu wollen. Sie würde mich in dreitausend Meter Höhe ebenso auffinden wie hier.' Das Unheimlichste an seinem Wesen war, daß er offenbar mit irgendeiner gespenstigen Vorstellung wie mit einer realen Macht zu kämpfen hatte, und ich machte Frau Blanka darauf aufmerksam, daß sie hier zuerst ihren Einfluß geltend machen müsse. 'Einfluß!' sagte sie, und die Tränen waren der armen Frau nahe, 'ich habe nicht einmal so viel Einfluß, daß er mich den Arzt holen läßt.' Um der Frau einen Gefallen zu tun, sandte ich am nächsten Morgen meinen Freund Doktor Engelhorn zu Anders. Aber der Baumeister bekam einen Wutanfall, und Engelhorn mußte schleunigst seinen Rückzug antreten. Gerade damals mußte ich verreisen; denn ich wollte einer wichtigen Urkunde wegen das Archiv des Schlosses Pernstein durchsuchen. Es dauerte einige Tage, bis ich die Urkunde gefunden hatte, beim Suchen aber hatte ich einige andere, höchst interessante Stücke entdeckt, so daß sich mein Aufenthalt noch um einige Tage verlängerte. Für den Rückweg benutzte ich die Bahn nur einige Stationen weit und stieg dann aus, um in einem frischen Marsch quer durch schöne Wälder die Stadt zu erreichen. Als ich an dem Wirtshaus

eines beliebten Ausflugsortes vorüberkam, blickte ich zufällig über den Zaun des Gartens und sah Hans Anders an einem Tisch sitzen. Ich muß gestehen, daß mir seine Geschichte vor meiner Arbeit vollkommen in den Hintergrund geraten war, und in diesem Augenblick fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich meine Freundesplicht so sehr vernachlässigt hatte. Um wenigstens sofort zu erfahren, wie es um ihn stand, trat ich in den Wirtshausgarten und begrüßte ihn. Ich sah, daß Anders viel getrunken hatte, und weil dies bei dem sonst sehr nüchternen Mann ganz ungewöhnlich war, brachte ich es sofort mit seiner dunkeln Geschichte in Zusammenhang. ‚Oh, Doktor, Archivarius,‘ rief er mir entgegen, ‚ich freue mich sehr, wirklich außerordentlich, und begrüße Sie im Namen der Wissenschaft.‘ Anders sprach viel und so laut, daß er die Aufmerksamkeit der zehn oder zwölf im ganzen Garten vertheilten Gäste erregte. Während ich mein Viertel südmährischen Weines trank, trank er deren drei, und erst, als es schon dämmerte, gelang es mir, ihn zum Heimmarsch zu bewegen. Wir gingen längs des Flusses und sahen durch den das Tal erfüllenden Nebel die Lichter der Königsmühle vor uns, als Anders endlich von dem zu sprechen begann, was ihn, wie ich bemerkte, doch unausgesetzt beschäftigte: ‚Nun endlich weiß ich, was sie will.‘ — ‚Aber so sprechen Sie doch nicht immer von »ihr«,‘ fuhr ich auf, ‚als ob Sie es mit einer wirklichen Person zu tun hätten.‘ Hans Anders sah mich an und verstand meinen Einwand nicht, so sehr war er bereits in seinen Vorstellungen heimisch. ‚Und wissen Sie, was vor meinen Augen geschieht? Es ist furchtbar. Sie hat sich meiner Frau bemächtigt.‘ ‚Also, was soll das wieder heißen.‘ — ‚Sie hat sich meiner Frau bemächtigt und vor meinen Augen geht die Verwandlung vor sich. Bei den Augen hat es begonnen, ein fremder, lauernder Blick tauchte in ihnen auf, mit dem sie mich beobachtete, mein Gehen und Kommen, jede

meiner Bewegungen. Wenn ich etwas sagte, dann glomm es in diesen furchtbaren Augen wie Hohn. Dann aber änderte sich auch die Gestalt. Meine Frau war kleiner und stärker, das Weib, das jetzt neben mir sitzt und schläft oder tut, als ob sie schlafe, denn unter den geschlossenen Lidern beobachtet sie mich, ist schlanker und größer. Sie umkreist mich, spinnt mich ein. Sie hat mir mein Weib gemordet und von ihrem Leib Besitz ergriffen, um mir ganz nahe zu sein, und an dem Tage, an dem sie dem Bild an der Wand vollständig gleicht, wird sie sich meiner ganz bemächtigen. Aber ich bin entschlossen, ihr zuvorzukommen.' — Ich erkannte mit Entsetzen, daß die nervöse Aufregung des Mannes bereits solche Fortschritte gemacht hatte, daß man fast schon von einer Geistesstörung sprechen konnte. Es war höchste Zeit, mit Energie einzuschreiten, und ich sann am nächsten Tage mit meinem Freund Doktor Engelhorn eben darüber nach, was zu tun sei, um der armen Frau zu helfen, als Frau Blanca bei mir eintrat. Sie sah sehr angegriffen aus, blaß, mit tiefliegenden, unsteten Augen und war mager geworden, so daß sie mir etwas größer vorkam. 'Ich weiß alles, gnädige Frau,' sagte ich. Da begann sie zu weinen: 'Ach, was können Sie wissen. Sie können nicht entfernt auch nur ahnen, was ich leide. Mein Leben ist mir zur Hölle geworden. Das ist in meinem Fall keine Phrase, sondern bittere Wahrheit. Ich halte es nicht länger aus; mein Mann hat sich ganz verändert, ich sehe deutlich, daß er einen Abscheu vor mir hat. Er beobachtet mich unaufhörlich, immer fühle ich seine schrecklichen Blicke auf mir, und er tut, als erwarte er von mir etwas Böses. Manchmal wendet er sich plötzlich und mit grimmiger Gebärde um, als glaube er, daß ich ihm nachschleiche. Dabei spricht er fast gar nichts, und wenn ich ihn anrede, so antwortet er, als sei jedes Wort eine Falle. Und wenn ich es versuche, den Grund seines sonderbaren Benehmens zu erfragen, so lacht er so fürchterlich . . .

Gestern abend nun, er war den ganzen Nachmittag fort gewesen und kam etwas berauscht nach Haus — als ich eben im Begriff war, mich auszuflücken, stand er plötzlich hinter mir. Er war vorher in seinem Zimmer gewesen, und ich hatte durch die Glastür gesehen, daß er in einem Heft las und blätterte. Auf einmal aber stand er hinter mir. Ganz unhörbar war er mir nachgegangen, und als ich mich nun umwandte, faßte er mich am Hals und sagte: »Ein schöner Hals und schon einmal durchschnitten.« Da fürchtete ich mich und wollte wissen, was er damit meine. Er aber lachte nur wieder so gräßlich und wies auf das alte Bild, das in unserem Schlafzimmer hängt: »Frage die dort, oder besser, frage dich selbst.« Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dachte über seine seltsamen Worte nach. Am Morgen aber stand ich auf und ging nach seinem Zimmer, um das Heft zu holen, von dem mir schien, als müsse es in irgendeinem Zusammenhang mit seinem veränderten Wesen stehen. Es lag noch auf dem Schreibtisch und war von meinem Mann fast ganz vollgeschrieben. Ich erinnerte mich, daß er in den letzten Wochen in diesem Heft geschrieben hatte, in seltsamer Hast, oft wie verstört und so gereizt, daß ihn jedes Geräusch in seiner Nähe außer sich brachte, und ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, welche Arbeit ihn da so sehr fesselte und erregte. Als ich aber beginnen wollte, zu lesen, kam eine schreckliche Angst über mich und überwand meine Neugierde. Ich wagte nicht, es auch nur aufzuschlagen, weil ich . . . nun weil ich fürchtete, etwas Entsetzliches zu erfahren. Darum bringe ich Ihnen dieses Heft und bitte Sie, es zu lesen und mir dann zu sagen, was zu tun ist. Teilen Sie mir so viel davon mit, als Ihnen gut dünkt.“ Damit überreichte sie mir dieses Heft, dieses Heft, das ich Ihnen hier übergebe, Herr Landgerichtsrat; Sie werden höchst merkwürdige Aufzeichnungen darin finden, und ich überlasse es Ihrem Scharfsinn, sich in dieser Geschichte, die mir dadurch noch ver-

wickelter wird, zurechtzufinden*). Doktor Engelhorn und ich versuchten der Frau ihre Besorgnisse auszureden und, obzwar wir überzeugt waren, daß die Gefahr ganz nahe sei, taten wir so, als habe sie nichts zu befürchten; so erreichten wir, daß sie einigermaßen beruhigt nach Hause ging, nachdem wir ihr versprochen hatten, die Aufzeichnungen ihres Mannes zu lesen und ihr gleich am nächsten Morgen darüber zu berichten. Und das war ein unverzeihliches Versäumnis. Dieser Mangel an Geistesgegenwart, an energischer Entschlossenheit ihrer Freunde, hat der armen Frau das Leben gekostet. So ist es mit uns Menschen, wir sehen die Gefahr ganz deutlich, aber wir unterlassen es, ihr rechtzeitig zu begegnen. Als wir — Doktor Engelhorn und ich — das Heft durchgelesen hatten, sahen wir uns an. ‚Er ist irrsinnig,‘ sagte ich. Aber Doktor Engelhorn ist ein sonderbarer Mensch. Obzwar er der Vertreter einer exakten Wissenschaft ist, hat er sich daneben doch eine Art von Aberglauben an allerlei ‚Nachtzustände‘ der menschlichen Seele bewahrt. Er pflegt bei jeder Gelegenheit das Wort ‚es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde usw.‘ zu zitieren, und wenn die medizinische Wissenschaft vor einem Rätsel steht, gibt es niemand, der sich mehr darüber freut als Doktor Engelhorn. Ich war daher auch gar nicht besonders erstaunt, als er mich zweifelnd ansah: ‚Irrsinnig? Ich weiß nicht, ob ich dir recht geben soll. Er macht nicht diesen Eindruck auf mich. Es gibt Zustände, die dem Irrsinn verzweifelt ähnlich sehen und doch nicht Irrsinn sind. Um dir das zu erklären, müßte ich aber . . .‘ — ‚Nun, was soll es denn sonst sein?‘ unterbrach ich ihn. Aber er zuckte bloß mit den Achseln: ‚Ich weiß es nicht.‘ — Diese Unterredung, Herr Landesgerichtsrat, fand am späten Abend statt. Am nächsten Morgen hörte ich, daß Frau Blanka ermordet worden sei. Was

*) Wir haben die Aufzeichnungen des Hans Anders an den Beginn dieses Berichtes gestellt.

der furchtbaren Tat unmittelbar vorhergegangen ist, können wir nur von Hans Anders selbst erfahren. Wir können nur vermuten, daß er sich durch den Mord von seinem Gespenst befreien wollte, und die Zertrümmerung des Bildes läßt sich damit ganz wohl in Zusammenhang bringen. — Es wird die Sache des Gerichtes sein, darüber zu entscheiden, ob das letzte Wort in dieser seltsamen Geschichte nicht doch der Psychiater zu sprechen haben wird.“

Soweit die Aussage des Archivars Doktor Holzbock.

Der mysteriöse Fall des Hans Anders wurde zwei Tage später durch den Tod des Baumeisters zu einer Art von Ende gebracht. Man fand ihn im Untersuchungsgefängnis in sitzender Stellung, an die Wand zurückgelehnt, eine Hand auf dem Herzen, den rechten Arm schlaff herabhängend, in einer so seltsam verdrehten Art, daß der Gefängnisarzt ihn kopfschüttelnd zu untersuchen begann. Er stellte fest, daß der Arm mehrfach gebrochen und verrenkt war, als sei er von einer furchtbaren Gewalt zermalmt worden. Als eigentliche Todesursache aber erkannte der Gefängnisarzt einen Herzschlag infolge plötzlichen Schreckens.

Wij, der Fürst der Dãmone.
Von Nikolaus Gogol.

Einst bogen während einer Serienreise drei Scholaren aus Kiew von der Landstraße ab, um beim ersten besten Gehöft, auf das sie stießen, den schon längst geleerten Sack mit neuen Vorräten zu versorgen. Dies waren der Theologe Saljawa, der Philosoph Choma Brut und der Rhetor Tiberius Gorobez.

Es war schon Abend, als sie von der Landstraße abbogen; die Sonne war eben untergegangen, und noch spürte man in der Luft die Wärme des Tages. Der Theologe und der Philosoph marschierten schweigsam mit der Pfeife im Munde dahin und der Rhetor, Tiberius Gorobez, schlug mit seinem Stab den am Wege wachsenden Disteln die Köpfe ab. Der Weg zog sich zwischen Gruppen von Eichen und Nußbäumen dahin, welche die Wiesen beschatteten; dann und wann unterbrachen Hügel und kleine grüne Berge, die so rund waren wie Kuppeln, die Ebene. Verstreute Ackerfelder, mit reifendem Getreide bestellt, ließen erkennen, daß irgendwo ein Dorf in der Nähe sein müsse. Aber es war schon mehr als eine Stunde vergangen, seit sie an dem Ackerfelde vorbeigekommen waren, und noch immer war kein Gehöft zu sehen. Die Dämmerung hatte schon den ganzen Himmel eingehüllt: nur fern im Westen schimmerte noch ein schmaler Streifen Abendrot.

„Weiß der Teufel,“ sagte der Philosoph Choma Brut, „es sah doch ganz so aus, als müßten wir gleich auf ein Gehöft stoßen!“

Der Theologe schwieg und sah sich nach allen Seiten um, dann steckte er seine Pfeife wieder in den Mund, und alle drei trabten weiter.

„Bei Gott,“ rief der Philosoph und blieb wieder stehen, „es ist rein gar nichts zu sehen. Hol's der Henker!“

„Vielleicht erreichen wir doch noch ein Gehöft,“ sagte der Theologe, ohne seine Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, eine finstere, dunkle Nacht; die kleinen Wolken am Himmel verstärkten die Finsternis nur noch mehr, und allem Anscheine nach durfte man weder auf Mond noch Sterne rechnen. Die Burschen merkten, daß sie sich verirrt hatten und längst vom richtigen Wege abgekommen waren.

Der Philosoph tastet mit dem Fuß nach allen Seiten und rief endlich kurz aus: „Ja, wo ist denn der Weg?“

Der Theologe schwieg, und murmelte nach einigem Nachdenken: „Ja, die Nacht ist dunkel . . !“

Der Rhetor kniete nieder und versuchte den Weg mit den Händen zu befühlen, aber seine Hände gerieten fortwährend in einen Suchsbau hinein. Ringsumher lag die öde Steppe: scheinbar war hier noch nie jemand vorbeigefahren.

Die Wanderer machten noch einen Versuch, weiterzugehen: aber überall stießen sie auf die gleiche Wildnis. Der Philosoph fing an zu rufen: jedoch seine Stimme verhallte, ohne in der Umgegend das geringste Echo zu wecken. Nach einer Weile hörten sie ein schwaches Stöhnen, das einige Ähnlichkeit mit dem Geulen eines Wolfes hatte.

„Teufel — was ist hier zu machen?“ sagte der Philosoph.

„Was? — wir bleiben hier und übernachten im Feld,“ erwiderte der Theologe und griff in die Tasche, um sein Feuerzeug hervorzuholen und sich von neuem die Pfeife anzuzünden. Aber der Philosoph wollte nicht darauf eingehen: er hatte die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen noch einen halben Zentner Brot und vier Pfund Speck zu vertilgen, und fühlte eine unerträgliche Leere im Magen; auch fürchtete er sich trotz seiner heiteren Gemütsart ein wenig vor den Wölfen.

„Nein, Haljawa, das geht nicht,“ sagte er. „Wollen wir uns etwa ohne jede Stärkung hinlegen und einschlafen wie die Hunde? Versuchen wir's doch noch einmal, vielleicht stoßen

wir noch auf irgendein Haus, und vielleicht glückt es uns wenigstens, vor dem Schlafengehen noch ein Gläschen Schnaps herunterzugießen.“

Bei dem Worte „Schnaps“ spuckte der Theologe aus und murmelte: „Natürlich, wozu sollten wir auch im Freien übernachten?“

Die Burschen gingen weiter und glaubten bald zu ihrer großen Freude in der Ferne etwas wie Hundegebell zu vernehmen. Sie horchten, von welcher Seite das Gebell herkam, und schritten fröhlich vorwärts. Nach einer Weile erblickten sie ein Licht.

„Ein Gehöft, bei Gott, ein Gehöft,“ rief der Philosoph.

Seine Vermutung hatte ihn nicht betrogen. Nach einiger Zeit bemerkten sie eine Ansiedlung, die nur aus zwei Hütten und einem Hof bestand. In den Fenstern schimmerte Licht; ein Dutzend Pflaumenbäume ragte über den Zaun. Als die Burschen durch die Spalten zwischen den Brettern des Tores blickten, gewahrten sie einen Hof, der voller großer Lastwagen stand. Jetzt erglänzten auch einige Sterne am Himmel.

„Hallo, Brüder, jetzt heißt es energisch sein! Koste es, was es wolle, wir müssen uns ein Nachtlager erobern!“

Die drei Bildungsbeflissenen flopfen einmütig an das Tor und riefen: „Macht auf!“

Die Tür der einen Hütte knarrte, und einen Augenblick darauf sahen die Burschen ein altes Weib in einem Pelzrock vor sich.

„Wer ist da,“ rief sie, und hustete dumpf.

„Mütterchen, laß uns hier übernachten; wir haben uns verirrt, im Freien ist es ebenso schlimm wie in einem leeren Magen.“

„Was seid ihr für Volk?“

„Harmlose Leute: der Theologe Saljawa, der Philosoph Brut und der Rhetor Gorobeg.“

„Es geht nicht,“ knurrte die Alte, „mein Hof ist voll, jeder Winkel ist besetzt. Wo soll ich hin mit euch? Mit solchen großen, gesunden Burschen! Meine Hütte wird noch einstürzen, wenn ich solche Riesen in ihr unterbringe. Diese Theologen und Philosophen kenne ich: wenn man sich erst einmal mit solchen Trunkenbolden einläßt, ist man bald ohne Haus und Hof. Macht, daß ihr weiter kommt, hier ist kein Platz für euresgleichen!“

„Erbarme dich, Mütterchen! Das geht doch nicht, daß ein Christenmensch so um nichts und wieder nichts umkommen soll. Steck uns, wohin du willst, wenn wir nur das Geringste anstellen — dann mögen uns die Hände verdorren, Gott weiß, was uns da passieren mag . . . Hörst du?“

Wie es schien, ließ sich die Alte ein wenig erweichen. „Gut,“ sagte sie nach kurzem Bedenken, „ich will euch hereinlassen, aber ich werde jedem von euch einen anderen Ort anweisen; ich habe keine Ruhe, wenn ihr zusammen bleibt.“

„Wie du willst, wir fügen uns in alles,“ antworteten die Burschen. Die Pforte knarrte, und sie traten in den Hof.

„Nun, wie steht's, Mütterchen,“ sagte der Philosoph, während er der Alten folgte, „wenn du, sozusagen . . . bei Gott, mir ist's, als ob mir jemand mit einem Wagen im Magen herumfährt. Seit heute morgen habe ich keinen Bissen im Munde gehabt!“

„Sieh einer an, was der für Gelüste hat,“ sagte die Alte, „nein, ich habe nichts, und der Ofen ist heute auch gar nicht geheizt worden.“

„Wir würden ja morgen alles gehörig bezahlen,“ fuhr der Philosoph fort, „wahrhaftig — bar bezahlen.“ Und er setzte leise hinzu: „Hol dir's doch vom Teufel.“

„Vorwärts, vorwärts, seid zufrieden mit dem, was man euch gibt. Daß mir der Teufel auch solch feine Herren zuführen mußte!“

Bei diesen Worten wurde es dem Philosophen Thoma ganz wehmütig ums Herz, plötzlich aber witterte seine Nase den Geruch von getrockneten Fischen. Er warf einen Blick auf die Hosen des Theologen, der neben ihm ging und sah, daß ihm ein riesiger Fischschwanz aus der Tasche ragte.

Der Theologe hatte nämlich schon Zeit gefunden, eine ganze Karausche aus der Suhre wegzustibizen. Da dies aber nicht aus Habgier, sondern mehr aus Gewohnheit geschehen war, hatte er seine Karausche längst vergessen und spähte schon wieder nach allen Seiten, was er nun noch erwischen könnte: selbst ein zerbrochenes Rad war nicht sicher vor ihm. Der Philosoph Thoma steckte daher seine Hand in Galjawas Tasche, als sei's seine eigene, und holte die Karausche hervor.

Die Alte hatte die Burschen bald untergebracht: der Rhetor kam in die Hütte, der Theolog in eine leere Kammer, und den Philosophen führte sie in einen Schaffstall.

Als der Philosoph allein war, verspeiste er sofort die Karausche, untersuchte die geflochtenen Wände des Stalls, versetzte einem neugierigen Schwein, das den Rüssel aus dem anstoßenden Kober hineinsteckte, einen Stoß mit dem Fuß, und legte sich auf die rechte Seite, um sofort einzuschlafen wie ein Toter. Da öffnete sich plötzlich die niedrige Tür, und die Alte trat gebückt in den Stall.

„Ah, Mütterchen! Was willst du?“ sagte der Philosoph.

Aber die Alte ging mit ausgebreiteten Armen gerade auf ihn zu.

„Ach so,“ dachte der Philosoph. „Nein, mein Täubchen, du bist mir zu alt.“

Er rückte etwas ab, aber die Alte kam unbekümmert näher.

„Höre, Mütterchen, jetzt ist's Fastenzeit, und ich gehöre zu den Menschen, die die Fasten auch für tausend Goldstücke nicht verlegen,“ sagte der Philosoph.



Nikolaus Gogol

Aber die Alte sprach kein Wort; sie breitete ihre Arme aus und suchte ihn zu fangen.

Dem Philosophen wurde ganz unheimlich zumute, besonders als er merkte, daß ihre Augen in ungewöhnlichem Glanze aufleuchteten. „Mütterchen, was ist mit dir! Geh mit Gott!“ schrie er.

Aber die Alte sagte noch immer nichts und griff mit beiden Händen nach ihm.

Er sprang auf, um fortzulaufen, doch die Alte stellte sich in die Tür, sah ihn mit funkelnden Augen an und ging von neuem auf ihn los.

Der Philosoph wollte sie mit den Händen fortstoßen, aber er fühlte zu seinem Erstaunen, daß er die Arme nicht bewegen konnte. Seine Süße rührten sich nicht vom Fleck, er empfand mit Schrecken, daß ihm selbst die Stimme den Dienst versagte; er wollte etwas sagen, aber seine Lippen bewegten sich nur, ohne einen Laut hervorzubringen. Er hörte nur, wie sein Herz schlug und sah, wie die Alte dicht an ihn herantrat, ihm die Hände zusammenlegte, ihm den Kopf hinabbog und mit Katzenartiger Geschwindigkeit auf seinen Rücken sprang. Sie gab ihm mit dem Beien einen Schlag auf die Lenden, und er galoppierte wie ein Reitpferd davon und trug sie auf den Schultern fort. Dies alles geschah so schnell, daß der Philosoph gar nicht zur Besinnung kam; er griff mit beiden Händen nach seinen Knien und wollte die Beine festhalten; aber zu seiner größten Bestürzung bewegten sie sich gegen seinen Willen und machten Sprünge, wie der beste Tscherkessen-Reiter. Erst als sie aus dem Gehöft heraus waren und sich die weite Schlucht und der kohl-schwarze Wald zu ihrer Rechten ausbreitete, da sagte er zu sich selbst: „Aha, das ist eine Hexe.“

Die ihm zugewandte Mondsichel leuchtete hell am Himmel, der schüchterne, nächtliche Glanz breitete sich gleich einer durchsichtigen Decke über die Erde und wogte wie eine zarte

Rauchwolke hin und her; Wald, Wiesen, Himmel und Täler, alles schien mit offenen Augen zu schlafen; es war ganz windstill, nirgends schien sich ein Lüftlein zu regen. Etwas Feuchtes und Laues lag in der mitternächtlichen Kühle; die Schatten der Bäume und Sträucher fielen gleich Kometenschweifenspitzen und kantig auf die abschüssige Ebene. In solcher Nacht jagte der Philosoph Thoma Brut, mit seinem seltsamen Reiter auf dem Rücken, dahin. Ein wunderbar quälendes, unheimlich süßes Gefühl erfüllte sein Herz. Er senkte den Kopf und sah, daß das Gras, das seine Süße noch kurz zuvor berührt hatten, jetzt tief, tief unter ihm lag, und darüberhin floß ein durchsichtiges Gewässer, Kristallhell wie das einer Gebirgsquelle; das Gras schien den Boden eines hellen, durchsichtigen, bis zum Grunde klaren Meeres zu bilden, wenigstens sah er deutlich, daß er sich mit der auf seinem Rücken hockenden Alten darin spiegelte. Er sah dort unten statt des Mondes eine Sonne aufleuchten, er hörte die blauen Glockenblumen mit gesenkten Köpfchen läuten und bemerkte, wie eine Nixe aus dem Riedgras hervorschwamm — ihr Rücken und ihre vollen prallen Lenden bebten und leuchteten, sie schien ganz aus Licht und Glanz gewebt. Sie wandte sich ihm zu, und er blickte in ihr Antlitz mit den klaren, hellen, strahlenden Augen — sie kam näher, ihrem Munde entströmte ein Gesang, der ihm bis in die Tiefen der Seele drang — jetzt schwamm sie auf der Oberfläche — stimmte ein silberhelles Lachen an und entfernte sich wieder. Doch nun warf sie sich auf den Rücken. Ihre Brüste, die mit dem sanften Glanze des Porzellans, dem der Schmelz fehlt, wie durch eine Wolkenhülle hindurchschimmerten, leuchteten aus ihrer weißen, schwellenden, zarten Umgebung hervor; das Wasser rann wie ein Perlenregen in kleinen Tröpfchen auf sie herab, und sie zittert und bebt und lacht hell aus der Glut hervor. —

Sieht er es oder sieht er es nicht? Träumt er oder ist er

wach? Und was soll das bedeuten? Ist das vielleicht der Wind, oder ist es Musik? Es klingt und klingt, steigt auf und kommt näher und dringt ihm in die Seele wie ein unerträglicher jubelnder Triller.

„Was ist das,“ dachte der Philosoph Thoma Brut, während er hinunterblickte, und raste weiter. Der Schweiß floß ihm in Strömen von der Stirn; er hatte ein dämonisch-süßes Gefühl; eine durchbohrende, quälende, schreckliche Wonne rieselte durch seinen Körper. Manchmal glaubte er, daß er kein Herz mehr habe, und er griff erschrocken mit der Hand danach. Erschöpft und verwirrt begann er alle ihm bekannten Gebete vor sich hin zu murmeln; er wiederholte alle Geisterbeschwörungen und fühlte plötzlich etwas wie eine Erleichterung; er merkte, wie sein Schritt sich verlangsamte, die Here flammerte sich weniger fest an seinem Rücken, er berührte das dicke Gras, das für ihn alles Außergewöhnliche verloren hatte, wieder mit den Süßen. Die Mondsichel leuchtete hell am Himmel.

„Vortrefflich,“ dachte der Philosoph Thoma und begann seine Beschwörungen fast laut herzusagen. Endlich sprang er mit blitzartiger Schnelligkeit unter der Alten fort und setzte sich nun seinerseits auf ihren Rücken. Die Alte lief mit kurzen kleinen Schritten vorwärts, aber so schnell, daß dem Reiter fast der Atem ausging. Er konnte die Erde kaum noch erkennen; alles war deutlich sichtbar, obgleich es nicht einmal Vollmond war. Die Täler waren flach, aber die große Schnelligkeit, mit der sie vorüberzogen, ließ dem Auge alles unklar und trügerisch erscheinen. Thoma ergriff ein am Boden liegendes Holzstück und begann die Alte aus Leibeskräften zu prügeln. Sie stöhnte anfangs wütend und drohend auf, dann aber schwächer, angenehmer, immer reiner und leiser, und zuletzt klang es wie Silberglockengeläut und drang ihm tief in die Seele. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke: ist das

wirklich noch die Alte? „Ach, ich kann nicht mehr!“ flüsterte sie ganz erschöpft und fiel zu Boden.

Er sprang auf und sah ihr in die Augen. Die Morgenröte stieg empor, in der Ferne erstrahlten die Kirchen von Kiew. Vor ihm lag ein wunderbar schönes Mädchen, mit einem herrlichen zerzausten Zopf, und schweren, seidenweichen Wimpern, die so lang waren wie ein Pfeil. Sie breitete gefühllos ihre nackten, weißen Arme aus, richtete die tränen erfüllten Augen nach oben und stöhnte.

Choma zitterte am ganzen Körper wie ein Espenblatt. Etwas wie Mitleid, eine seltsame Aufregung und eine ihm bis dahin ganz fremde Schüchternheit erfaßten ihn. Er sprang auf und lief so schnell er konnte. Sein Herz flopfte unruhig; er vermochte sich das neue Gefühl, das ihn gepackt hatte, gar nicht zu erklären. In das Gehöft zurückzukehren — dazu verspürte er keine Lust; so lief er denn nach Kiew, und dachte den ganzen Weg lang über das unerklärliche Abenteuer nach.

Es war kaum noch ein Seminarist in der Stadt. Alle waren auf den Dörfern „in Kondition“, oder auch nicht, da man auf den Kleinrussischen Gütern Käse, saure Gurken und Quarkkuchen, die so groß sind wie ein Hut, essen darf, ohne einen Heller dafür zu bezahlen. Die große baufällige Hütte, in der die Bursa einquartiert war, stand ganz leer, und soviel der Philosoph auch in allen Ecken herumsuchen mochte — er ließ selbst die Löcher und Spalten im Dach nicht unbeachtet — nirgends fand er ein Stück Speck, ja nicht einmal eine alte Brezel, die die Seminaristen an solchen Stellen zu verstecken pflegten.

Übrigens fand der Philosoph bald ein Mittel, um dies Übel abzustellen. Er ging auf den Markt, spazierte hier dreis bis viermal pfeifend auf und ab, winkte einer am anderen Ende sitzenden jungen Witwe mit einem gelben Kopftuch zu, die mit Bändern, Schrot und Rädern handelte, und wurde

noch am selben Tage mit Quarkkuchen aus Weizenmehl, Zühnerbraten usw. versorgt — es ist unmöglich, aufzuzählen, was da alles auf dem Tische stand, der in einem kleinen Lehmhäuschen inmitten eines Kirschgartens gedeckt wurde. Am Abend sah man den Philosophen in der Schenke; er lag auf der Bank, rauchte wie gewöhnlich seine Pfeife und warf dem jüdischen Wirt vor allen Leuten ein kleines Goldstück hin. Vor ihm stand ein Krug mit Schnaps, er betrachtete die Kommenden und Gehenden mit gleichgültigen, zufriedenen Blicken und dachte nicht im geringsten mehr an sein seltsames Abenteuer.

Inzwischen aber verbreitete sich überall das Gerücht, die Tochter eines der reichsten Hauptleute — der ungefähr fünfzig Werst von Kiew eine Besitzung hatte — sei eines Morgens ganz zerschlagen von einem Spaziergang zurückgekommen. Sie hätte kaum noch die Kraft gehabt, das väterliche Haus zu erreichen, läge im Sterben und hätte den Wunsch geäußert, der Seminarist Choma Brut aus Kiew solle nach ihrem Tode während dreier Nächte die Totenmesse bei ihr lesen. Der Philosoph erfuhr das alles durch den Rektor selbst, der ihn zu sich ins Zimmer beschied und ihn beauftragte, sich unverzüglich auf den Weg zu machen, da der berühmte Hauptmann zu diesem Zweck ein paar Leute und seinen Wagen hergeschickt hätte.

Der Philosoph zitterte; ein unerklärliches Gefühl überkam ihn. Er konnte sich selbst keine Rechenschaft über den Grund geben, aber eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß ihm nichts Gutes bevorstände. Ohne selbst zu wissen warum, erklärte er geradeheraus, daß er nicht hinfahren werde.

„Hör' mal Domine Choma,“ sagte der Rektor (es gab Sälle, wo er sehr höflich mit seinen Untergebenen umging), „kein Teufel fragt danach, ob du fahren willst oder nicht. Ich

sage dir nur eins: Wenn du hier den Störrischen spielst und råsonierst, so lasse ich dir den Rücken und anliegende Körpertheile so mit jungen Birkenruten durchblåuen, daß du dir den Gang ins Bad ersparen kannst.“ Der Philosoph fragte sich ein wenig hinter dem Ohr, ging wortlos hinaus und setzte seine ganze Hoffnung auf seine Beine, von denen er bei der ersten günstigen Gelegenheit Gebrauch machen wollte. Ganz in Gedanken versunken, stieg er die steile Treppe hinab, die in den pappelumstandenen Hof führte und blieb einen Moment stehen; er hörte den Rektor mit deutlicher Stimme dem Verwalter und noch jemanden — wahrscheinlich einem Boten des Hauptmanns, der nach ihm gekommen war — Befehle erteilen und sagen:

„Danke deinem Herrn für die Grüße und die Eier und sage ihm, sobald die Bücher, von denen er schreibt, fertig sind, würde ich sie ihm zusenden; ich habe sie dem Schreiber schon zur Abschrift übergeben. Und noch was, mein Lieber, vergiß nicht, deinen Herrn daran zu erinnern, daß ihr auf eurem Gut so herrliche Fische habt, besonders einen ganz ausgezeichneten Stör: er könnte mir bei Gelegenheit etwas davon schiffen; bei uns auf den Jahrmärkten ist er nicht gut und zu teuer. Und du, Jantuch, gib den Leuten einen Becher Schnaps; den Philosophen aber bindet mir fest, sonst läuft er euch noch davon.“

„Seht doch den Teufelskerl!“ dachte der Philosoph, „er hat es schon herausgeschnüffelt! So’n Schlammbeißer!“

Er ging hinunter und erblickte einen Wagen, den er zuerst für einen Getreideschuppen auf vier Rådern hielt; und wahrhaftig, er war so tief wie ein Ofen, in dem man Ziegel brennt. Dies war ein gewöhnlicher Krafauer Wagen, in dem an die fünfzig Juden samt ihrer Ware in allen Städten herumzufahren pflegen, wo sie nur einen Jahrmarkt wittern. Sechs gesunde, fråftige, åltere Kosaken erwarteten ihn. Die

kurzen, mit Troddeln verzierten Röcke aus feinem Tuch bewiesen, daß die Kosaken einem reichen und angesehenen Herrn dienten. Die kleinen Narben auf der Stirn ließen erkennen, daß sie im Kriege gewesen und nicht ganz ruhmlos gekämpft hatten.

„Was bleibt mir übrig! Kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen,“ dachte der Philosoph, wandte sich an die Kosaken und rief mit lauter Stimme: „Grüß Gott, Kameraden!“

„Grüß Gott, Herr Philosoph,“ erwiderten einige von den Kosaken.

„Ich soll also mit euch zusammen fahren? Der Wagen kann sich schon sehen lassen!“ fuhr er fort und stieg ein. „Schade, daß keine Musikanten dabei sind, hier ließe sich's gut tanzen!“

„Ja, es ist ein geräumiger Wagen,“ sagte der eine Kosak und stieg mit dem Kutscher auf den Boß. Dieser hatte statt der Mütze, die er in der Schenke gelassen, ein Tuch um den Kopf gebunden. Die übrigen fünf krochen mit dem Philosophen in die Versenkung und setzten sich dort auf Säcke, die mit allerlei Waren, welche die Kosaken in der Stadt gekauft hatten, angefüllt waren.

„Es wäre interessant, zu wissen,“ begann der Philosoph, „wieviel Pferde nötig wären, um den Wagen von der Stelle zu bringen, wenn man ihn mit allerhand Waren, etwa mit Salz oder Eisenschienen beladen würde.“

„Ja,“ sagte nach einigem Schweigen der Kosak, der auf dem Boß saß, „da wäre wohl eine große Menge dazu nötig.“

Mit dieser befriedigenden Antwort glaubte der Kosak, sich das Recht erworben zu haben, den Rest des Weges über zu schweigen.

Der Philosoph hätte gern Genaueres über den Hauptmann erfahren: über seinen Charakter, was man über seine Tochter wußte, die unter so merkwürdigen Umständen nach Hause ge-

Kommen war und jetzt im Sterben lag, und deren Geschick nun mit seinem eigenen verknüpft wurde; wie sie leben und was sie zu Hause treiben. Er suchte seine Begleiter auszufragen, aber wahrscheinlich waren die Kosaken auch Philosophen, denn statt zu antworten, schwiegen sie still und rauchten, auf den Säcken hingestreckt, weiter.

Nur der eine wandte sich mit dem kurzen Befehl an den Kameraden auf dem Kutschbock: „Paß auf, Owerko, alter Maulaffe; wenn du bei der Schenke an der Straße nach Tschuchrailowsk vorbeikommst, so vergiß nicht anzuhalten und uns zu wecken, falls einer von uns einschlafen sollte.“

Hierauf schlummerte er ziemlich geräuschvoll ein. Übrigens war diese Ermahnung ganz überflüssig, denn kaum näherte sich das Riesengefährt der Schenke an der Straße nach Tschuchrailowsk, als alle wie aus einem Munde loschrien: „Salt!“ Auch waren Owerkos Gänge schon so abgerichtet, daß sie von selbst vor jeder Schenke still standen. Trotz des heißen Julitages frochen alle aus dem Wagen und gingen in die niedrige, schmutzige Stube, wo der jüdische Schankwirt seine alten Bekannten voller Freude begrüßte. Der Jude holte sofort ein paar Würste aus Schweinefleisch herbei, die er unter seinen Rockschößen versteckt hielt, und legte sie auf den Tisch, um sich schleunigst von diesem vom Talmud verbotenen Gericht abzuwenden. Alle setzten sich um den Tisch herum, und bald hatte jeder Gast einen Tonkrug vor sich stehen. Auch der Philosoph Choma Brut mußte an dem gemeinsamen Mahle teilnehmen. Und da die Kleinrussen sofort anfangen, sich zu küssen oder zu heulen, wenn sie ein wenig angetrunken sind, so hallte die Hütte bald von schallenden Küßen wider. „Laß uns anstoßen, Spirid! Komm her, Dorosch, ich will dich küssen!“ Einer der Kosaken, der etwas älter war als die andern, und dessen Schnurrbart schon grau zu werden begann, stützte seinen Kopf auf die Hand und fing bitterlich an zu weinen. Er jammerte, daß

er weder Vater noch Mutter habe und ganz allein auf der Welt dastehe. Ein anderer, der ein großer Schwäger war, tröstete ihn fortwährend und sagte: „Weine doch nicht, bei Gott, weine nicht, was ist denn dabei . . . Gott weiß schon, warum es so ist.“

Ein anderer namens Dorosch wurde plötzlich sehr neugierig, wandte sich an den Philosophen Choma und fragte ihn in einem fort: „Ich möchte gern wissen, was man euch in der Bursa eigentlich beibringt. Das, was der Vorsänger in der Kirche vorliest, oder etwas anderes?“

„Srag’ doch nicht,“ sagte der Schwäger gedehnt, „laß es doch gehn wie es geht. Gott weiß schon, wie es am besten ist, Gott weiß alles!“

„Nein, ich will wissen, was in den Büchern steht,“ sagte Dorosch, „vielleicht ist es etwas ganz anderes als was der Vorsänger sagt!“

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte der weise Moralist, „wie kann man nur so sprechen? Gott hat es nun einmal so gemacht: und was Gott gemacht hat, das läßt sich nicht ändern.“

„Ich will aber alles wissen, was in den Büchern steht; ich will in die Bursa eintreten, bei Gott, ich werde dort eintreten! Was? was denkst du? Ich werde nichts lernen! Alles werde ich lernen, alles!“

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte der Moralist und legte seinen Kopf auf den Tisch; er war wirklich nicht mehr imstande, ihn noch länger auf den Schultern zu tragen. Die übrigen Kosaken sprachen von ihren Herrschaften und darüber, warum wohl der Mond am Himmel leuchte.

Als der Philosoph Choma merkte, wie es in ihren Köpfen aussah, beschloß er, den Moment auszunutzen und sich aus dem Staube zu machen. Zuerst wandte er sich an den graubärtigen Kosaken, der sich um Vater und Mutter grämte. „Was weinst du, Onkelchen?“ fragte er. „Sieh, ich bin auch

eine Waise. Freunde, laßt mich laufen! Gebt mir die Freiheit! Wozu braucht ihr mich?"

„Lassen wir ihn laufen," sagten einige, „er ist ja eine Waise. Lassen wir ihn gehn, wohin er will.“

„O mein Gott, mein Gott," stöhnte der Moralist, langsam seinen Kopf erhebend, „laßt ihn laufen! Mag er gehn, wohin er will!“

Und die Kosaken waren schon im Begriff, ihn selbst ins Freie zu führen, aber der, der so viel Wißbegierde gezeigt hatte, hielt sie zurück und sagte: „Rührt ihn nicht an; ich will mit ihm über die Bursa reden, ich werde selbst in die Bursa eintreten!“

Übrigens wäre ihm die Flucht kaum gelungen, denn als der Philosoph sich vom Tisch zu erheben suchte, fühlte er, daß seine Beine wie aus Holz waren, und er glaubte im Zimmer so viel Türen zu erblicken, daß er kaum die rechte gefunden hätte.

Erst gegen Abend fiel es der Gesellschaft ein, daß sie sich wieder auf den Weg machen müßte. Sie machten sich's im Wagen bequem, und brachen auf, indem sie die Pferde antrieben und ein Lied anstimmten, dessen Sinn und Wortlaut wohl niemand enträtselt hätte. Nachdem sie die größere Hälfte der Nacht gefahren waren, wobei sie beständig vom Wege abkamen, obwohl sie ihn fast auswendig kannten, rollten sie endlich einen steilen Berg ins Tal hinab; der Philosoph erblickte zu beiden Seiten des Weges Stafetzäune, Hecken und Dächer, die hier und da zwischen den niedrigen Bäumen hervorschauten. Es war ein großes Dorf, welches dem Hauptmann gehörte. Mitternacht war längst vorüber; der Himmel war dunkel, nur hier und da sah man einen einsamen Stern blinken und in keiner Hütte war ein Licht zu entdecken. Sie fuhren von Hundegebell begleitet in das Dorf ein. Auf beiden Seiten standen Scheunen und kleine Häuser mit Strohdächern;

das eine, welches gerade in der Mitte und dem Thor gegenüber lag, war größer als die übrigen und schien dem Hauptmann als Wohnung zu dienen. Das Gefährt hielt vor einem kleinen Wagenschuppen, und unsere Reisenden legten sich nieder, um zu schlafen. Der Philosoph verspürte jedoch den Drang, sich die herrschaftlichen Wohnräume wenigstens von außen anzusehen, aber wie sehr er auch seine Augen anstrengte, er konnte nichts Klar unterscheiden: statt des Hauses erblickte er einen Bären, und der Schornstein schien ihm dem Rektor zu gleichen. — Der Philosoph gab daher seine Bemühungen auf und ging schlafen.

Als er wieder erwachte, war der ganze Hof schon in Bewegung: die Tochter des Hauses war in der Nacht gestorben. Die Diener liefen atemlos hin und her; ein paar alte Weiber heulten, eine Menge Neugieriger versuchte es, durch die Ritzen im Zaune zu erspähen, was auf dem herrschaftlichen Hofe vorging. Der Philosoph begann, in aller Ruhe die Stätte zu betrachten, die er in der Nacht nicht hatte erkennen können. Das herrschaftliche Haus war ein kleines niedriges Gebäude, wie man sie in alten Zeiten in Kleinrußland zu bauen pflegte, und hatte ein Strohdach. Die kleine spitz zulaufende, hohe Giebelwand mit dem einen Fenster, das wie ein nach oben gerichtetes Auge aussah, war ganz mit blauen und gelben Blumen und roten Halbmonden bemalt. Sie ruhte auf Eichenpfosten, die oben rund und kunstvoll gedrechselt und unten sechseckig waren. Unter der Giebelwand befand sich eine kleine Treppe, und rechts und links standen Bänke. An den Seiten des Hauses gab es Schuttdächer auf ähnlichen und hier und da gewundenen Säulen. Davor stand ein hoher Birnbaum mit pyramidenförmiger Krone in der grünen Pracht seiner bebenden Blätter. In der Mitte des Hofes befanden sich mehrere, in zwei Reihen geordnete Speicher, die gleichsam eine breite Straße bildeten, welche direkt zum Herrenhause führte.

Hinter den Speichern, dicht beim Tor, standen zwei dreieckige Kellergebäude, die einander gerade gegenüber lagen und gleichfalls mit Stroh gedeckt waren. Ihre dreieckigen Vorderwände hatten eine niedrige Tür und waren mit allerlei Bildern bemalt. Auf der einen war ein Kosak dargestellt, der auf einem Saß saß und einen Krug mit der Inschrift: „Ich trinke Rest!“ in die Höhe hob. Die andere hatte der Künstler mit runden und flachen Flaschen bemalt, und zu beiden Seiten erblickte man, was wohl besonders schön sein sollte, je ein Pferd, das sich emporbäumte, und ferner mehrere Pfeifen und Schellen, worunter zu lesen war: „Der Wein ist des Kosaken Wonne!“ Durch das riesige Bodfenster guckten eine Trommel und ein paar kupferne Trompeten heraus. Am Tor standen zwei Kanonen. Dies alles ließ vermuten, daß der Hausherr sich zu amüsieren liebte, und daß der Hof oft von lustigen Gelagen widerhalle. Hinter dem Tor standen zwei Windmühlen. An der Rückseite des Hauses befanden sich Gärten, und zwischen den Wipfeln der Bäume sah man nichts wie die dunklen Rappen der Schornsteine der im dichten Grün verborgenen Hütten. Das ganze Dorf lag auf dem breiten und ebenen Vorsprung eines Berges. Im Norden wurde dies alles von dem steil aufsteigenden Felsen abgeschlossen, der mit seinem Fuß bis dicht an den Hof heranreichte. Von unten gesehen schien er noch steiler zu sein und auf seinem Gipfel hoben sich die zerstreut stehenden Stengel des dürrn Steppengrases schwarz vom hellen Himmel ab. Die nackte Lehmerde war ganz von Wasserrinnen und Regenlöchern zerrissen und verbreitete eine seltsame Schwermut. Auf dem abschüssigen Abhang sah man an zwei Stellen je eine Hütte stehen, deren eine von einem Apfelbaum beschattet wurde, der an der Wurzel durch kleine Pflöcke gestützt, mit herangefahrener Erde bedeckt war, und dessen Äpfel, die der Wind herunterwarf, bis in den herrschaftlichen Hof rollten. Vom Gipfel

führte ein Weg über den ganzen Berg am Hofe vorbei bis ins Dorf hinunter. Als der Philosoph den furchtbaren Abhang des Berges betrachtete und sich der gestrigen Fahrt erinnerte, sagte er sich, der Hausherr müsse fabelhaft fluge Pferde, oder die Kosaken enorm harte Köpfe haben, wenn sie nicht einmal im Rausche mitsamt dem riesigen Gefährt und dem Gepäck Hals über Kopf in den Hof hinabgerollt waren. Der Philosoph stand auf dem höchsten Punkte des Hofes: als er sich umwandte und auf die entgegengesetzte Seite blickte, bot sich ihm ein ganz anderes Bild dar. Das Dorf zog sich längs dem Abhange bis in die Ebene hin. Unabsehbare Wiesen erstreckten sich im Umkreis bis an den Horizont, deren helles Grün sich in der Ferne immermehr verdunkelte. Im Hintergrunde sah man eine ganze Reihe von Gehöften im blauen Dämmerlicht daliegen, obgleich sie wohl zwanzig und mehr Werst weit entfernt sein mochten. Rechts von diesen Wiesen zog sich eine Hügelkette hin, und ganz hinten erglühete ein dunkler Streifen des Dnjepr.

„Welch herrliches Stück Erde,“ sagte der Philosoph, „wie schön ließe sich's hier leben; im Dnjepr und in den Teichen könnte man Fische fangen, und mit Gewehr und Netz auf Schnepfen und Zwergtrappen jagen; übrigens wird es in diesen Wiesen auch andere Trappen geben. Man könnte in Hülle und Fülle Früchte trocknen und sie in der Stadt verkaufen, oder noch besser Schnäpse daraus machen, denn Fruchtschnaps geht doch noch über Branntwein. — Herrgott, ich muß mich doch umsehen, wie ich am besten ausreißen könnte.“

Hinter dem Zaun bemerkte er einen kleinen Fußweg, der ganz mit Steppengras bewachsen war; mechanisch setzte er den Fuß drauf; er wollte anfangs nur ein wenig spazieren gehen, und dann still zwischen den Hütten hindurchschlendern und sich ins freie Feld schlagen. Da fühlte er plötzlich eine kräftige Hand auf seiner Schulter.

Hinter ihm stand der alte Kosak, der gestern über den Verlust von Vater und Mutter und über seine Einsamkeit geklagt hatte.

„Du hoffst vergeblich, aus diesem Hofe zu entfliehen, Herr Philosoph,“ sagte er, „das ist kein Haus, wo man davonlaufen kann; — übrigens sind auch die Wege sehr schlecht und beschwerlich für Fußgänger — geh’ lieber zum Herrn, er erwartet dich schon längst in seinem Zimmer.“

„Gut denn, gehn wir, warum auch nicht — ich habe nichts dagegen,“ antwortete der Philosoph und folgte dem Kosaken.

Der Hauptmann war schon alt. Er hatte einen grauen Schnurrbart und saß, den Kopf auf beide Hände gestützt, mit einem Ausdruck dumpfer Trauer am Tisch. Er mochte fünfzig Jahre alt sein; aber der tiefe Gram in seinen Zügen und die bleiche, schlechte Farbe bewiesen, daß sein Herz ganz plötzlich gebrochen und vernichtet, und daß all seine frühere Fröhlichkeit und das laute sorglose Leben für immer zerstört war. Als Thoma mit dem alten Kosak in das Zimmer trat, nahm der Hauptmann die eine Hand vom Gesicht und nickte unmerklich mit dem Kopfe; Thoma und der Kosak verbeugten sich tief vor ihm und blieben ehrfurchtsvoll an der Thür stehen.

„Wer bist du und wo kommst du her, mein Lieber. Was ist dein Beruf?“ fragte der Hauptmann nicht eben freundlich, aber auch nicht schroff.

„Ich bin ein Seminarist und heiße Thoma Brut, der Philosoph.“

„Und wer war dein Vater?“

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr.“

„Und deine Mutter?“

„Meine Mutter habe ich auch nicht gekannt. Es ist natürlich selbstverständlich, daß ich eine Mutter gehabt habe, aber

wer sie war, woher sie stammte und wo sie gelebt hat, das weiß ich bei Gott nicht, gnädiger Herr!"

Der Alte schwieg und schien einen Augenblick in Grübeleien versunken.

„Wie hast du denn meine Tochter kennen gelernt?"

„Ich habe sie gar nicht kennen gelernt, gnädiger Herr, bei Gott, ich habe sie nie kennen gelernt. Solange ich auf der Welt bin, habe ich noch nie mit einem Fräulein zu tun gehabt. Gott bewahre mich davor, um nichts Unschicklicheres zu sagen.“

„Warum hat sie denn aber gerade dich und keinen anderen dazu bestimmt, an ihrem Sarge zu beten?"

Der Philosoph zuckte die Achseln. „Mein Gott, wie soll ich das erklären? Es ist ja bekannt, daß die vornehmen Herrschaften manchmal auf Dinge kommen, die auch der gelehrteste Mensch nicht zu erklären vermag. ‚Wenn der Herr will — muß der Knecht springen,‘ sagt das Sprichwort.“

„Lügst du auch nicht, Herr Philosoph?"

„So wahr ich hier stehe, der Blitz soll mich treffen, wenn ich lüge!"

„Wenn sie nur einen Augenblick länger gelebt hätte," sagte der Hauptmann traurig, „dann hätte ich gewiß alles erfahren. ‚Laß niemand für mich beten, Vater, schicke gleich in das Kiwer Seminar und laß den Seminaristen Thoma Brut kommen. Er soll drei Nächte lang für meine sündige Seele beten. Er weiß alles . . .‘ was er aber wissen sollte, das bekam ich nicht mehr zu hören. Nur dies konnte mein Liebling noch sagen, dann starb sie. Du bist sicherlich durch deinen reinen Lebenswandel und durch deine Gottesfurcht berühmt, mein Lieber, und sie hat vielleicht von dir gehört.“

„Wer? Ich?" sagte der Seminarist und trat vor Erstaunen einen Schritt zurück. „Ich, wegen meines gottesfürchtigen Lebens berühmt?" Er sah dem Hauptmann gerade in die

Augen. „Gott segne Sie! Herr, was sagen Sie da! Ich . . . ich . . . ich schäme mich fast, davon zu reden . . . aber ich bin am Abend vor Gründonnerstag noch zur Bäckerin gegangen.“

„Nun, nun . . . sie wird schon ihren Grund gehabt haben, als sie diese Bestimmung traf! Du mußt gleich heute beginnen.“

„Euer Gnaden, gestatten Sie mir, darauf zu erwidern . . . natürlich, jeder Mensch, der die Heilige Schrift kennt, kann ja — je nach den Verhältnissen . . . aber hier wäre ein Diafonus oder wenigstens ein Vorsänger mehr am Platz. Das sind doch verständige Leute, die da wissen, wie alles gemacht werden muß . . . ich dagegen . . . ich habe ja nicht einmal die Stimme, die dazu nötig ist, ich bin . . . weiß der Teufel, was ich bin! Ich sehe ja auch nach nichts aus!“

„Mach, was du willst, aber ich will alles tun, was mein Liebling bestimmt hat, und nichts soll mich gereuen. Wenn du von heute an die üblichen drei Nächte bei ihr wachen und beten willst, sollst du reichlich belohnt werden. Wenn du dich dagegen weigerst — ich möchte selbst dem Teufel nicht raten, mich zu reizen!“

Der Hauptmann sprach die letzten Worte mit solch einer Energie aus, daß der Philosoph ihren Sinn vollkommen begriff.

„Solge mir,“ sagte der Hauptmann.

Sie traten in den Flur. Der Hauptmann öffnete die Tür des gegenüberliegenden Zimmers. Der Philosoph blieb einen Augenblick im Flur stehen, um sich die Nase zu putzen, und trat dann mit einem unwillkürlichen Schauer über die Schwelle.

Der ganze Boden war mit rotem chinesischem Tuch bedeckt. In der Ecke, unter den Heiligenbildern war die Tote auf einem hohen Tisch aufgebahrt. Sie lag auf einer blaustämmenen Decke, die mit goldenen Fransen und Quasten geschmückt

war. Am Kopf- und Fußende standen hohe, mit Schneeballblüten umwundene Wachskerzen, die ein mattes Licht verbreiteten, das in der Helle des Tages verblich. Vor der Leiche saß der untröstliche Vater; er hatte der Tür den Rücken zugekehrt und verdeckte das Antlitz der Entschlafenen, so daß Thoma es nicht sehen konnte. Der Philosoph war aufs höchste erstaunt über die Worte, die er bei seinem Eintritt ins Zimmer vernahm.

„Ich weine nicht deshalb, liebes Töchterlein, weil du mir zum Kummer und Herzeleid, in der Blüte der Jahre die Erde verläßt, ohne das Alter erreicht zu haben, das dem Menschen vergönnt ist; ich klage darüber, daß ich nicht weiß, welcher grimme Feind deinen Tod verursacht hat. Wüßte ich, wer es gewagt hat, dich zu beleidigen, oder nur ein böses Wort über dich zu sagen — bei Gott, wenn er ein alter Mann ist wie ich, er sollte seine Kinder nicht wiedersehen; — und wenn er noch jung ist, sollte er nie wieder zu Vater und Mutter zurückkehren. Seine Leiche sollte den Vögeln und wilden Tieren der Steppe zum Fraße dienen! Weh mir, du Blume des Feldes, meine kleine Wachtel, du Licht meiner Augen — ich muß den Rest meiner Tage freudlos und traurig verbringen und mit dem Saum meines Rockes die kargen Tränen trocknen, die aus meinen alten Augen tropfen, während meine Feinde sich des Lebens freuen und sich in der Stille über den schwachen Greis lustig machen werden!“

Er schwieg, ein heftiger Schmerz erschütterte ihn und machte sich in einem Tränenstrom Luft.

Der Philosoph war tief gerührt von diesem namenlosen Kummer. Er hustete ein wenig, stieß einen dumpfen krächzenden Ton aus und räusperte sich.

Der Hauptmann wandte sich um und wies ihm einen Platz am kleinen Lesepult zu Häupten der Toten an. Auf dem Pult lagen mehrere Bücher.

„Ich will die drei Nächte schon irgendwie hinbringen und mein Pensum absolvieren,“ dachte der Philosoph, „dafür wird mir der Herr auch beide Taschen mit neuen glänzenden Goldstücken anfüllen.“

Er ging näher, räusperte sich noch einmal und begann zu lesen, ohne sich umzusehen, denn er hatte nicht den Mut, der Toten ins Gesicht zu blicken. Eine tiefe Stille umfing ihn: er merkte, daß der Hauptmann hinausgegangen war. Langsam wandte er den Kopf um, um die Tote anzusehen und

Ein Zittern lief durch seine Glieder: vor ihm lag das schönste Mädchen, das je auf Erden gelebt hatte. Wohl nie noch war in der Form der Gesichtszüge strenge Schönheit so mit Harmonie vereinigt gewesen wie hier. Sie lag da wie eine Lebende; die herrliche, zarte, schnee- und silberweiße Stirn schien auf eine intensive Gedankenarbeit hinzudeuten, die feinen edlen Brauen, die wie ein nächtliches Dunkel die sonnige Helle des Tages durchbrachen — schlangen sich stolz über die geschlossenen Augen; lange Wimpern senkten sich wie eine Schar spitzer Pfeile auf die vom Feuer geheimer Wünsche glühenden Wangen; die rubinroten Lippen schienen zu einem seligen Lächeln und zu Ausbrüchen des Glücks und der Freude bereit Und doch glaubte er in diesen Zügen etwas Schauerliches zu entdecken, das sich tief in seine Seele bohrte. Thoma fühlte einen quälenden Schmerz in seinem Herzen; es war, wie wenn mitten im Wirbel ausgelassener Fröhlichkeit und einer sich im wilden Taumel drehenden Menge jemand einen Choral angestimmt hätte. Die Rubinlippen leuchteten so rot wie Herzblut. Plötzlich glaubte er in ihrem Gesicht etwas furchtbar Vertrautes zu erkennen; mit völlig veränderter Stimme schrie er auf: „Es ist die Here . . .“ erblaßte, wandte die Augen ab und begann von neuem die Gebete herunterzulesen. Es war dieselbe Here, die er getötet hatte.

Als die Sonne herabzusinken begann, wurde die Verstor-

bene in die Kirche getragen. Der Philosoph stützte den schwarzen Sarg mit seiner Schulter und Eiseskälte durchrieselte ihn. Der Hauptmann ging selbst voran und hielt die rechte Seite des engen Totengehäuses mit der Hand fest. Die verwitterte hölzerne Kirche mit ihren drei kegelförmigen Kuppeln stand trübselig und moosbewachsen am Ende des Dorfes: man spürte, daß hier lange kein Gottesdienst gehalten worden war. Fast vor jedem Heiligenbilde brannten Kerzen. Der Sarg wurde in der Mitte der Kirche, gegenüber dem Altare hingestellt. Der alte Hauptmann küßte die Tote noch einmal, warf sich nieder, berührte den Boden mit der Stirn und verließ mit den Trägern die Kirche, nachdem er den Befehl gegeben hatte, dem Philosophen gut zu essen zu geben und ihn abends wieder in die Kirche zu führen. Als sie in die Küche traten, legten alle, die den Sarg getragen hatten, einer nach dem andern die Hand an den Ofen, was die Kleinrussen stets zu tun pflegen, wenn sie eine Leiche gesehen haben. Der Hunger, welchen der Philosoph um diese Zeit zu spüren begann, ließ ihn auf einige Augenblicke die Tote vollständig vergessen. Allmählich versammelten sich hier das ganze Gesinde, denn die Küche des Hauptmanns war eine Art Klub- oder Versammlungsort, und hier strömte alles zusammen, was im Hofe lebte, selbst die Hunde, die schweifwedelnd vor der Thür erschienen, um sich einen Knochen und andere Abfälle zu holen. Jeder, der irgendeinen Auftrag erhalten hatte, oder irgendwohin geschickt worden war, kam immer erst in die Küche, um sich einen Augenblick auf die Bank zu legen, auszuruhen und eine Pfeife zu rauchen. Alle Junggesellen, die im Hause lebten und in eleganten Kosakenröcken umherliefen, lagen fast den ganzen Tag lang auf dem Ofen, oder auf und unter den Bänken — mit einem Wort, überall, wo sich ein bequemes Ruheplätzchen fand. Außerdem hatte immer jemand etwas in der Küche vergessen: seine Mütze, die Peitsche, die für die fremden Hunde bestimmt

war, oder etwas Ähnliches. Aber die zahlreichste Gesellschaft fand sich doch erst zum Abendbrot zusammen, dann kamen auch der Pferdehirt, der seine Pferde in die Hürden getrieben, und der Viehhirt, der die Kühe zur Tränke geführt hatte, und alle die, die am Tage nicht zu sehen gewesen waren. Beim Abendbrot wurde auch die schweigsamste Zunge redselig. Hier wurde gewöhnlich alles besprochen: wer sich neue Hosen genäht hatte, was sich im Innern der Erde befindet, und wer einen Wolf gesehen hatte. Hier kamen auch die Wigbolde zu ihrem Recht, an denen unter den Kleinrussen ja kein Mangel ist.

Der Philosoph setzte sich im Freien, mit vielen andern in einem großen Kreis, dicht an der Küchenschwelle nieder. Bald erschien eine Frau mit einem roten Kopftuch an der Thür; sie trug eine Schüssel mit heißen Klößen in den Händen und stellte sie in die Mitte vor die Hungrigen hin, die sich zum Abendessen anschickten. Jeder holte seinen Holzlöffel, und in Ermangelung eines Besseren, ein hölzernes Stäbchen aus der Tasche. Als die Kinnbacken sich langsamer zu bewegen anfangen und der Wolfshunger der ganzen Gesellschaft ein wenig gestillt war, begannen mehrere von den Anwesenden, sich zu unterhalten. Das Gespräch wandte sich natürlich der Verstorbenen zu.

„Ist es wahr,“ fragte ein junger Schafhirt, der an seinem Pfeifenriemen so viel Knöpfe und Messingplatten angebracht hatte, daß er dem Kramladen einer kleinen Händlerin glich, „ist es wahr, daß das Fräulein — ohne daß ich ihr deswegen etwas Böses nachsagen wollte, — es mit dem Gottseibeius zu tun gehabt hat?“

„Wer? Unser Fräulein?“ sagte Dorosch, der unserem Philosophen schon von früher bekannt war, „ja, das war eine richtige Hexe. Ich will jeden Schwur darauf ablegen — daß sie eine Hexe war.“

„Hör auf, Dorosch, hör auf,“ sagte der andere, der schon

während der Fahrt eine große Neigung gezeigt hatte, alle Gegensätze zu mildern, „das geht uns nichts an, Gott mit ihr! Wozu sollen wir darüber sprechen.“ Aber Dorosch hatte gar keine Lust zu schweigen; er war erst eben mit dem Kellermeister in einer wichtigen Angelegenheit in den Keller gegangen, war, nachdem er sich ein paarmal über zwei oder drei Säffer gebeugt hatte, sehr aufgeräumt von dort zurückgekehrt und redete nun in einem fort.

„Was willst du! Daß ich schweigen soll?“ sagte er, „ja, sie ist doch aber auf mir selbst herumgeritten! Bei Gott, sie ist auf mir herumgeritten!“

„Onkelchen,“ rief der junge Schafhirt mit den vielen Knöpfen, „gibt es ein Zeichen, an dem man eine Hexe erkennen kann?“

„Nein,“ antwortete Dorosch, „die kann kein Mensch erkennen; du kannst den ganzen Psalter durchlesen und erkennst sie doch nicht!“

„Sag das nicht, Dorosch, man kann sie wohl erkennen,“ fiel ihm der Moralist von gestern ins Wort, „Gott hat nicht umsonst einem jeden sein besonderes Abzeichen gegeben: die Gelehrten sagen, daß die Hexen hinten ein kleines Schwänzchen haben.“

„Wenn sie alt wird, ist jedes Weib eine Hexe,“ sagte der alte Kosak Kaltblütig.

„Oh, oh, ihr seid mir die Rechten,“ rief die Alte, die eben frische Klöße in die Schüssel schüttete, „ihr seid mir rechte Wildschweine!“

Der alte Kosak, der Jawtuch hieß, aber den Spitznamen Kowtun erhalten hatte, schmunzelte vergnügt, als er sah, daß die Alte sich von seinen Worten getroffen fühlte, der Viehhirt aber brach in ein so wüstes Gelächter aus, als hätten zwei Ochsen sich gegenübergestellt und zu gleicher Zeit losgebrüllt.

Das begonnene Gespräch hatte die Neugierde und den dringenden Wunsch des Philosophen geweckt, Genaueres über die Tochter des Hauptmanns zu erfahren, und er fragte daher, um wieder auf das alte Thema zurückzukommen, seinen Nachbar:

„Ich möchte doch wissen, warum halten alle, die hier beim Abendbrot sitzen, die Tochter des Herrn für eine Hexe? Hat sie denn jemanden etwas Böses zugefügt? Oder ihn gar behext?“

„Es ist alles schon dagewesen,“ sagte einer der Zunächststzenden, der ein ganz glattes Gesicht hatte, das so eben war wie eine Schaufel.

„Wer erinnert sich nicht noch des Jägers Mikita, oder des . . .“

„Und was ist mit dem Jäger Mikita geschehen?“ fragte der Philosoph.

„Halt! Ich will die Geschichte vom Jäger Mikita erzählen,“ rief Dorosch.

„Nein, ich will die Geschichte vom Mikita erzählen!“ schrie der Pferdehirt, „es war doch mein Gevatter!“

„Nein, ich will die Geschichte vom Jäger Mikita erzählen,“ sagte Spirid.

„Laßt ihn erzählen, laßt Spirid erzählen!“ riefen alle.

Spirid begann. „Du hast Mikata nicht gekannt, Herr Philosoph. Ja, das war ein seltener Mensch. Jeden Hund kannte er wie seinen leiblichen Vater. Der jetzige Hundeaufseher, Mikolo, der dritte dort in der Reihe, reicht lange nicht an ihn heran, obgleich er seine Sache auch gut versteht, aber gegen Mikita ist er nichts wie Schund und Dreck.“

„Du erzählst ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet,“ warf Dorosch ein und nickte zufrieden mit dem Kopfe.

Spirid fuhr fort. „Noch ehe du dir den Tabak aus der Nase wischst, hat der den Hasen gesehen. Es kam vor, daß er

den Hunden zurief: „Auf, Räuber, auf!“ und schneller saß er selbst schon auf dem Gaul und sauste mit Windeseile davon. Es war unmöglich, vorauszusagen, ob er — die Hunde, oder die Hunde — ihn überholen würden. Der goß euch ein Viertel Branntwein hinunter, wie wenn nichts passiert wäre. Ein herrlicher Jäger! Aber plötzlich fing er an, sich in einem fort nach dem Gräulein umzusehen. War er in sie verschossen oder hatte sie ihn schon behext, kurz, der Mann war verloren und ein richtiger Weiberknecht geworden. Weiß der Teufel, was aus dem geworden war. Pfui — man schämt sich, es auszusprechen.“

„Ausgezeichnet,“ sagte Dorosch.

„Das Gräulein brauchte ihn nur anzusehen und die Zügel glitten ihm aus den Händen. Den ‚Räuber‘ nannte er ‚Brauner‘, er stotterte fortwährend und trieb weiß Gott was für einen Unsinn. Einmal kam das Gräulein in den Stall, wo er die Pferde putzte. ‚Erlaub‘ mal, Mikita,‘ sagte sie, ‚daß ich meinen Fuß auf dich setze.‘ Und der Esel — freut sich noch und sagt: ‚Nicht bloß deinen Fuß, setz dich ganz auf mich.‘ Das Gräulein hob den Fuß in die Höhe, und wie er ihr nacktes, volles, weißes Bein sieht, da hat mich der Zauber völlig betäubt, sagte er. Der Esel bückte sich, faßte ihre nackten Beine mit seinen Händen und begann zu galoppieren wie ein Pferd, immer die Felder entlang und immer weiter; wohin sie eigentlich geritten waren, das wußte er nie zu sagen. Jedenfalls kam er halbtot zurück und wurde von da ab dürr und mager wie ein Rienspan; als man einmal in den Pferdestall kam, lag an der Stelle, wo er sonst zu schlafen pflegte, nur ein Haufen Asche und ein leerer Eimer; er war verbrannt, ganz von selbst verbrannt. Und war doch ein Jäger gewesen, wie man auf der ganzen Welt keinen zweiten findet!“

Als Spirid seine Erzählung beendet hatte, begann man sich allseits der Vorzüge des früheren Jägers zu erinnern.

„Hast du auch nichts von dem Scheptschicha gehört,“ wandte sich Dorosch an Choma.

„Nein.“

„He! Sieh an! Man scheint euch in der Bursa nicht viel Gescheites beizubringen. Na, paß mal auf. Wir haben im Dorf einen Kosaken, Scheptun, einen feinen Kosaken sag' ich dir. Er liebt es zwar, hin und wieder was zu stibitzen und einen ohne Grund anzulügen — aber er ist doch ein feiner Kosak. Seine Hütte liegt nicht weit von hier. Einst setzten sich also Scheptun und seine Frau zum Abendbrot, es war so um dieselbe Zeit wie jetzt; nach dem Abendessen legten sie sich nieder, und weil das Wetter schön war, legte sich die Frau auf den Hof, während sich Scheptun in der Hütte auf einer Bank ausstreckte, oder nein: die Frau lag in der Hütte auf der Bank und Scheptun auf dem Hof . . .“

„Die Frau legte sich auch nicht auf die Bank, sondern auf den Boden,“ rief eine Alte dazwischen, die auf der Schwelle stand und, den Kopf in die Hand gestützt, zuhörte.

Dorosch sah sie an, schlug die Augen nieder, sah sie dann noch einmal an und sagte nach einer Weile: „Wenn ich dir öffentlich deinen Unterrock aufstreife, wird dir das sicher nicht angenehm sein.“

Die Warnung verfehlte ihre Wirkung nicht; die Alte schwieg und hütete sich, ihn noch einmal zu unterbrechen.

Dorosch fuhr fort. „In der Wiege, welche mitten in der Hütte hing, lag ein einjähriges Kind, ich weiß es nicht mehr, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war. Die Frau des Scheptun lag eine Weile da, da hört sie plötzlich, wie der Hund vor der Hütte scharrt und heult und heult, — es war um davonzulaufen. Die Frau erschrickt — die Weiber sind ja so ein dummes Volk, steckt ihnen abends die Zunge durch die Türspalte, so verlieren sie den Kopf vor lauter Angst — sie denkt aber doch: ich werde dem verdammten Hund eins auf die

Schnauze geben, dann wird er wohl mit seinem Geheul aufhören. Sie nimmt also die Ofenzange und will die Thür öffnen, kaum aber hat sie sie ein wenig aufgetan, da springt der Hund zwischen ihren Beinen hindurch und stürzt auf die Wiege des Kindes los. Jetzt sah die Frau erst, daß es gar kein Hund war, sondern das Gräulein — ja wenn es noch das Gräulein gewesen wäre, wie sie es sonst gesehen hatte — das wäre noch nicht so schlimm gewesen; aber die Sache war eben die und der Umstand der: sie war ganz dunkelblau, und ihre Augen glühten wie feurige Kohlen. Sie ergriff das Kind, biß ihm die Gurgel entzwei und fing an, ihm das Blut auszusaugen. Die Frau schrie bloß: Ach und weh, und stürzte aus der Hütte. Als sie sah, daß die Thür im Glur verschlossen war, kroch sie auf den Dachboden: da sitzt nun das dumme Weib und zittert, aber plötzlich sieht sie, wie das Gräulein ihr auf den Boden nachklettert — und hier wirft sich das Gräulein über das dumme Weib und fängt an, sie zu beißen. Am nächsten Morgen holt Scheptun seine Frau ganz blau und zerbitzen vom Boden herunter — und am folgenden Tage starb das dumme Weib. Was es nicht für Dinge und Vorfälle gibt! Ja, ja, wenn sie auch von vornehmer Herkunft ist — eine Hexe bleibt sie doch!"

Nach dieser Erzählung blickte sich Dorosch zufrieden im Kreise um und bohrte seine Singer tief in die Pfeife, um sie von neuem zu stopfen. Das Hexenthema war unerschöpflich, ein jeder brannte darauf, etwas zu erzählen. Zu dem einen war die Hexe in Gestalt eines Heuschobers bis dicht an die Thür gekommen; einem andern hatte sie die Mütze oder die Pfeife gestohlen; vielen Mädchen im Dorfe hatte sie die Zöpfe abgeschnitten und andern das Blut eimerweise ausgesogen.

Endlich merkte die ganze Gesellschaft, daß sie sich erheblich verplaudert hatte, denn es war auf dem Hofe stockfinster geworden. Alle suchten ihr Lager auf, das sich theils in der

Küche, teils auf dem Speicher oder im Hofe befand. „Nun, Herr Choma! für uns ist es jetzt Zeit, zu der Toten zu gehn,“ sagte der alte Kosak, indem er sich an den Philosophen wandte; sie gingen also zu viert — Spirid und Dorosch kamen auch mit — zur Kirche und wehrten mit ihren Peitschen die Hunde ab, die in Massen auf der Dorfstraße herumlungerten, bellten und sich wütend in die Peitschengriffe verbissen.

Je mehr sie sich der erleuchteten Kirche näherten, um so lebhafter war die Angst, die der Philosoph im geheimen in seinem Herzen aufsteigen fühlte, obschon er sich durch einen tüchtigen Krug Schnaps gestärkt hatte. Die Geschichten und Abenteuer, die er soeben gehört hatte, hatten seine Phantasie noch mehr erregt. Die Dunkelheit, die in der Nähe des Staketenzaunes und unter den Bäumen herrschte, erhellte sich ein wenig, die Strecke wurde freier. Endlich traten sie in die alte Umfriedung vor der Kirche ein: da gab es keinen Baum, nur ödes Feld, und dahinter lagen in nächtliches Dunkel gehüllte Wiesen. Die drei Kosaken stiegen mit Choma die steilen Stufen der Treppe bis zum Glur hinauf und betraten die Kirche. Hier wünschten sie dem Philosophen eine glückliche Vollendung seiner Aufgabe und gingen fort, nachdem sie auf Befehl ihres Herrn die Thür hinter ihm geschlossen hatten.

Der Philosoph war allein. Erst gähnte er ein paarmal, dann streckte er sich, blies in beide Hände und sah sich endlich in der Kirche um. In der Mitte stand der schwarze Sarg. Vor den dunklen Heiligenbildern brannten Kerzen, aber das Licht erleuchtete nur den Altar und warf einen schwachen Schimmer bis in die Mitte der Kirche. Der hohe altertümliche Altar machte einen recht gebrechlichen Eindruck; das durchbrochene und vergoldete Schnitzwerk hatte nur noch an ganz vereinzelter Stellen seinen Glanz bewahrt, die Vergoldung war stellenweise abgebröckelt oder nachgedunkelt. Die Gesichter der Heiligen waren ganz schwarz und blickten sehr düster und



Nikolaus Gogol

ernst aus den Rahmen. Der Philosoph sah sich noch einmal um. „Nun,“ sagte er, „wovor hätte ich mich hier zu fürchten? Kein Mensch kann herein, und gegen Tote und Gespenster aus der andern Welt habe ich meine Gebete; wenn ich die hersage, wird kein Geist es wagen, mich auch nur mit einem Finger zu berühren. Ach was,“ fügte er resigniert hinzu, „also fangen wir an zu lesen.“ Als er in die Nähe des Chors kam, erblickte er einige Bündel Kerzen. „Das ist ausgezeichnet,“ dachte der Philosoph, „ich werde die ganze Kirche taghell erleuchten! Schade nur, daß man hier im Gotteshause keine Pfeife rauchen darf!“

Und er fing an, jedes Gesims, jedes Lesepult und jedes Heiligenbild mit Kerzen zu versehen; er sparte nicht mit ihnen, und bald war die ganze Kirche von Licht erfüllt. Nur oben schien die Dunkelheit noch größer geworden zu sein, und die düsteren Heiligen schauten noch finsterner aus ihren altmodischen, geschnitzten Rahmen, deren Vergoldung hier und da aufblitzte. Er näherte sich dem Sarge und blickte verstohlen der Toten ins Antlitz — ein leichtes Krösteln durchlief seine Glieder. Er mußte die Augen schließen vor dieser dämonisch strahlenden Schönheit!

Er wandte sich ab und wollte gehen; aber infolge einer seltsamen Neugierde, die den Menschen besonders in Augenblicken der Angst zu quälen pflegt, konnte er es nicht unterlassen, im Fortgehen noch einen Blick auf die Tote zu werfen, und als derselbe Schauer ihn durchrieselte, sie noch einmal anzusehen. Und in der That, die grausame Schönheit der Verstorbenen erschien ihm schrecklich. Vielleicht hätte sie diese lähmende Furcht nicht hervorgerufen, wenn sie weniger schön gewesen wäre. In den Zügen war nichts Schlaffes, Trübes, Erstarrtes; es war dem Philosophen, als wenn ihn die Tote trotz ihrer geschlossenen Augen ansähe. Es schien ihm, als ob eine Träne zwischen den Wimpern des rechten Auges hervor-

quelle, und als sie über die Wange rollte, sah er deutlich, daß es ein Blutstropfen war.

Er trat schnell zum Chor, schlug das Buch auf und begann, um sich Mut zu machen, so laut als möglich zu lesen. Seine Stimme schlug gegen die längst verstummten, tauben Holzwände, aber sein voller Bass fand in der Totenstille kein Echo und erschien dem Leser rauh und fremd. „Wovor soll ich mich fürchten,“ dachte er sich, „sie wird doch nicht aus dem Sarge aufstehen! Sie wird doch Furcht vor dem Wort Gottes haben! Sie soll ruhig liegen bleiben! Was wäre ich für ein Kosak, wenn ich Furcht hätte? Sicher, ich habe ein wenig zu viel getrunken, daher ist mir's so unheimlich. Ich will jetzt eine Prise nehmen. Sm, ein feiner Tabak! Ein herrlicher Tabak!“ Allein, während er die Seiten umblättert, schielte er immer wieder nach dem Sarge, und ein unabweisbares Gefühl flüsterte ihm ins Ohr: „Jetzt wird sie gleich aufstehen. Da — jetzt erhebt sie sich. Jetzt sieht sie hierher!“

Aber nichts störte die Totenstille, der Sarg stand unbeweglich da, und die Kerzen strömten ein ganzes Meer von Licht aus. Wie schrecklich ist doch eine hellerleuchtete Kirche — nachts, wenn sie einen Leichnam beherbergt, und keine Menschenseele in ihr ist!

Er erhob seine Stimme und begann in den verschiedensten Tonarten zu singen, um den Rest von Angst in seiner Seele zu betäuben. Aber immer wieder wanderten seine Augen zum Sarge, wie wenn sie unwillkürlich fragen wollten: „und was wird geschehen, wenn sie sich plötzlich erhebt und aus dem Sarge steigt?“

Allein der Sarg rührte sich nicht. Wenn auch nur das kleinste Geräusch zu hören gewesen wäre! Wenn nur ein lebendes Wesen einen Laut von sich gegeben hätte! Aber nicht einmal ein Heimchen machte sich im Winkel bemerkbar. Nur dann und wann hörte man das schwache Knistern einer ent-

fernten Kerze, oder den leicht aufklopfenden Ton eines zu Boden fallenden Wachströpfchens.

„Wie wenn sie aufstünde!“

Sie erhob den Kopf

Er schaute wild um sich und rieb sich die Augen. Wahrhaftig, sie lag nicht mehr, sie saß aufrecht im Sarge. Er wandte den Blick ab, aber im nächsten Moment sah er wieder mit Schrecken nach dem Sarge. Sie war aufgestanden — und ging mit geschlossenen Augen durch die Kirche . . . immer wieder breitete sie die Arme aus, als wolle sie jemanden umschlingen!

Jetzt kam sie direkt auf ihn zu. In seiner Todesangst beschrieb er einen Kreis um sich und betete aus Leibeskräften. Er sagte alle Beschwörungen her, die ihn ein Mönch gelehrt, welcher sein ganzes Leben lang mit Hexen und bösen Geistern zu tun gehabt hatte.

Dicht vor dem Kreise blieb sie stehen. Man sah, sie hatte nicht die Macht, ihn zu überschreiten und wurde ganz blau, wie ein Mensch, der schon vor mehreren Tagen gestorben ist. Choma hatte nicht den Mut, sie anzusehen, sie war zu schrecklich. Ihre Zähne schlugen aufeinander, und sie öffnete ihre toten Augen, aber sie vermochte nichts zu sehen. Voller Wut — die sich deutlich in ihrem verzerrten Gesicht widerspiegelte — wandte sie sich nach der anderen Seite, und umschlang mit ihren ausgebreiteten Armen jeden Pfeiler, und betastete jede Ecke: sie wollte Choma fangen. Endlich blieb sie stehen, drohte mit dem Singer und legte sich wieder in ihren Sarg.

Der Philosoph konnte nicht gleich wieder zu sich kommen und blickte voller Furcht auf die enge Behausung der Hexe. Da aber riß sich der Sarg plötzlich mit einem Rucke los und begann mit furchtbarem Pfeifen durch die Kirche zu fliegen, wobei er die Luft nach allen Richtungen kreuzte. Der Philosoph sah ihn einen Augenblick dicht über seinem Kopf, aber er be-

merkte wohl, daß er den von ihm beschriebenen Kreis nicht zu berühren vermochte, und verstärkte seine Beschwörungen. Der Sarg stürzte mitten in der Kirche wieder herab und blieb unbeweglich liegen. Wieder erhob sich der Leichnam, der jetzt ganz blau und grün aussah. Da ertönte der ferne Ruf eines Hahnes: der Leichnam sank in den Sarg zurück, und der Deckel fiel krachend zu.

Dem Philosophen flog das Herz zum Zerspringen. Er war ganz in Schweiß gebadet, aber durch den Hahnschrei ermutigt, fing er an, schneller zu lesen, bis er sein Pensum Seite für Seite vollendet hatte. Beim ersten Frührot lösten ihn der Vorsänger und der alte Javtuch, der damals das Amt eines Kirchenvorstehers bekleidete, ab.

Nachdem der Philosoph sein fernes Lager erreicht hatte, konnte er noch lange nicht einschlafen. Endlich aber siegte die Müdigkeit, und er schlummerte bis zum Mittag. Als er erwachte, glaubte er das ganze nächtliche Abenteuer geträumt zu haben. Man gab ihm einen Quart Schnaps zur Stärkung. Beim Essen ermunterte er sich vollkommen, flocht ein paar Bemerkungen in die Unterhaltung ein und aß beinahe allein ein ziemlich ausgewachsenes Serkel auf. Aber ein unerklärliches Gefühl hielt ihn ab, von den Ereignissen in der Kirche zu sprechen, und er antwortete auf alle neugierigen Fragen: „Ja, es gab dort mancherlei Wunderbares.“ Der Philosoph gehörte zu den Menschen, welche sehr leutselig werden, wenn man ihnen gut zu essen gibt. Er lag, mit der Pfeife zwischen den Zähnen, auf der Bank, sah alle mit freundlichen Blicken an und spuckte unaufhörlich aus.

Nach dem Essen befand sich der Philosoph in der besten Laune. Er fand Zeit, durch das ganze Dorf zu spazieren und schloß fast mit allen Bekanntschaft; aus zwei Hütten wurde er sogar herausgeworfen, und eine hübsche junge Frau versetzte ihm einen Schlag mit der Schaufel, als er in seiner

Neugierde nachprüfen wollte, aus was für einem Stoff ihr Hemd und ihr Rock genäht wären. Aber je näher der Abend heranrückte, um so nachdenklicher wurde der Philosoph. Eine Stunde vor dem Abendbrot versammelte sich fast das ganze Gefinde, um „Grüze“ oder „Klötzchen“ zu spielen, eine Art Regelspiel, bei dem man statt der Kugeln lange Stöcke benutzt, und wo der Gewinner dann das Recht hat, auf dem Rücken seines Partners herumzureiten. Dieses Spiel hatte für den Zuschauer etwas äußerst Interessantes: oft stieg der Pferdehirt, ein breitschulteriger Kerl, der aufgeschwemmt war wie ein Pfannkuchen, auf den Rücken des Schweinehirten, eines elenden, ganz runzeligen Männchens. Ein anderes Mal mußte der Pferdeknecht seinen Rücken darbieten, und Dorosch sagte jedesmal, wenn er ihn bestieg: „Das ist ein kräftiger Stier.“ Die solideren Leute saßen an der Küchenschwelle, rauchten ihre Pfeifen und blieben immer ernst, auch wenn die Jungen sich über einen Witz des Pferdeknechts oder Spirids vor Lachen ausschütten wollten. Choma machte vergeblich den Versuch, am Spiele teilzunehmen; ein finsterer Gedanke saß ihm wie ein Nagel im Kopf. Beim Abendbrot gab er sich die größte Mühe, munter zu sein, aber seine Angst stieg in dem Maße, als die nächtliche Dämmerung den Himmel überzog.

„Nun wird es auch Zeit für uns, Herr Seminarist,“ sagte der uns bekannte alte Kosak, indem er zugleich mit Dorosch aufstand, „komm, gehen wir an die Arbeit!“

Man führte Choma wie am vorigen Abend in die Kirche und wieder ließ man ihn allein; da stieg die Angst aufs neue in ihm auf. Wieder sah er die düsteren Heiligenbilder, die glänzenden Rahmen und den bekannten schwarzen Sarg, der in drohender Stille unbeweglich in der Mitte der Kirche stand.

„Nun, all diese Zaubereien sind mir ja jetzt nichts Neues mehr,“ sagte er, „das ist nur zum erstenmal so schrecklich.“

Ja, das erstemal ist es etwas peinlich, — aber später ist es schon nicht mehr so schlimm, dann ist es gar nicht mehr schrecklich.“

Eilig betrat er den Chor, beschrieb einen Kreis um sich, sagte einige Beschwörungen her und begann laut zu lesen, fest entschlossen, die Augen nicht vom Buche zu erheben und auf nichts zu achten. Er mochte etwa eine Stunde gelesen haben und begann schon müde zu werden und dann und wann zu husten; er nahm daher seine Tabaksdose aus der Tasche; ehe er jedoch eine Prise nahm, schielte er scheu nach dem Sarge. Sein Herz erstarrte.

Die Tote stand vor ihm, dicht vor dem Kreise und bohrte ihre erloschenen grünen Augen in die seinen. Der Seminarist erbehte, Eiseskälte durchrieselte seinen ganzen Körper. Er heftete seine Augen auf das Buch und begann seine Gebete und Beschwörungen lauter herzusagen; hierbei hörte er, wie die Tote mit den Zähnen flapperte, und fühlte, wie sie ihre Arme ausbreitete, um ihn zu umschlingen. Er schielte mit einem Auge nach der Toten hin, und sah, daß diese nicht dahin griff, wo er stand — es war also klar, daß sie ihn nicht sehen konnte. Sie begann dumpf zu murren und sprach mit erstorbenen Lippen drohende Worte, die heiß aufzischten wie das Brodeln kochenden Peches. Er hätte nicht sagen können, was diese Worte zu bedeuten hatten, aber sie mußten etwas ganz Schreckliches enthalten. In seiner Todesangst begriff jedoch der Philosoph, daß es Beschwörungen waren. Nach ihren Worten erhob sich ein Sturm in der Kirche, ein Lärm wie von unzähligen Flügeln, die durch die Luft rauschten. Er hörte, wie die Flügel gegen die Fensterscheiben und eisernen Fensterrahmen der Kirche schlugen, er hörte es winseln und an dem Eisen fragen, eine ungeheuerere Kraft stieß donnernd gegen die Tür und wollte sie aufbrechen. Sein Herz schlug fortwährend zum Zerspringen, mit geschlossenen Augen

las er seine Gebete und Beschwörungen — endlich ertönte etwas in der Ferne — es war ein ferner Hahnenschrei. Der gepeinigte Philosoph hielt inne und wurde ruhiger.

Als die Ablösung kam, fand man ihn halbtot an der Wand lehrend, und er stierte die hereintretenden Kosaen mit blöden Augen an. Sast mit Gewalt führten sie ihn hinaus und mußten ihn unterwegs die ganze Zeit über stützen. Als sie im Herrenhof ankamen, ermannte er sich jedoch und verlangte einen Quart Branntwein. Nachdem er ihn ausgetrunken hatte, strich er über sein Haar und sagte: „Es gibt viel Lumpenzeug auf der Welt. Und so viel Schreckliches . . .“ Hierbei fuhr seine Hand durch die Luft.

Die Umstehenden ließen bei diesen Worte die Köpfe hängen. Selbst ein kleiner Junge, den alle im Hof schieben und stoßen zu können glaubten, wenn es den Stall zu reinigen oder Wasser zu tragen galt — selbst dieser arme Junge sperrte das Maul auf.

In diesem Augenblicke ging eine nicht mehr ganz junge Frau vorüber, deren enganliegendes Oberkleid ihre vollen drallen Hüften sehen ließ; sie war die Gehilfin der alten Köchin und ein furchtbar kokettes Frauenzimmer, dessen Kopftuch immer mit allerhand schönen Dingen aufgeputzt war: einem Endchen Band, einer Nelke, ja sogar, wenn gar nichts Besseres zur Hand war, mit einem Stückchen Papier.

„Guten Morgen, Thoma,“ sagte sie, als sie den Philosophen erblickte. „Hallo, was ist denn mit dir los?“ schrie sie auf und schlug die Hände zusammen.

„Ja was denn, dummes Weib!“

„Mein Gott, du bist ja ganz grau!“

„Herrgott, Herrgott! Sie hat wirklich recht!“ sagte Spirid und sah ihn genauer an. „Du bist wirklich ganz grau geworden, wie unser alter Jartuch!“

Als der Philosoph dies hörte, lief er schnell in die Küche,

wo er ein kleines dreieckiges und ganz von Fliegen beschmutztes Stückchen Spiegel an der Wand gesehen hatte; es war mit Vergißmeinnicht, Nelken und sogar mit einer Girlande geschmückt, was darauf hindeutete, daß es einer putzsüchtigen Kofette bei der Toilette diene. Mit Schrecken sah Thoma, daß sie die Wahrheit gesprochen hatte, die Hälfte seines Kopfes war wirklich ganz weiß!

Thoma Brut ließ den Kopf hängen und überließ sich seinen Gedanken. „Ich will zu dem Herrn gehen,“ sagte er endlich, „ich will ihm alles erzählen und ihm erklären, daß ich die Gebete nicht mehr lesen will. Er soll mich gleich nach Kiew zurückschicken.“

Mit diesem Entschluß ging er auf die Freitreppe des Herrschaftshauses zu. Der Hauptmann saß fast regungslos in seinem Zimmer. Der trostlose Gram, den Thoma schon früher auf seinem Gesichte bemerkt hatte, verdüsterte noch immer seine Züge, und seine Wangen waren vielleicht noch etwas hohler geworden. Man sah, daß er nur wenig oder gar keine Nahrung zu sich nahm. Die ungewöhnliche Blässe gab seinem Gesicht eine geradezu steinerne Unbeweglichkeit.

„Guten Morgen, du Ärmster,“ sagte er, als er Thoma erblickte, der mit der Mütze in der Hand in der Türe stehen blieb. „Nun, wie geht's? Ist alles in Ordnung?“

„In Ordnung? Jawohl, das ist eine schöne Ordnung! Das ist ja der reinste Herensabbat, daß man am liebsten seine Mütze nehmen und davonlaufen möchte, soweit einen die Süße tragen!“

„Wieso?“

„Ja, Herr, Eure Tochter . . . Wenn man sich's ordentlich überlegt . . . sie ist ja von vornehmer Abkunft, das wird niemand leugnen . . . aber nehmt es mir nicht übel, Gott gebe ihrer Seele Ruhe . . .“

„Was ist denn mit meiner Tochter?“

„Sie hat sich dem Teufel verschrieben. Es geschehen solche furchtbaren Dinge — da hilft kein Lesen und kein Beten . . .“

„Lies nur, lies. Sie hat dich nicht umsonst hierhergerufen, sie war um ihr Seelenheil besorgt, das liebe Kind, und wollte alle Versuchungen durch Gebete zuschanden machen . . .“

„Ich stehe in Ihrer Macht, Herr, aber bei Gott, ich kann nicht mehr!“

„Lies, lies nur weiter,“ fuhr der Hauptmann in dem gleichen mahnenden Tone fort, „es ist doch nur noch eine Nacht übrig geblieben, und du tust ein christliches Werk. Ich werde dich gut belohnen.“

„Und wenn die Belohnung noch so groß wäre, Herr! Nein, wie Ihr wollt, ich lese nicht mehr,“ sagte Thoma entschlossen.

„Hör mal, Philosoph,“ sagte der Hauptmann, und seine Stimme wurde stark und drohend, „ich liebe solche Scherze nicht. So etwas magst du in deiner Bursa machen, aber nicht bei mir. Wenn ich dich durchprügeln lasse, dann sieht es etwas anders aus, als bei eurem Rektor — Weißt du, was ein guter lederner Riemen ist?“

„Wie sollte ich nicht?“ sagte der Philosoph und ließ die Stimme sinken: „ein jeder weiß, was lederne Riemen sind — eine größere Portion davon — das kann niemand aushalten.“

„Ja. Aber du weißt wohl noch nicht, wie meine Leute sich aufs Prügeln verstehen,“ sagte der Hauptmann drohend und erhob sich; seine Züge nahmen eine gebieterische und grausame Miene an, in der sich die ganze Zügellosigkeit seines Charakters spiegelte, die eben nur durch den Kummer ein wenig eingeschläfert war. „Bei mir wird erst geprügelt, dann Brantwein darauf gegossen, und dann geht's von neuem los. Geh, vollende deine Arbeit. Tust du es nicht — so stehst du nie wieder auf; gehorchst du mir dagegen — so gibt's tausend Goldstücke!“

„Herrgott, das ist ja ein Teufelskerl,“ dachte der Philo-

soph, als er hinausging, „mit dem darf man nicht spaßen. Daß auf, Freundchen, ich werde Sersengeld geben, daß du mich mit all deinen Sunden nicht einholen sollst.“

Thoma Brut war fest entschlossen, auszureißen. Er wartete nur noch die Zeit bis nach dem Mittagessen ab, wo das Gesinde sich ins Heu unter den Speichern zu legen pflegte, um mit offenem Munde in ein so schreckliches Pfeifen und Schnarchen auszubrechen, daß sich der Herrschaftshof in eine Fabrik zu verwandeln schien.

Endlich war es so weit. Selbst Jawtuch streckte sich in der Sonne aus und schloß die Augen. Zitternd und zagend schlich sich der Philosoph in den herrschaftlichen Garten, von wo er leicht und unbemerkt ins freie Feld zu gelangen hoffte. Der Garten war, wie das gewöhnlich der Fall ist, unglaublich verwildert und schien daher für allerlei geheime Unternehmungen besonders geeignet. Mit Ausnahme eines kleinen Fußpfades (der zu wirtschaftlichen Zwecken ausgetreten worden war), waren alle Wege dicht von Kirschbäumen, Holundersträuchern und Kletten verwachsen, die ihre langen Stengel mit den flebrigen, rosafarbenen Blüten hoch hinaufstreckten. Die Spitzen des bunten Gemischs von Bäumen und Sträuchern war wie mit einem Netze von Hopfenranken überzogen. Sie bildeten gewissermaßen ein Schutzdach, das auf dem geflochtenen Zaune ruhte und sich in grünen, mit wilden Glockenblumen durchwachsenen Schlangenwindungen zur Erde hinabließ. Hinter dem Zaun, der den Garten begrenzte, zog sich ein förmlicher Wald von Steppengras hin: hier schien noch kein neugieriger Blick hineingeschaut zu haben, und die Sense, welche mit ihrer Klinge diese dicken holzharten Stengel zu schneiden versucht hätte, wäre sicher in Stücke zersprungen.

Als der Philosoph über den Zaun steigen wollte, flapper-ten seine Zähne, und sein Herz pochte so heftig, daß er selbst

erschraf. Die Schöße seines langen Rockes schienen an der Erde festzufließen, als hätte sie dort jemand angenagelt. Als er über den Zaun stieg, klang plötzlich ein betäubender Pfiff an sein Ohr, und eine Stimme schrie: „Wohin, wohin!“ Der Philosoph tauchte im Steppengras unter und begann zu laufen, wobei er in einem Fort über alte Wurzeln stolperte und Maulwürfe zertrat. Er sah nun, daß er nach dem Heidegras ein Stück Feld zu passieren hatte, hinter dem sich eine dichte Dornenhecke hinzog: dort glaubte er sich gerettet, da er jenseits der Hecke einen direkten Weg nach Kiew zu finden meinte. Mit einer geradezu unglaublichen Geschwindigkeit durchmaß er das Feld und befand sich plötzlich vor einer dichten Dornbuschhecke. Er kroch durch die Hecke, wobei er an jedem spitzen Dorn ein Segen seines Gewandes als Tribut zurückließ. Endlich gelangte er zu einem kleinen Hohlwege, wo eine Weide stand, die mit ihren weit ausgebreiteten Zweigen ab und zu die Erde berührte, und wo eine schmale, kristallklare Quelle wie lauter Silber erglänzte. Das erste, was der Philosoph tat, war, daß er niederkniete und zu trinken begann — denn er verspürte einen geradezu unerträglichen Durst. „Ein herrliches Wasser,“ sagte er, indem er sich die Lippen abtrocknete, „hier könnte man fein ausruhen!“

„Nein, es ist doch besser, wir laufen weiter, vielleicht sind uns die Verfolger schon auf den Fersen!“

Diese Worte ertönten dicht neben seinem Ohr. Er sah sich um — Javtuch stand vor ihm.

„So ein Teufel, dieser Javtuch,“ dachte der Philosoph, „ich würde dich mit Vergnügen bei beiden Beinen packen und deine verdammte Frage samt allen übrigen Körperteilen mit einem Eichenknüttel bearbeiten!“

„Wozu hast du so einen großen Umweg gemacht,“ fuhr Javtuch fort, „es wäre flüger gewesen, du hättest den Weg gewählt, den ich gegangen bin: er führt dicht beim Stall

vorbei. Dein Anzug tut mir leid. Solch ausgezeichnetes Tuch. Was hast du für die Elle bezahlt? — Doch jetzt sind wir genug spazierengegangen: es ist Zeit, nach Hause zu gehen.“

Der Philosoph fragte sich den Hinterkopf und folgte Javutuch langsam nach. „Jetzt wird mir die verdammte Hexe erst recht die Hölle heiß machen,“ dachte er. „Aber was soll denn das! Wovor habe ich Angst? Bin ich ein Kosaß oder nicht? Ich habe doch zwei Nächte hintereinander gelesen, so werde ich denn mit Gottes Hilfe auch wohl noch die dritte überstehen. Die verfluchte Hexe hat sicherlich viel auf dem Gewissen, daß der Böse so für sie eintritt.“

Mit diesen Gedanken beschäftigt, betrat er den Gutshof. Nachdem er sich durch solche und ähnliche Erwägungen Mut gemacht hatte, bat er Dorosch, der durch die Protektion des Kellermeisters manchmal Zutritt zum herrschaftlichen Keller hatte, ihm eine Flasche gewöhnlichen Brantweins zu verschaffen. Dann setzten sich beide Kameraden am Speicher nieder und leerten fast einen halben Eimer, so daß der Philosoph plötzlich aufsprang und schrie: „Musikanten her! Musikanten!“ und ohne zu warten, bis die Musikanten erschienen, auf einem freien Platz mitten auf dem Hofe einen Trepas zu tanzen begann. Er tanzte unaufhörlich bis zum Nachmittag. Das Gesinde, das, wie es in solchen Sälen üblich ist, einen Kreis um ihn gebildet hatte, spuckte zuletzt aus und zog sich zurück. Kopfschüttelnd meinten sie: „Wie kann ein Mensch nur so lange tanzen!“ Endlich sank der Philosoph auf derselben Stelle nieder und schlief ein; erst ein Kübel frischen Wassers vermochte ihn zu wecken, als man sich zum Abendbrot versammelte. Beim Essen redete er viel davon, was ein rechter Kosaß sei, und behauptete, daß ein Kosaß sich vor nichts fürchten dürfe.

„Es ist Zeit,“ sagte Javutuch, „komm, laß uns gehn.“

„Ich wollte, ich könnte dir ein Zündholz durch die Zunge

bohren, verfluchtes Schwein!" dachte der Philosoph, erhob sich jedoch und sagte: „Komm!"

Auf dem Wege zur Kirche sah sich der Philosoph fortwährend um und sprach ein paar Worte mit seinen Begleitern. Aber Jawtuch schwieg, und selbst Dorosch blieb stumm.

Es war eine höllische Nacht. Scharen von Wölfen heulten in der Ferne, selbst das Gebell der Hunde klang unheimlich.

„Es hört sich fast an, als wären das, was dort heult, gar keine Wölfe," sagte Dorosch. Jawtuch schwieg. Auch der Philosoph wußte nichts zu erwidern.

Sie näherten sich der Kirche und betraten den wackligen Holzboden, der deutlich verriet, wie wenig sich der Gutsherr um Gott und sein Seelenheil kümmerte. Jawtuch und Dorosch entfernten sich wie gewöhnlich, der Philosoph blieb allein.

Alles war wie am Tage zuvor. Alles hatte das gleiche, bekannte und drohende Aussehen. Choma blieb einen Augenblick stehen. Unbeweglich wie immer stand der Sarg der greulichen Häre in der Mitte des Gotteshauses. „Ich fürchte mich nicht, bei Gott, ich fürchte mich nicht," sagte Choma, beschrieb wie vormals einen Kreis um sich und rief sich alle Beschwörungen ins Gedächtnis. Die lautlose Stille war schrecklich: die Kerzen flackerten und erfüllten die Kirche mit ihrem hellen Licht. Der Philosoph schlug eine Seite um, dann die zweite und dritte: da bemerkte er plötzlich, daß er gar nicht das las, was im Buche stand. Vor Schreck befreuzigte er sich und begann zu singen. Das beruhigte ihn ein wenig: das Lesen ging jetzt wieder besser, er schlug eine Seite nach der andern um.

Da sprang plötzlich — inmitten der Stille — der eiserne Sargdeckel auf. Die Tote richtete sich empor. Sie war noch furchtbarer anzusehen als das erstemal. Die Zähne schlugen gräßlich aufeinander, die Lippen verzerrten sich krampfhaft und stießen heulende, schreckliche Verwünschungen hervor. Ein Sturm fegte durch die Kirche. Die Heiligenbilder stürzten zur

Erde, und die zerbrochenen Fenstergläser fielen flirrend auf den Boden. Die Thür wurde aus ihren Angeln gerissen, und eine Unzahl fürchterlicher Ungeheuer stürzte in das Gotteshaus. Sie schlugen mit ohrenbetäubendem Lärm ihre Flügel zusammen, kratzten mit ihren Krallen und erfüllten die Kirche mit einem schrecklichen Getöse. Alles flog und flatterte hin und her und spähte überall nach dem Philosophen.

Der letzte Rest seines Rausches war verschwunden. Thoma schlug ein Kreuz ums andere und las alle möglichen Gebete, die er kannte, durcheinander. Unterdessen aber hörte er, wie die Dämonen um ihn herumtobten, sie streiften ihn fast mit ihren Flügeln und berührten ihn mit ihren widerlichen Schwänzen. Er hatte nicht den Mut, sie sich genauer anzusehen: er bemerkte nur, daß ein riesiges Ungeheuer, das so lang wie die Wand war, vor ihm stand: Ein dichter Wald von gräulichen durcheinandergewirrten Haaren hüllte es ein: durch das Geflecht der Haare aber blickten zwei grausige Augen hervor, deren Brauen ein wenig in die Höhe gezogen waren. Über ihm in der Luft schwebte eine Art Riesenblase, aus deren Zentrum sich Tausende von Zangen und Skorpion-Stacheln hinausstreckten, an deren Enden große Klumpen schwarzer Erde hingen. Alle blickten den Philosophen an, spähten nach ihm und konnten ihn doch nicht sehen, denn er war von dem heiligen Kreise umgeben. „Führt den Wij her, führt den Wij her,“ schrie plötzlich die Stimme der Toten.

Mit einem Male trat in der Kirche eine tiefe Stille ein. Aus der Ferne vernahm man das Heulen der Wölfe, und gleich darauf erdröhnten schwere Schritte, die im Gotteshause laut widerhallten. Thoma warf einen scheuen Blick auf die Thür und sah, wie ein untergesetztes, stämmiges, täppisches Menschenwesen hineingeführt wurde. Es war ganz in schwarze Erde gehüllt. Seine gleichfalls mit Erde bedeckten Hände und Füße streckten sich wie zähe, knorrige Wurzeln empor, er stieß pol-

ternd mit den Füßen auf den Boden und stolperte beständig. Die großen Augenlider hingen ihm bis zur Erde herab, und voller Grauen gewahrte Choma, daß sein Antlitz von Eisen war. Die Geister führten das Ungetüm an der Hand und brachten es bis an die Stelle, wo Choma stand.

„Geht mir die Lider empor, ich sehe nicht,“ stöhnte Wij mit unterirdischer Stimme — und die ganze Dämonenschar stürzte auf ihn zu, um ihm die Lider emporzuheben.

Eine innere Stimme flüsterte dem Philosophen zu: sieh nicht hin. Aber er hielt es nicht aus und blickte hin.

„Da ist er,“ schrie Wij und deutete mit seinem eisernen Singer auf ihn, und alle Geister fielen über den Philosophen her. Atemlos stürzte er zu Boden und gab schreckerfüllt seinen Geist auf.

Da krachte der Hahn. Es war schon der zweite Schrei. Die Geister hatten den ersten überhört. Die geängstigten Dämonen zerstreuten sich nach allen Seiten: durch die Tür und durch die Fenster, nur um schnell zu entfliehen. Aber es war schon zu spät, sie blieben zwischen Türen und Fenstern hängen.

Als der Geistliche die Kirche betrat, blieb er beim Anblick einer solchen Schändung des Allerheiligsten auf der Schwelle stehen und wagte es nicht mehr, hier eine Messe abzuhalten. So blieb denn die Kirche mit den in den Fenstern und Türen festgebannten Ungeheuern in alle Ewigkeit leer. Wald, Wurzeln, Steppengras und wilde Dornhecken überwucherten sie, — und niemand wird je wieder den Weg zu ihr finden.

Als das Gerücht von diesen Begebenheiten bis nach Kiew drang und der Theologe Saljawa von dem Schicksal des Philosophen Choma hörte, versank er eine Stunde lang in tiefes Nachdenken. Seitdem war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Das Glück war ihm hold gewesen: nach Beendi-

gung des Kursus war er zum Glöckner des allerhöchsten Glockenturmes ernannt worden, und nun erschien er nie anders als mit einer zerschlagenen Nase, da die Treppe im Turm sehr schlecht gebaut war.

„Hast du schon gehört, wie es Choma ergangen ist?“ fragte ihn Tiberius Gorobez, als er ihm einmal begegnete, er war jetzt Philosoph und trug schon einen Schnurrbart.

„Es war Gottes Wille,“ sagte der Glöckner, „komm in die Schenke, wir wollen seiner bei einem Glase gedenken.“

Der junge Philosoph, der begeistert von seinen neuen Rechten Gebrauch machte — seine Hosen, sein Rock, ja selbst seine Mütze rochen stark nach Alkohol und Tabak — drückte sofort seine Bereitwilligkeit aus.

„Choma war doch ein herrlicher Mensch,“ sagte der Glöckner, als der lahme Wirt den dritten Krug vor ihm hinstellte, „ein famoser Kerl, und ist so um nichts und wieder nichts umgekommen!“

„Ich weiß, warum er umgekommen ist! Weil er Angst bekommen hat; hätte er sich nicht gefürchtet, so hätte die Here ihm nichts anhaben können. Man muß nur das Kreuz schlagen und ihr auf den Schwanz spucken — dann kann einem nichts geschehen! Ich kenne das ganz genau. Bei uns in Kiew sind doch alle Marktweiber Heren.“

Hier nickte der Glöckner zum Zeichen seines Einverständnisses mit dem Kopf. Aber als er merkte, daß seine Zunge sich nicht mehr bewegen und keine Laute mehr hervorbringen konnte, erhob er sich vorsichtig und ging taumelnd davon, um sich irgendwo abseits im Steppengras auszustrecken. Hierbei vergaß er es jedoch aus alter Gewohnheit nicht, eine alte Stiefelsohle einzustecken, die auf einer Bank lag.

Bemerkung des Herausgebers.

Folgende Beiträge sind mit Erlaubnis des Verlegers resp. der Autoren aus Werken entnommen, die im Verlage Georg Müller in München erschienen sind:

Das Totenschiff. Von Pierre Mille. (Aus: Marianne Übersee. Übersetzt von Maria Ewers aus'm Weerth.)

Der Sandmann. Von E. T. A. Hoffmann. (Aus: E. T. A. Hoffmann, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten, sowie zahlreichen Bildbeigaben. Herausgegeben von Carl Georg von Maaßen. Bd. 3.)

Wenn wir gestorben sind —. Von Frédéric Boutet. (Aus: Geschichten in der Nacht. Seltsamkeiten und Grotesken. Eingeleitet von H. H. Ewers.)

Ein Gesicht Karls XI. Von Prosper Mérimée. (Aus: Ausgewählte Novellen. Von Prosper Mérimée. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Richard Schaukal.)

Die Spinne. Von Hanns Heinz Ewers. (Aus: Die Befessenen. Seltsame Geschichten. Von Hanns Heinz Ewers.)

Die Maske des Roten Todes. Von Edgar Allan Poe. (Aus: Das schwatzende Herz und andere Novellen. Übersetzt von Gisela Egel. Mit 14 Bildbeigaben von Alfred Rubin.)

Die arge Nonn'. Von Karl Hans Strobl. (Aus: Die knöcherne Hand und andere Novellen. Von Karl Hans Strobl.)

Wir, der Fürst der Dämone. Von Nikolaus Gogol. (Aus: Nikolaus Gogol, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Dr. Otto Bueß. Bd. 4.)

Ferner wurden mit Erlaubnis der Verleger aufgenommen:

Der Gorla. Von Guy de Maupassant. (Aus: Novellen von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen übersetzt von Georg Freiherr von Ompteda. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1905.)

Meine selbsterlebte, wahre Geistergeschichte. Von Rudyard Kipling. (Aus: Im Dschungellande und daheim. Von Rudyard Kipling. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.)

Mit Erlaubnis des Autors wurde aufgenommen:

Das Präparat. Von Gustav Meyrink. (Aus: Orchideen. Sonderbare Geschichten von Gustav Meyrink. Albert Langen, Verlag, München.)
